This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

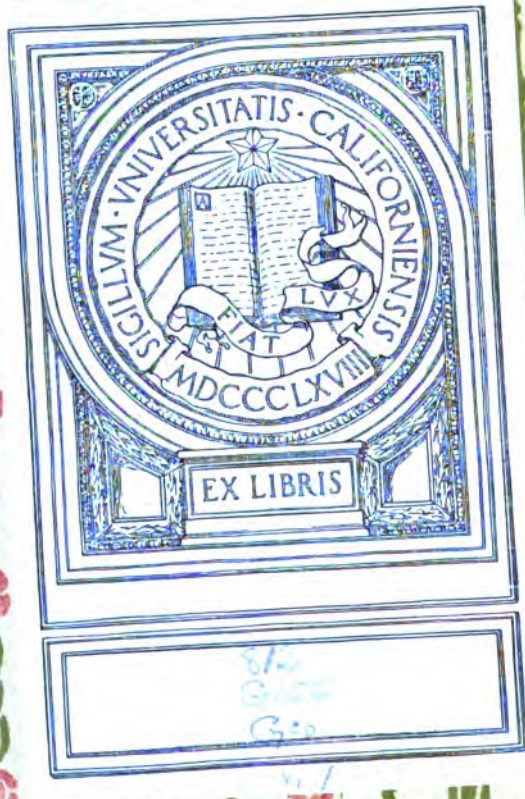
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

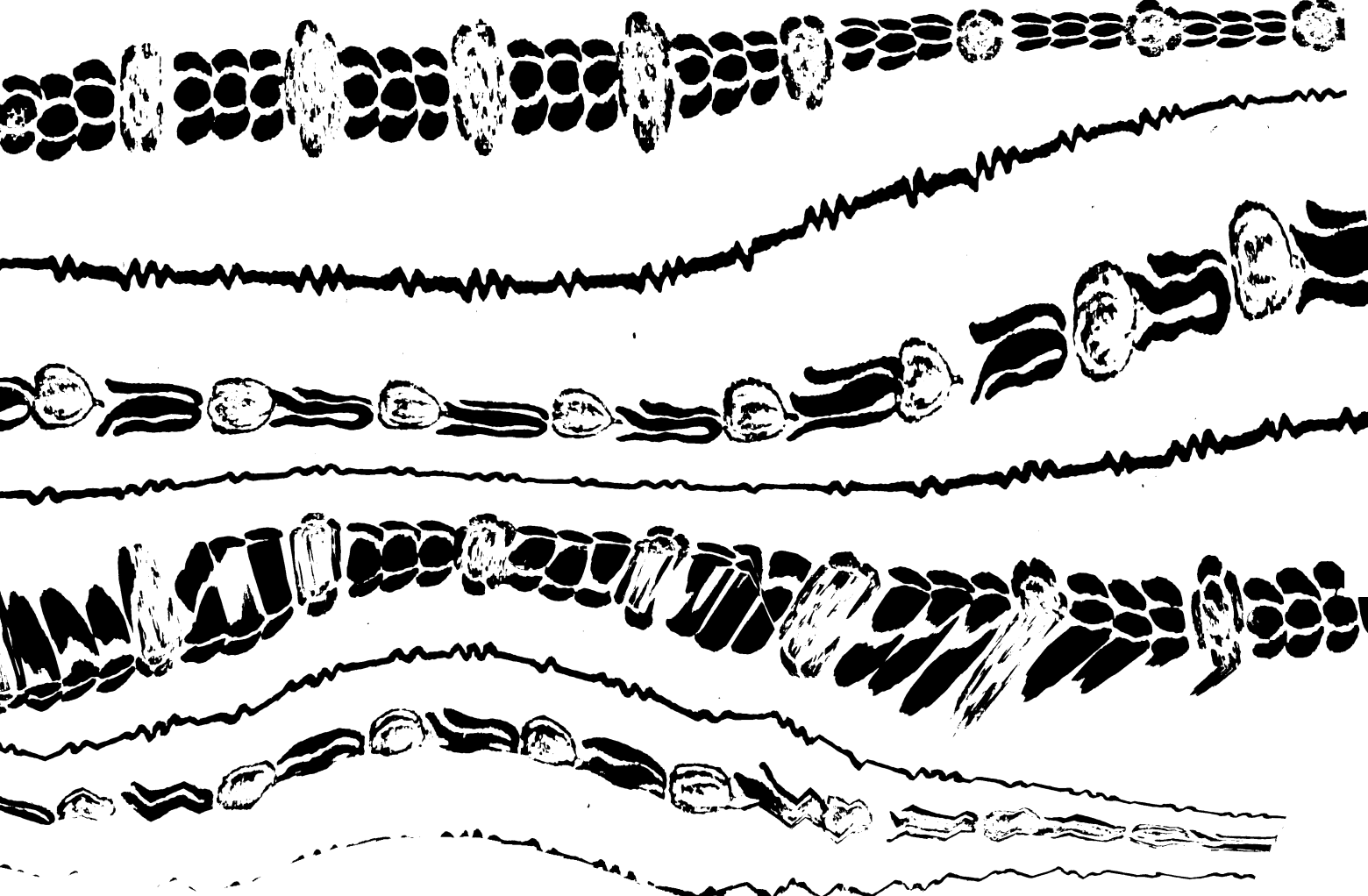
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die Briefe des Abbé Galiani

— Erſter Band —

Dieſes Werk wurde im Auftrage der Verlagsbuchhandlung Georg Müller in München in einer einmaligen Auflage von 835 Exemplaren in der Buchdruckerei M. Müller & Sohn, München V, hergeſtellt. 35 Exemplare ſind auf echtem van Geldern abgezogen

Dieſes Exemplar trägt die Nr. 118

Abbé Ferd. Galiani

(nach einem im Besitz des Baron C. Galiani in Neapel befindlichen Porträt)

Die Briefe

des

Abbé Galiani

Aus dem Französischen übertragen von Heinrich Conrad

Mit Einleitung und Anmerkungen

von

Wilhelm Weigand

Erster Band

Mit drei Beilagen

München und Leipzig
Verlag von Georg Müller
1907

UNIV. OF
CALIFORNIA

Der Abbé Galiani

von

Wilhelm Weigand

UNIV. OF CALIFORNIA

Fremde Kulturen kann man nur beurteilen, wenn man in ihrem Bannkreis gelebt hat. Der Außenstehende mag sich vielleicht zuweilen jenes Richterblicks erfreuen, der das Urteil der Geschichte vorwegnimmt; aber das innerste Wesen einer Kultur kann nur der Mensch würdigen, den sie gezwungen hat, ihren Forderungen des Tages und der Stunde nachzukommen, sei es als rein Genießender oder als Schöpfer, dessen Blick in die Tiefe dringt. Die Art und Weise, wie bedeutende Menschen auf diese Forderungen antworten, gehört zu den schönsten Schauspielen, die einem Psychologen begegnen mögen. Selbst wenn dabei, wie es bei Deutschen nur allzuleicht geschieht, die eigene Selbständigkeit in Gefahr gerät, entsteht ein Verhältnis, das zu edelster Kritik reizt, die ganz wohl auch reine Ablehnung sein kann; denn unseres eigenen Wesens werden wir nur an Gegensätzen bewußt, an denen wir leiden oder wachsen.

Freilich muß das Wesen dieser Kultur so beschaffen sein, daß sich der Fremde ihrer auch leicht bemächtigen kann. Von der deutschen zum Beispiel wird dies niemand behaupten wollen. Die einzige Kultur von einheitlichem Gepräge, die sich rühmen darf, daß irgend eine Seite ihres Wesens in einem fremden Geiste bedeutsamen Ausdruck gefunden habe, ist die französische, und dies hängt, um es gleich zu sagen, mit ihrem rationalistischen Charakter zusammen. Das, was in irgend einer Kultur unübersetzbar ist, was als geheimer Nebenton in allen Äußerungen ihrer eingeborenen Söhne mitschwingt, mag dabei wohl außer acht gelassen werden: der Geist allein spricht zu aller Welt; aber die zartesten Geheimnisse der Seele kommen in Schleiern einher, die nur der lüften darf, der ihre Muttersprache spricht.

MG18-17

Vier Fremde sind es, welche die reine Sprache der französischen Kultur gesprochen und ihren Schatz vermehrt haben: der Chevalier Hamilton[1], in dessen Denkwürdigkeiten der gallische Geist den leichtfertigsten Übermut entfaltet; Ferdinand Galiani, dessen Bedeutung den guten Europäern erst jetzt aufgeht; Grimm, der die Majestät des gallischen Geistes an den auswärtigen Höfen des 18. Jahrhunderts vertrat, und Heinrich Heine, dem die französische Lyrik mancherlei Anregung und der französische Journalismus vielfach Form und Manier verdankt.

Der tiefste Denker unter diesen vier Männern war der kleine Neapolitaner, den die Welt als Abbé Galiani kennt.

1.

Ferdinand Galiani wurde am 2. Dezember 1728 in Chieti als der Sohn des königlichen Auditors Marchese Matteo Galiani und der Anna Maria Ciaburra aus Lucerna geboren. Das Geschlecht der Galiani (Galleani, Gagliani, Galien) scheint gallischen Ursprungs zu sein: der französische Graf Galien de la Serre, der die Absicht hatte, die Werke Ferdinand Galianis herauszugeben, nennt sich in einem hierauf bezüglichen Briefe einen Verwandten des berühmten Neapolitaners[2], und auch die ganze Geistesrichtung des Abbé läßt den französischen Einschlag erkennen. Im Alter von acht Jahren wurde Ferdinand mit seinem ältern Bruder Bernhard nach Neapel in das Haus seines Onkels Cölestin Galiani, des Erzbischofs von Tarent und Thessalien geschickt, der die Erziehung seiner Neffen bis zum Jahre 1740 leitete und zunächst das Hauptgewicht auf die Kenntnis des Lateinischen legte. Als Monsignore Galiani, der in Neapel das Amt eines königlichen Almoseniers und des Präfekten der Hochschulen bekleidete, im Jahre 1740 in einer diplomatischen Mission nach Rom ging, vertraute er seine beiden Neffen den Cölestinern an, in deren Kloster St. Peter in Maietta die jungen Leute

[1]) Geb. 1646 in Irland, gest. 1720 in St. Germain-en-Laye. Seine „Mémoires du Comte de Gramont“ (1713) sind oft aufgelegt worden; seine geistreichen „Contes de féerie“ gab M. de Lescure 1873—74 in 4 Bänden neu heraus. [2]) B. Saverio Mattei, Galiani ed i sui tempi. Napoli, 1879.

zwei Jahre, bis zur Rückkehr ihres Onkels, verweilten. Unter den Lehrern Ferdinands, welcher schon als Knabe die größten Hoffnungen erweckte, ragten der Nationalökonom Antonio Genovesi (1712—1769), der damals einen gemäßigten Merkantilismus vortrug, und der Pater Bonafade hervor. Im Hause ihres Oheims hatten die jungen Leute Gelegenheit, die hervorragendsten Männer der Zeit kennen zu lernen: in der „Casa Galiani" verkehrte der hohe Klerus, der Adel, die Geistesaristokratie und alles, was das herrliche Land an bedeutenden Fremden herbeizog. Die weiteren Lehrer, die der gelehrte Rektor der Universität seinen Neffen gab, gehörten alle zu den Freunden des Hauses: dem berühmten Latinisten Mazzocchi, der als Autorität in ganz Europa galt, verdankte Ferdinand Galiani jene Kenntnis des Lateins und der Antike, deren Grimm in seiner „Literarischen Korrespondenz" gedenkt (VIII. S. 150); Bartolomeo Intieri und der Marquis Rinucci weckten sein Interesse an nationalökonomischen Studien, die damals ganz neu waren. Mit sechzehn Jahren wurde Ferdinand Mitglied der Akademie der „Emuli", einer Vereinigung junger Leute, die, dem Geschmack der Zeit gemäß, in akademischen Abhandlungen Rechenschaft von ihrem Wissen gaben. Der künftige Stammgast der Pariser Rue Fromenteau, der nichts von einem Platoniker in eroticis an sich hatte, hielt hier einen Vortrag über die „Frage, ob es sich für eine wohlgeborene Seele schicke, von Liebesleidenschaft ergriffen zu werden"; ferner las er eine Abhandlung „über die platonische Liebe" und über „den Zustand des Münzwesens zur Zeit des trojanischen Krieges" vor, und der Beifall, den diese Schrift bei seinem Lehrer Mazzocchi fand, mag den fleißigen Altertumsforscher veranlaßt haben, später sein berühmtes Werk „Della Moneta" auszuarbeiten.

Ein anderes Ereignis zeigt die andere Seite der Natur Galianis in heiterem Lichte: sein Bruder Bernhard, der einer höhern akademischen Vereinigung angehörte, sollte eine Abhandlung über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria vorlesen, und bat seinen Bruder, für ihn einzuspringen, als ihn eine Familienangelegenheit ganz plötzlich nach Chieti rief. Als der kleine Ferdinand sich erhob, um für seinen Bruder zu sprechen,

verbot der Präſident, der Advokat Don Antonio Sergio dem „Kinde", ſeine Weisheit vor der erlauchten Geſellſchaft auszukramen, worauf er ſelbſt die Gelegenheit benützte, eine gelehrte Rede zu halten. Galiani, deſſen Eitelkeit ſehr rege war, beſchloß, ſich zu rächen, und die heiß erſehnte Gelegenheit hiezu bot ſich, als kurze Zeit darauf der neapolitaniſche Scharfrichter Domenico Jannacone ſtarb. Zu den Pflichten der Akademie, deren Vorſitz Don Sergio führte, gehörte die Abfaſſung von Trauergedichten und Trauerreden (lodi) auf den Tod erlauchter Perſönlichkeiten: dieſe Arbeiten, bei denen jedes Mitglied ſeiner Neigung folgen mochte, wurden hierauf unter dem Titel „Componimenti varii per la morte etc." veröffentlicht und an ein gewähltes Publikum verteilt. Mit Hilfe ſeines Freundes Pasquale Carcani, der ſpäter, wie ſein Schulfreund Ferdinand, eine treue Stütze der Politik des Reformminiſters Tanucci wurde, ſchrieb Galiani eine ähnliche Sammlung auf den Tod des Henkers, die Stil und Manier der einzelnen Akademiker mit glänzendem Geſchick parodierte: die „Componimenti varii per la morte di Domenico Jannacone, Carnefice della Gran Corte della Vicaria, raccolti et dati in luce da G. Antonio Sergio, Avoccato Napoletano" (Napoli 1749), die in Druck und Ausſtattung durchaus den offiziellen „Componimenti" glichen, erzielten die gewünſchte Wirkung: ganz Neapel lachte über das Büchlein, das den akademiſchen Stil in ſo treffender Weiſe verſpottete. Mattei erzählt, daß der Pater Gerardo de Angelis, der als einer der akademiſchen Verfaſſer genannt war, ſich geäußert habe, er ſei gar nicht ſicher, ob er nicht der Autor der ihm zugeſchriebenen Trauerrede ſei. Galiani kennt Stil und Ton der ehrenwerten Akademiker aus dem Grunde: ſo leitet er die Abſtammung des ſeligen Henkers, um den germaniſchen Urſprung des Adels zu verſpotten, aus Spitzbergen oder Lappland her, und auch die ſonſtigen Seitenhiebe auf das angebliche Alter vornehmer Geſchlechter verraten den ſpätern Spötter.

Don Sergio war außer ſich vor Wut und forderte um jeden Preis die Beſtrafung der Schuldigen, die es denn auch für geraten hielten, dem allmächtigen Miniſter Tanucci ihr Geheimnis anzuvertrauen. Der Marcheſe, der entzückt war, die Autoren zu kennen, ſprach dem König von den Miſſetätern, der

die Parodiſten rufen ließ, ſie beglückwünſchte und, der Form wegen, zu zehn Tagen geiſtlicher Bußübungen in einem Kloſter bei Neapel verurteilte. Bald darauf, im Jahre 1750, ließ Galiani ſein erſtes Werk „Della Moneta“ (Libri cinque, Napoli 1750, in 4°) ohne Nennung ſeines Namens erſcheinen. Ganz Neapel riet hin und her, wer wohl der gelehrte Verfaſſer ſein möge, und da allerlei Namen genannt wurden, ſah ſich Galiani genötigt, ſeine Autorſchaft zu bekennen. Eine Bemerkung aus dem Nachwort, das der Verfaſſer der zweiten Auflage des Werkes im Jahre 1780 anfügte, iſt für den Pſychologen wertvoll: hier geſteht der berühmte Abbé, daß er den Stil eines gereiften Mannes angenommen habe, um ſeine Autorſchaft zu verbergen und ein unparteiliches Urteil herauszufordern. Dieſe Fähigkeit, ſich in verſchiedenen Stilformen zu äußern, bald als Akademiker, bald als Harlekin mit gleicher Meiſterſchaft aufzutreten, iſt bezeichnend für den ſcharfen Beobachter, deſſen geiſtige Freiheit kein innerer Schöpferdrang ſtörte. Auch die Art, wie das Buch des jungen Gelehrten am neapolitaniſchen Hofe aufgenommen wurde, iſt charakteriſtiſch für die ganze Zeit: Ferdinand Galiani erhielt als Belohnung für ſeine hervorragende Leiſtung die Pfründe des Bistums Centola und der Abtei San Lorenzo, die eine Rente von fünfhundert Dukaten (zweitauſend Lire) liefern mochte. Um in deren Genuß zu treten, mußte der junge Nationalökonom, wie ſo viele Andere ſeiner Zeitgenoſſen, die niedern Weihen über ſich ergehen laſſen; ein päpſtlicher Diſpens geſtattete ihm daraufhin, den Titel Monſignore zu führen und ſich als infuliert zu betrachten. Die Geſchichte kennt den jungen geiſtlichen Würdenträger, der bald darauf vom neapolitaniſchen Hofe auch noch die Abtei Sankt Catarina di Celano, mit einer Jahresrente von ſechshundert Dukaten erhielt, von nun an unter dem Namen des Abbé Galiani.

Dieſer beſaß nun die Mittel, um ein ſtandesgemäßes Leben führen zu können und die Welt als Reiſender zu genießen; am 18. November 1751 reiſt der Dreiundzwanzigjährige nach Rom ab, und hier hat er ſofort Gelegenheit, zu bemerken, daß ſein Name in ganz Italien rühmlich bekannt iſt. Der Papſt Benedikt XIV. (Lambertini) empfängt ihn am 17. Dezember vor ſeinen eigenen Miniſtern in Audienz und kommt, nachdem er dem Verfaſſer

ſein Kompliment über das Buch vom Münzweſen gemacht, ſofort auf die „Componimenti“ zu ſprechen, die dem Oberhaupte der katholiſchen Chriſtenheit beſſer zuſagen mochten als die gelehrte Abhandlung des kleinen Abbé; denn auch in Rom verſtand man, im ſichern Gefühl eines ewigen Erbes, damals noch zu lachen, trotz aller Machenſchaften der Philoſophen, deren Schriften nur im fernen Norden wirkten. In Florenz wurde Galiani in die Akademie della Crusca und die Columbaria aufgenommen; in Venedig, in Padua, in Turin ſah er ſich von der glänzendſten Geſellſchaft gefeiert.

Am 23. Juni 1753 verlor der Heimgekehrte ſeinen Onkel, den er zärtlich liebte, durch den Tod. Er ſuchte ſich durch gelehrte Arbeiten zu tröſten; er legte eine Sammlung der Geſteine des Veſuvs an und ſchickte ſie an den Papſt, mit einer Abhandlung, die das Motto trug: „Beatissime Pater, fac ut lapides isti panes fiant.“ Der Stellvertreter Chriſti auf Erden wußte dieſen bibliſchen Witz zu würdigen und kam, in gerechter Würdigung ſeines Amtes, der zarten Aufforderung nach, indem er dem geiſtvollen Abbé die Pfründe der Abtei Amalfi, mit einem Ertrag von vierhundert Dukaten, verlieh. Die Sammlung überwies er dem Muſeum in Bologna, wo ſie ſich heute noch befindet. In die gleiche Zeit (1754) fällt die kleine Schrift über den Intieriſchen Getreide-Trocken-Apparat (Della perfetta conservazione del grano), die unter dem Namen des Erfinders Bartolomeo Intieri erſchien.

Nicht lange darauf gründete Karl III. die Akademie von Herculanum, deren fünfzehn Mitglieder zu den gelehrteſten Männern des Königreichs gehörten: ſie ſollten die Ausgrabungen zu Herculanum und Pompeji leiten und die Inſchriften, Malereien und Skulpturen erläutern und beſchreiben. Galiani war unter den tätigſten Mitgliedern der gelehrten Geſellſchaft; von ihm rühren die meiſten Abhandlungen im erſten Bande des Prachtwerkes „Le Antichità di Ercolano“ (Napoli, 9 vol. 1757—1792) her. Zur Belohnung ſeiner Tätigkeit ließ ihm der König eine jährliche Penſion von hundertfünfzig Dukaten auf das Bistum Catania anweiſen. Als bald darauf ſein Gönner, Papſt Benedikt XIV. (am 3. Mai 1758) ſtarb, ſchrieb Galiani ſeine „Lodi di Benedetto“, die er ſpäter ſelbſt (in dem Brief vom 13. Dezember 1770 an

Frau von Epinay) für seine beste Schrift erklärte. Und damit auch jetzt das Satyrspiel nicht fehle, veröffentlichte der bewegliche Spötter im gleichen Jahre eine Dissertation über den scherzhaften Plan, am 1. Januar jeden Jahres die Sigisbeen beiderlei Geschlechts in Neapel einfach auszulosen.

Kurze Zeit nach der Veröffentlichung dieser Broschüre, am 10. Januar 1759 wurde Galiani dem Staatssekretariat zugeteilt und gleich darauf zum Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft in Paris, mit einem Gehalt von zwölfhundert Dukaten, ernannt. Der junge Abbé war dreißig Jahre alt, als er in die bedeutsamste Periode seines Lebens eintrat. Sein Jahreseinkommen belief sich, ohne die namhafte Erbschaft seines Onkels, auf elftausend Franken, als er nach Paris ging. Sein Äußeres war wenig dazu angetan, in der Gesellschaft zu glänzen: er war nur vier und einen halben Fuß groß und hatte einen kleinen Buckel. In seinem Tun und Reden verleugnete er niemals die affenartige Gelenkigkeit des Südländers, der alles mit übertriebenen Gesten unterstrich und sich wohl auch im Eifer des Gesprächs die Perücke von dem Kopfe riß, um sie wie eine Puppe auf den Händen zu balancieren.

Im Frühjahr 1759 verließ Galiani Neapel und begab sich über Rom, Genua, Lyon nach Paris, wo er im Juni eintraf.

2.

Die großen Hoffnungen, mit denen der junge Gesandtschaftssekretär sein Amt in der geistigen Hauptstadt der Welt antrat, sollten sich zunächst nicht erfüllen. Wir begreifen es vollständig, daß die glänzende Pariser Gesellschaft, die nur dem Genusse lebte, dem kleinen buckligen Abbé keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, zumal dessen Art sich zu geben und zu sprechen einstweilen noch nicht Mode geworden war. Galiani besaß zu viel Geist, um in dem Hofleben, das er von Berufswegen in der Nähe sehen konnte, aufzugehen, und bald waren die diplomatischen Kreise der Meinung, der die kluge Frau des kommenden Mannes, Madame Necker, treffenden Ausdruck gegeben hatte: „Der Abbé Galiani wird nicht bei Hofe reüssieren; er

denkt zu hoch und ſpricht zu niedrig." Die leichte Welt, die gewohnt war, nach ihrem Gelüſt zu leben, mochte die Form der Cynismen nicht vertragen, die der Abbé bei jeder Gelegenheit losließ. Der Höfling, der die Polarität alles Tuns in das Witzwort kleidet: „Wer nach einer Seite hin eine Verbeugung macht, kehrt der andern den Hintern zu!" darf ſich nicht beklagen, wenn er im Oeil de boeuf, unter den glatten Hofleuten und Strebern, mißtrauiſchen Blicken begegnet. Als ſich Galiani bei Hof vorſtellte, lachten König und Höflinge über die putzige Figur des Sekretärs, der Geiſtesgegenwart genug beſaß, der peinlichen Situation eine ſpaßige Wendung zu geben, indem er ſagte: „Sire, ich bin nur das Probemuſter des Sekretärs, er ſelbſt kommt nach." Über ſeinen Empfang bei dem allmächtigen Miniſter Choiſeul, der die Allüren eines Grandſeigneurs von der Venus Gnaden im Dienſt bewahrt hatte, ſchreibt Galiani am 25. Juni 1759 an den Marcheſe Tanucci:[1] „Am Dienſtag wurde ich dem Herzog von Choiſeul vorgeſtellt; es gefiel ihm, mich einen Augenblick anzuſehen. Ich nehme an, daß er die Geſchäfte nicht ſo prüft wie mich; das wäre zu oberflächlich. — Was in andern Ländern dazu dient, ernſthafte Dinge zu beleuchten, endet hier in Dingen von ſo herzloſer Frivolität, daß man ſie vor Ekel nicht niederſchreiben, ja nicht einmal kennen lernen mag. Wozu auch? Es wäre auch leichter, die Wellen des Meeres zu zählen, als alle die Späße, die ein bewegliches Volk beſchäftigen, das oberflächlich und zu gleicher Zeit voller Begeiſterung und Leichtſinn iſt."

Und fünf Tage ſpäter ſchreibt er wieder: „Wahrhaftig, ich bin nicht imſtande, Ew. Exzellenz die gewünſchten Auskünfte zu geben. Wenn meine Geſundheit mir erlauben würde, zehn Jahre hier zu leben, könnte ich Ihnen nicht mehr ſagen. Ich bin enttäuſcht und ſehe, daß ich nicht für Paris geſchaffen bin. Meine Kleider, mein Benehmen, meine Denkungsart und alle meine Fehler von Natur aus werden mich immer den Franzoſen unausſtehlich machen, und umgekehrt." Die Briefe des Sekretärs an den Miniſter ſind

[1]) Lettere di Ferdinando Galiani al Marchese Bernardo Tanucci, publicate per cura di Augusto Bazzoni. Firenze, Vieusseux, 1880. (Auch im Archivio storico italiano, quarta serie, II, III, IV—VI, XVI.)

voller Klagen über Luft und Waſſer der Stadt; der Neapolitaner, der zu den Größen ſeiner Nation gehört, kann ſeine Vaterſtadt in dem „Grand Café de l'Europe" nicht vergeſſen. Doch dieſe Stimmung ſchlägt plötzlich in ihr Gegenteil um, als Galiani durch die diplomatiſchen Kreiſe mit Grimm und durch dieſen mit den Schöngeiſtern der Literatur, mit Diderot, Holbach, Helvetius, d'Alembert und deren Freundin, Frau von Epinay, bekannt wird: was ihm früher in der großen Welt geſchadet hatte, trug hier, unter Männern von Geiſt und Talent, zu ſeinem Erfolge bei. Hier in dieſer Geſellſchaft fühlt er ſich heimiſch und zufrieden; hier tragen ſelbſt ſeine Fehler dazu bei, ſeine Gegenwart zu reinem Glück für ſeine neuen Freunde zu machen, an deren Leben er, als ſtrebender und als genießender Zuſchauer, den innigſten Anteil nimmt. Er intereſſiert ſich für die Getreidepolitik der Regierung, die im Jahre 1764, in dem berühmten Edikt den freihändleriſchen Ideen der Phyſiokraten Rechnung trägt; er ſieht die Enzyklopädie entſtehen und nimmt Stellung zu der Weltanſchauung der Philoſophen. Den Eindruck, den Galiani auf die feine Geſellſchaft der Salons machte, hat der Literat Marmontel, der zu den Intimen des Salons der Frau Geoffrin gehörte, in ſeinen Denkwürdigkeiten geſchildert:[1] „Der Abbé war der hübſcheſte kleine Harlekin, den Italien hervorgebracht; aber auf den Schultern dieſes Harlekins ſaß der Kopf Machiavells. Als Philoſoph Epikuräer, aber mit einer melancholiſchen Seele, und gewohnt, alles von der lächerlichen Seite zu betrachten, gab es für ihn nichts, weder in der Politik, noch in der Moral, das ihm nicht Anlaß zu einem guten Geſchichtchen gegeben hätte. Dieſe Geſchichten waren immer trefflich auf den Moment gemünzt und mit einer feinen unvorhergeſehenen Anſpielung gewürzt. Man denke ſich dazu in ſeinem Vortrag die naivſte Grazie, und man kann ſich vorſtellen, welches Vergnügen uns der Gegenſatz zwiſchen dem tiefen Sinn der Erzählung und der ſchnurrigen Manier des Erzählers bereitete. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß man alles vergaß, um ihm ſtundenlang zuzuhören." Von dem Augenblicke an, da der reizende Abbé feſten Fuß in der Pariſer Geſellſchaft

[1]) Mémoires de Marmontel, publiés par Maurice Tourneux, 3 vol. Paris, 1891. II. p. 97.

gefaßt hatte, ist er nur noch ganz selten in Fontainebleau und den anderen Hoflagern, zu Marly oder in Versailles zu treffen. Als ihm Tanucci Vorwürfe macht, daß man ihn so selten in Fontainebleau sehe, schreibt Galiani, er vertrage die Luft nicht, und der Minister antwortet scherzhaft: „Der Harlekin hängt im Gefängnis Arme und Beine zum Gitter heraus, um so wenig als möglich gefangen zu sein. Und das tun Sie wegen der schlechten Luft in Fontainebleau.“ [1]

Die Form der Briefe Galianis an den allmächtigen Minister verrät in keiner Weise den späteren Korrespondenten der Frau von Epinay: sie sind in würdigem Ton gehalten, ohne eine gewisse südländische Vertraulichkeit auszuschließen. Zuweilen verrät ein Spaß oder ein Vergleich, der dem neapolitanischen Volksleben entnommen ist, den Schalk, der sich mancherlei erlauben darf, weil er weiß, daß sein Gönner auf ihn zählen kann. Im übrigen zeigen sie in allen Einzelheiten den Blick des Staatsmannes, der das Wesentliche der Dinge sieht, die Verhältnisse in Frankreich mit ruhigen Augen beurteilt und sich immer gleich bleibt.

Die politische Stellung Galianis war von eigentümlicher Art. Der spanische Gesandte Graf von Castillana und Marquis von Castromonte vertrat nicht nur den König von Spanien am Hofe der allerchristlichsten Majestät, sondern auch das Königreich Neapel, das im Wiener Frieden (1738) eine Sekundogenitur der spanischen Linie des Hauses Bourbon geworden war. Minister des Königreichs beider Sizilien war der Marchese Tanucci, den Karl III. zum Vormund seines unmündigen Sohnes, des Königs Ferdinands IV. von Neapel, und damit zum eigentlichen Regenten bestimmt hatte. Das Bestreben des begabten Staatsmannes, der in den Ideen der Zeit lebte, ging dahin, Neapel von Spanien unabhängig zu machen. Zu diesem Zwecke brauchte er in Paris einen geschickten Diplomaten, der den offiziellen Botschafter, welcher seinen Hof mit der Würde eines spanischen Granden vertrat, in jeder Hinsicht überragte. Galiani war in Wirklichkeit nichts anderes als neapolitanischer Gesandter am

[1]) Mitgeteilt von Perey und Maugras in der Einleitung zu ihrer Ausgabe der Korrespondenz Galianis, S. XL. Den beiden Herausgebern war es gestattet, im Archiv in Neapel Einsicht in die Originale zu nehmen.

Pariſer Hofe, und die Stelle eines ſolchen verſah er auch im Jahre 1760, als die zeitweilige Anweſenheit des Grafen Caſtillana in Spanien notwendig wurde. Man begreift, daß der Miniſter Ludwigs XV., der ſchlaue Herzog von Choiſeul, der dieſes Verhältnis bald durchſchaute, gerne einen anderen, weniger begabten Mann an Galianis Stelle geſehen hätte; allein Tanucci, der die Fähigkeiten ſeines Schützlings kannte, war nicht zu bewegen, dieſen Wunſch des Günſtlings der Pompadour zu erfüllen; auch die Klagen des Geſandten, der in ſeinem Sekretär den Spion witterte, fanden kein geneigteres Ohr bei dem Miniſter, der ſeinem Pariſer Vertrauensmann nichts verſchweigt: „Unſer Graf hat ein niedliches Gejammer darüber erhoben, daß ich Sie mit den Geſchäften eines Ratgebers betraut habe. Ich habe ihm nun einen Brief geſchrieben, ganz Honig, gezuckerter Likör, ſüßer Käſe und andere Spezifika zur Beruhigung der Galle nach Cornelius, Celſius, Plinius u. a.“ [1] Daß Galiani ſeinen Vorgeſetzten, dem er ſich überlegen fühlte, nicht beſonders achten konnte, iſt natürlich; die Art und Weiſe, wie die beiden miteinander verkehren, iſt bezeichnend genug: Cantillana, der Automat, wie ihn ſein Sekretär zu nennen liebte, übergibt dem Abbé eine Bittſchrift für den Miniſter. Galiani: „Die Bittſchrift taugt nichts.“ Der Graf: „Aber Sie haben ſie ja noch gar nicht geleſen.“ Galiani: „Exzellenz, erlauben Sie mir, zu bemerken, daß die Politik das Gegenteil von Ihrer Naſe iſt; die Politik iſt nur gut, wenn ſie kurz iſt.“ [2]

Die geſchickte Art, mit der Galiani ſeinen Chef während deſſen Abweſenheit in Spanien vertreten, hatte ſeine eigene Stellung außerordentlich erhöht: auch Choiſeul, der den kleinen Abbé nicht liebte, war mit Galiani zufrieden, und Ludwig XV. überreichte dieſem in feierlicher Audienz ſein Porträt auf einem mit Diamanten geſchmückten Käſtchen, eine Auszeichnung, die ſonſt nur beglaubigten Geſandten zuteil wurde.

Die erſte Erſchütterung erfuhr dieſe glänzende Stellung, als man im Jahre 1764 einige Briefe Galianis an Tanucci auffing und in franzöſiſcher Sprache veröffentlichte. Galiani nahm daraufhin einen Urlaub, den er in Iſchia verbrachte. Er hätte in ehrenvoller

[1] Lucien Perey und Gaſton Maugras, l. c. p. XL. [2] Mattei, a. a. O.

Stellung, mit dem Titel eines Handelsrates, in Neapel bleiben können; allein er hatte sich zu sehr an die Süße des französischen Lebens gewöhnt, und im Jahre 1766 finden wir ihn wieder in Paris, als regelmäßigen Berichterstatter seines Gönners Tanucci, der sicherlich wohl auch den scharfsichtigen Agenten nicht entbehren mochte. Die folgenden Berichte Galianis verraten einen Beobachter ersten Ranges: aus ihnen spricht der Geist eines Staatsmannes, der Menschen und Dinge mit dem vorurteilslosesten Auge der Welt betrachtet: die Jesuiten, die er nicht liebt — (sie hatten es seinerzeit verhindert, daß sein Onkel den Kardinalshut erhielt) — die Generäle des siebenjährigen Krieges, die Mätressenwirtschaft am Hofe, alles zieht der geistvolle Abbé in den Kreis seiner Betrachtung.

Doch der Geist übt niemals ungestraft sein Richteramt auf dieser Erde: im Jahre 1769 wurde Galiani ganz plötzlich aus Paris abberufen. Erst die neuere Forschung hat die Ursache dieser plötzlichen Abberufung, die wie ein Sturz aussah, enthüllt:[1] sie ist in der Stellung des Ministers Tanucci zu dem „Pacte de famille" zu suchen, der 1761 die beiden Linien der Bourbonen zu einem Bündnis vereinte. Als sich der Sohn des spanischen Königs Karls III., Ferdinand IV., der König beider Sizilien, für den Tanucci die Regentschaft führte, im Jahre 1766 mit Maria Karoline, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia vermählte, wurde durch einen weiteren Vertrag ausgemacht, daß die Königin in allen Regierungsangelegenheiten eine beschließende Stimme haben solle, sobald sie Ferdinand einen Sohn gebäre. Mit dieser Klausel war der Einfluß Österreichs auf die neapolitanische Politik gesichert. Von Bedeutung wurde dieser Einfluß, als die Politik der Pompadour und Choiseuls darauf ausging, die alte Gegnerschaft zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon in ein Freundschaftsverhältnis umzuwandeln. Der Marchese Tanucci, dem die Schaffung eines unabhängigen Königreiches Neapel am Herzen lag, sah bald ein, welchen Fehler er begangen hatte, indem er die Abschließung eines solchen Vertrages zuließ, und von nun an widersetzte er sich der von Choiseul

[1]) Depeschen des Herzogs von Choiseul im Archiv des Ministeriums des Äußern in Neapel. Vgl. auch Archivio storico delle Province napoletane, V, Fascicolo IV.

erſtrebten Familienunion zwiſchen Bourbonen und Habsburgern aufs entſchiedenſte. Die Lage wurde kritiſch, als die Engländer, die dieſe Verbindung mit ſcheelen Augen anſahen, mit Rußland eine Koalition ſchloſſen, die gegen Frankreich gerichtet war, und auch Dänemark, das der Baron von Gleichen in Paris vertrat, aufforderten, dieſem Bündnis beizutreten. Dänemark begann die Ausrüſtung einer Flotte. Der Miniſter Choiſeul erhob dagegen Einſpruch, ohne etwas zu erreichen. In dieſem kritiſchen Augenblicke erfuhr der Herzog, daß Galiani, den er als Vertrauten Tanuccis kannte, eine Unterredung mit dem däniſchen Geſandten gehabt hatte. Eine Abſchrift der Depeſche Gleichens, die den Inhalt dieſer Unterredung wiedergab, gelangte in Choiſeuls Hände: der Baron von Gleichen teilte darin dem däniſchen Hofe mit, daß er aus dem Munde Galianis wiſſe, der neapolitaniſche Hof ſei dem Bourboniſchen Familienvertrag nicht beigetreten und werde jedenfalls die erſte Gelegenheit benützen, Europa darüber aufzuklären, daß er ſeine Unabhängigkeit den Höfen von Madrid und Frankreich gegenüber zu wahren gedenke.

Den Gerüchten gegenüber, die eine ſolche Auffaſſung der Dinge hervorrufen mochten, entſchloß ſich Choiſeul zu energiſchem Handeln: um wenigſtens den Anſchein zu retten, als ſei das Königreich beider Sizilien mit den Bourboniſchen Heiratsplänen einverſtanden, verlangte er von dem ſpaniſchen Hofe die Abberufung Galianis. Karl III. ging darauf ein und erteilte ſofort, durch ſeinen Miniſter Grimaldi, dem Marcheſe Tanucci die nötigen Weiſungen in Form eines ſcharfen Tadels. Tanucci, als deſſen Vertreter Galiani gehandelt hatte, mußte, um ſeine eigene Stellung zu retten, ſeinen Vertrauensmann fallen laſſen. Am 6. Mai 1769 ging von Portici aus folgende Depeſche an Galiani ab: Der Marcheſe Tanucci an Don Ferdinand Galiani. „Es iſt der Wille des Königs, daß Eure Exzellenz Paris verlaſſen, vier Tage nach Empfang dieſer Depeſche, um in Neapel Deren Poſten am oberſten Handelsgericht anzutreten. Dies im Namen des Königs, damit es geſchehe.“

Dieſe plötzliche Abberufung traf Galiani, der in allem nur die Befehle ſeines Miniſters ausgeführt hatte, wie ein Donnerſchlag. Seine Antwort vom 29. Mai 1769 ſpiegelt ſeinen

Seelenzuſtand wieder: „Eine heftige, aber ganz allgemein gehaltene Rede, die der Herzog vor zwei Monaten gegeu mich an meinen Geſandten hielt, ließ dieſeu fürchten, daß gegen mich etwas im Spiele ſei. Aber weder er noch ich konnten das erwarten, was eingetreten iſt. Zwei hieſige Geſandten, höchſt wichtige Perſönlichkeiten, die meine Führung überwachen, können, als meine natürlichen Richter, über mich urteilen; ſie lieben mich, ſie ſind in jeder Hinſicht mit mir zufrieden, und es ſchien mir, als könne mir nichts Unangenehmes zuſtoßen. Es iſt anders gekommen. Außer dem Tod hätte mich nichts ſo treffen können. Wenn ich mein Los verdient habe, ſo unterwerfe ich mich; wenn ich es nicht verdient habe, dann möge Gott die Ungerechtigkeit dem verzeihen, der ſie mir angetan. Sie, Exzellenz, ſind es gewiß nicht geweſen.“ [1]

Es wäre dem leidenſchaftlichen Abbé ein leichtes geweſeu, ſich zu rechtfertigen; allein ſeine Stellung, von der Politik ganz abgeſehen, gebot ihm zu ſchweigen. Mit welchen Gefühlen Galiani die Heimat ſeiner Seele verließ, zeigt der undatierte Brief, den er vor ſeiner Abreiſe an d'Alembert ſchrieb: „Ich ſage Ihnen, mein lieber d'Alembert, lebewohl. Ich habe nicht den Mut, perſönlich Abſchied von Ihnen zu nehmen: es ſind ſchreckliche Augenblicke für ein fühlendes Herz, da es ſich für immer von ſeinen geliebten, verehrten und geſchätzten Freunden trennen muß, die mein Glück während meines Aufenthaltes in dieſem Lande geweſen ſind. Ade, mein lieber Freund, ich werde Ihnen ſchreiben, und ich hoffe, Sie werden mir hier und da mitteilen, wie es Ihnen geht, und was die Wiſſenſchaft leiſtet, damit ich des Glaubens bleibe, ich habe dieſe Welt uoch nicht verlaſſen. Ade, mein lieber Freund! Denken Sie an mich in Ihren reizenden Kreiſen. Die ſüße, zärtliche Erinnerung an einen ſo würdigen und achtungswerten Freund wird immerdar in meinem Herzen leben. Nunc vale.“ [2]

Aber noch deutlicher iſt der Aufſchrei des Abberufenen in dem Brief an Frau von Epinay: „On m'a arraché de Paris, et on m'a arraché le coeur!“ (3. Februar 1770).

[1]) Original im Archiv zu Neapel. [2]) Mitgeteilt in der ſchon erwähnten Einleitung von Lucien Perey und Gaſton Maugras.

Als Gaſtgeſchenk, oder, um mit Galiani ſelbſt zu reden, als Bombe ließ der Scheidende ſeine „Dialogues sur le commerce des bleds“ in den Händen ſeiner Freunde Diderot und Grimm zurück, die ſie übergingen und zum Druck beförderten. Von der Wirkung und Bedeutung dieſes Buches wird ſpäter die Rede ſein.

3.

Die Abberufung Galianis, der erſt nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in Genua in ſeiner Heimat eintraf, erregte großes Aufſehen. Vom Hofe in Neapel wurde er aufs glänzendſte empfangen: der König belobt ihn brieflich; er preiſt ſeine Fähigkeiten und erhöht ſeinen Gehalt als Handelsrat auf das Doppelte. Es mußte dem Miniſter daran liegen, ſeinem Schützling die bittere Pille zu verſüßen, der in einem Brief an Frau von Epinay (vom 14. Auguſt 1769) die ironiſche Bemerkung macht: „Die Lobſprüche, mit denen mein Hof mich überhäuft hat, ſind denen ähnlich, die der Herzog von Choiſeul über mich ſo liebenswürdig geäußert hat. Ich bin ihm wahrhaftig tauſendfach verpflichtet und weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll, um ihm die Gefühle meiner vollen Erkenntlichkeit kund zu geben.“

Mit welchen Gefühlen der Abbé ſeine Verbannung trug — denn als eine ſolche faßte er das neue Leben in ſeiner Heimat auf — das offenbaren ſeine Briefe an die Pariſer Freunde zur Genüge. Er wird nicht müde, das Land ſeiner Sehnſucht mit der Seele zu ſuchen. Rund um ihn lebt und liebelt eine frivole, ungebildete Geſellſchaft, die ihn den Glanz und das Leben der Pariſer Salons doppelt ſchmerzlich entbehren läßt. In den Häuſern, deren Frauen nur darauf bedacht ſind, möglichſt viele Liebhaber zu ergattern, gereicht es ihm, trotz aller Eitelkeit, nicht zur Befriedigung, als Orakel des guten Geſchmacks zu gelten. Die Natürlichkeit in der Korruption, die ſpäter der Italiomane Stendhal in der italieniſchen Auffaſſung der Liebe begeiſtert pries,[1] erſcheint dem Abbé Galiani als Roheit; nur der Geiſt adelt dieſe Zuſtände, die in der Ehe bloß eine bequeme Einrichtung zur Erzielung von Liebhabern ſchaffen.

[1]) Promenades dans Rome; Rome, Naples et Florence, passim

Was die kluge Genferin Frau von Sauſſure, deren unveröffentliches Reiſetagebuch aus dieſer Zeit den jüngſten Herausgebern der Briefe Galianis, Lucien Perey und Gaſton Maugras, vorgelegen, über die neapolitaniſche Geſellſchaft zu erzählen weiß, zeigt, daß auf der Fäulnis, die ſich da breit machte, kein Abglanz jenes Geiſtes ruhte, der alternden Zeiten einen Schimmer von Schönheit ſchenkt: ſie iſt barbariſch, weil ſie der Natur nahe ſteht, während die Pariſer Verdorbenheit Überkultur iſt. Noch deutlicher ſpricht ſich der franzöſiſche Geſchäftsträger in Neapel, Herr von Berenger, in einer Depeſche an den Herzog von Choiſeul aus: „Was die Ehemänner anbelangt, ſo übertreffen ſie an Gefälligkeit noch die der andern Völker. Der Marcheſe Santo Marco, ein Sechziger und Hauptmann der Leibgarde, wollte am Anfang ſeiner Ehe ausſchließliche Rechte auf ſeine Frau geltend machen; aber er ſah bald ein, daß dies unvernünftig ſei: „Da es unvermeidlich iſt (meinte er), daß ich in die (bewußte) Kategorie komme, ziehe ich die Art des öſterreichiſchen Geſandten einer anderen vor", und ſo behandelt er denn dieſen als ſeinen beſten Freund. — Der Fürſt von Belmonte, der Stallmeiſter des Königs, benimmt ſich gegen Lord Fortroſe auf ähnlich anſtändige Weiſe. Der Herzog von Palma, der es ſehr bedauerte, keinen Leibeserben zu haben, iſt entzückt, daß der Cavaliere Lomma dafür ſorgt, und nimmt als Eingeweihter die Glückwünſche über die Schwangerſchaft ſeiner Frau entgegen, obgleich es ihm nicht unbekannt iſt, daß man allgemein an ſeine Impotenz glaubt. Jener Galingo, der das Herz der Königin zu rühren vermochte, führt ſeine Eitelkeit ſpazieren, zum großen Ärger aller, die die Folgen fürchten. Er war der anerkannte (affiché) Geliebte der Fürſtin von Aliano, die in der Königin keine Nebenbuhlerin ſehen wollte. Schließlich hat ſie ihrem Günſtling endgültigen Urlaub gegeben. Ihr Verhältnis war zu offenkundig, als daß der Bruch nicht Aufſehen gemacht hätte. Die Königin, die gewiß ſchuld daran war, erſchrak über das Ärgernis, das daraus entſtehen mußte; ſie bat die Fürſtin Aliano flehentlich, ihren Geliebten wieder in Gnaden aufzunehmen; ſie hat ſich durch Bitten erniedrigt, aber dieſe Frau iſt ſtandhaft geblieben. Da Galingo mit ſeinem Gehalt als Stallmeiſter nicht auskommt,

und er nicht mehr auf die Unterſtützung von ſeiten der Fürſtin Aliano rechnen kann, hat ihm die Königin eine monatliche Geheimpenſion anweiſen laſſen, welche die Prinzeſſin Butere ausbezahlt.

Der Ton der Vertraulichkeit, Unſchicklichkeit und Zügelloſigkeit, der an dieſem Hofe herrſcht, iſt unbegreiflich. Da für die Bälle in Caſerta ein Hofrang erforderlich iſt, ſagte die Herzogin La Tripalda zu der Königin: „Geſtatten Sie mir, daß ich meinen Geliebten mitbringe. Er liebt mich ſehr, ich liebe ihn auch, und ich langweile mich, wo er nicht iſt.“ [1] Das ſpätere ſchmähliche Verhältnis der Königin zu der berüchtigten Lady Hamilton gehört, wegen ſeiner Folgen, der Geſchichte an. Auch die Denkwürdigkeiten des Venetianers Caſanova,[2] der zu verſchiedenen Malen in Neapel war, geben Einblick in die Verderbtheit dieſer Geſellſchaft, die in ganz anderem Sinn dem Augenblicke lebte als die in Paris, wo eine große Hoffnung auf eine glänzende Zukunft ſelbſt auf den Lippen der Verworfenſten Worte fand.

In dieſer Welt plumpen Sinnengenuſſes muß der Freund Diderots und Grimm leben; kein Wunder, daß ihn das Gefühl der Vereinſamung peinigt, zumal er ohne Maitreſſen, d. h. ohne Frauen leben muß, deren Anmut auch die flüchtige Stunde adelt. Zwar berühren hie und da Mitglieder des europäiſchen Kulturadels die Stadt des ſüßen Nichtstuns; aber auch ſie vermögen den Abbate nicht zu tröſten. Er tut ſich mit einigen Herren zuſammen, die das gelobte Land des Geiſtes und ſeine Hauptſtadt aus Erfahrung kennen, um Paris zu ſpielen; aber dem verwöhnten Schöngeiſt kommen dieſe Soupers, an

[1]) Depeſche vom 26. Januar 1770, im Archiv des Miniſteriums des Äußern zu Paris; Naples 1771. [2]) Mémoires de J. Casanova de Seingalt écrits par lui même. Paris, Garnier, VIII. Ch. 4, 5. Der berühmte Abenteurer hatte Galiani in Paris, bei dem Abbé de la Ville kennen gelernt; er urteilt über ihn: „Bei Tiſch lernte ich den Abbé Galiani, den neapolitaniſchen Geſandtſchaftsſekretär kennen. . . . Der Abbé Galiani war ein Mann von ſehr viel Geiſt. Er hatte ein ausgeſprochenes Talent, allem, auch dem ernſthafteſten, das er vorbrachte, eine komiſche Färbung zu geben; er ſprach gut und immer ohne zu lachen; ſein Franzöſiſch hatte den unwiderſtehlichen neapolitaniſchen Akzent, und er war in allen Geſellſchaften beliebt, in die er Eingang ſuchte und deren Entzücken er war.“ (III, p. 435).

denen der österreichische General Koch, der französische Gesandtschaftssekretär, der venetianische Gesandte und der Baron von Gleichen teilnehmen, wie eine Aufführung Molières in einer Jahrmarktbude vor. (Brief an Frau von Epinay vom 22. Dezember 1770). Der Plauderer, der Mime braucht ein hochgesteigertes Leben um sich, um sein eigenes zu fühlen: in dieser Stimmung begrüßt er selbst den Sturz seines früheren Gönners, des Marchese Tanucci, der im Jahre 1776 von dem ränkesüchtigen Sizilianer Sambucca verdrängt wurde, als eine Abwechslung in dem Einerlei, das ihm das tägliche Leben im Lande der Lethargie und des Schlafes bietet. (An Frau von Epinay, 2. Dezember 1776).

Unter solchen Verhältnissen blieb dem enttäuschten Weltmann nichts anderes übrig, als sich seinem Beruf mit Hingebung zu widmen und schriftlichen Verkehr mit seinen Pariser Freunden zu pflegen: wir verdanken dieser Stimmung die unvergleichlichen Briefe, die zu den bedeutsamsten Dokumenten des achtzehnten Jahrhunderts gehören. Als Beamter war Galiani von äußerster Gewissenhaftigkeit; ein Jahr nach seinem Amtsantritt ernannte ihn der König zum Sekretär des obersten Handelsgerichtes; seine Sitzungsberichte zeichneten sich durch Schärfe und Genauigkeit aus. Nicht selten kam es vor, daß sich der Hof seine staatsmännischen Fähigkeiten zu nutze machte, indem er ihm wichtige Geschäfte übertrug oder sein Gutachten einholte. Sein Gehalt betrug sechzehnhundert Dukaten; dazu kamen noch die namhaften Einkünfte aus seinen Pfründen. Dennoch litt der galante Abbate an ständigem Geldmangel; als man ihn eines Tages nach den Gründen fragte, entgegnete er mit jenem Zynismus, der vielleicht Nietzsches hartes Urteil, der Abbé Galiani gehöre zu den scharfsinnigsten, aber auch schmutzigsten Menschen seines Jahrhunderts, hervorgerufen hat:[1] „Weil ich alle Laster habe." Sein Testament begann er mit den Worten: „Die, welche meine Art zu leben kannten, werden nicht erstaunt darüber sein, daß ich so wenig an Geld und Gut hinterlasse." Der österreichische Graf Hartwig, der Italien im Jahre 1775 bereiste, bemerkt in seinem Tagebuch über den berühmten Schön-

[1] Jenseits von Gut und Böse, Aphorismus 26.

geist: „Ebenso galant und zärtlich wie Ovid und Chaulieu, haben ihn die Schönen noch mehr beschäftigt als die Musen, und seine Sinne gelten so lebhaft wie sein Geist.“[1]

Wie alle Südländer liebte Galiani das Geld mit Leidenschaft. Einer Geliebten, Madame de la Daubinière, die er in Paris zurückgelassen hatte, ließ er durch Frau von Epinay (Brief vom 8. September 1770) eine Monatsrente von zwölf Livres auszahlen, aus einem Gefühl der Menschlichkeit, wie er selbst bemerkt. Wir behalten uns vor, dies Gefühl nach seinem wahren Wert einzuschätzen. Ende Januar 1771 starb diese Geliebte des Abbé; zwei Kinder, die er von ihr gehabt hatte, waren der Mutter im Tod vorangegangen. Im übrigen darf man, wenn man diese Verhältnisse beurteilt, nie vergessen, daß der kleine Neapolitaner zu den „fanfarons de leurs vices“ gehörte, die um eines geistreichen Wortes willen niemals zögern, sich selbst bloßzustellen.

Als Haupt der Familie Galiani ist er dafür um so musterhafter. Diese Familie ist zahlreich genug: sie setzt sich zusammen aus fünf Schwestern, drei Nichten, einem Neffen mit Frau und Kindern, einer Tante von mütterlicher Seite mit ihrem Anhang, aus Schwager, Schwägerin, dreißig Vettern und einem Hundert entfernter Verwandter. Man kann sich denken, wie diese Gesellschaft, in einem Lande, wo die Familie als Erbin römischer Anschauungen zusammenhält, dem großen Mann des Hauses auf dem Halse lag. Der Bruder Galianis, Bernhard, der ohne jegliches Vermögen gestorben war, hatte drei Töchter hinterlassen, von denen die eine bucklig war. Es war eine Riesenaufgabe, die Mädchen an den Mann zu bringen; aber der diplomatische Onkel löste sie spielend: selbst der Buckligen verschaffte er einen Gemahl, was ihm die allgemeine Achtung der Neapolitaner eintrug. Seine Mußestunden füllt der Weltmann, der nebenbei den Ruf eines Münzkenners genießt, als Sammler aus: er sammelt Kameen, Bilder, Vasen, Waffen; er liebt absonderliche seltene Sachen, alte Klassiker in schönen Ausgaben und fein gestochene Partituren, als Musikfreund, der die Kunst

[1]) Lettres sur la France, l'Angleterre et l'Italie. Genève 1785.

als Schmuck des Lebens höher ſtellt als alle Politik und rundweg erklärt: „Si Necker fait le bonheur de l'état, Piccini fait le bonheur de la vie, ce qui vaut bien plus.“ Aus ſeinem Beſitz ſtammt der berühmte Degen Ceſare Borgias, mit der Inſchrift Cum Numine Caesaris Omen, den er der römiſchen Familie Gaetani vermachte, die ihn heute noch beſitzt.[1] Wenn ſich der Junggeſelle allzu einſam fühlte, ſpielte er mit ſeinen Katzen, die ihm Gelegenheit zu philoſophiſchen Späßen geben: am 22. Dezember 1770 ſchreibt er ſeiner Freundin: „Ich trage ein Buch mit mir herum, das meiner Phantaſie zu ſchaffen gibt; ich möchte es heraus bringen, aber es langt nicht ganz. Es wird heißen: Moraliſch-politiſche Lehren einer Katze für ihre Kleinen. Aus dem Kätziſchen ins Franzöſiſche übertragen von Herrn von Kratzerich, Dolmetſcher der Katzenſprache an der Königlichen Bibliothek. Da ich hier keine andre Geſellſchaft als die meiner Katze habe, träume ich in einem fort von dieſem Buche, das ſehr originell werden wird. Die Katze bringt ihren Jungen zuerſt die Gott-Menſchenfurcht bei, dann ſetzt ſie ihnen die Theologie und die beiden Grundwahrheiten vom guten Gott-Menſchen und vom ſchlechten Hund-Dämon auseinander; dann predigt ſie ihnen die Moral, den Krieg gegen Ratten und Spatzen uſw; endlich erzählt ſie ihnen vom künftigen Leben und dem himmliſchen Ratapolis, welches eine Stadt iſt mit Mauern aus Parmeſankäſe und mit einem Pflaſter aus Kalbslunge; ihre Säulen ſind Aale ꝛc. und ſie wimmelt von Ratten, die zu ihrem Vergnügen da ſind. Sie flößt den Jungen Ehrfurcht vor den kaſtrierten Katzen ein, den prädeſtinierten, vom Gott-Menſchen berufenen Katzen, auf daß ſie in dieſer wie in jener Welt glücklich werden, was ſchon deren Schmeer beweiſt, weshalb ſie auch vom Mauſen dispenſiert ſind. Schließlich empfiehlt ſie ihnen noch die vollkommenſte Ergebung für den Fall, daß Gott ſie in dieſen Zuſtand der Vollendung berufe uſw. uſw. Gibt es etwas Verrückteres als dieſes Buch?“

[1]) Näheres über dieſen Prunkdegen, deſſen Inſchrift für den Papſtſohn ſo bezeichnend iſt, in „César Borgia. Sa Vie — Sa captivité — Sa Mort d'après de nouveaux documents des dépôts des Romagnes, de Simancas et des Navarres, par Charles Yriarte“, 2 vol. Paris, 1889.

Im Jahre 1777 wurde Galiani, der ſich der beſonderen Gunſt des Königs erfreute, zum Vorſitzenden der Domänenverwaltung — er ſelbſt nennt ſich ministre des domaines — und kurz darauf zum Advokaten des Staatsſchatzes ernannt: auch das Amt eines Cenſors bekleidete er, als 1777 eine franzöſiſche Truppe in Neapel Vorſtellungen gab, und als Realpolitiker ſcheute ſich der Freund der Philoſophen nicht, den „Tartuffe“ ohne weiteres zu verbieten.

Daneben beſchäftigte er ſich eifrig mit literariſchen Arbeiten. Aus dem Jahre 1772 ſtammt ſein „Dialogue sur les femmes“, der zuerſt 1789 in den „Tablettes d'un curieux“ erſchien und in den Ausgaben der Briefe abgedruckt iſt. Von ihm ſtammen Plan und Szenenführung der komiſchen Oper „Il Socrate imaginario“, zu der Paëſiello die Muſik und G. Lorenzi die Verſe ſchrieb. Galiani hatte ſeinem ſatiriſchen Hang nachgegeben und bekannte Perſönlichkeiten Neapels karikiert, ſodaß der „Eingebildete Sokrates“ bald darauf verboten wurde. Der Held iſt ein philoſophiſcher Don Quixote, dem ſein Plato-Sancho Panſa als Schierlingsbecher einen Schlaftrunk kredenzt, der den „malade imaginaire“ heilt. Im Jahre 1779 erſchien Galianis Schrift über den neapolitaniſchen Dialekt, „Del dialetto Napoletano“, deſſen zweiter Teil erſt nach ſeinem Tode herauskam. Zu gleicher Zeit machte er ſich über die Angſt ſeiner Landsleute vor den Ausbrüchen des Veſuvs in einem Schriftchen luſtig, das den Titel führt: „Spaventosa descrizione dello Spaventoso spavento che spavento colla eruzione del Vesuvio la sera delli 8 Agosto del corrente di Onofrio Galleota, poeta e filosofo.“ Im Jahre 1782 veröffentlichte er die ſtaatsrechtliche Schrift „Dei doveri dei Principi neutrali verso i Principi guerraggianti et di questi versi i neutrali, libri due.“ Napoli 1782, in 4°. Galiani geſteht ganz offen: „Ce livre sera au point qu'on jurera que c'est Wolfius ou Puffendorfius qui en est l'auteur. . . . Je fais cet ouvrage uniquement pour de l'argent.“ (Brief an Grimm vom 9. Dezember 1780).

In den Briefen an die Pariſer Freunde iſt noch von anderen literariſchen Plänen die Rede. Das kleine Pamphlet „La Bagarre“, eine Parodie der drei erſten Kapitel des Mercier

de la Rivière'schen Buches „De l'intérêt général", die Galiani selbst sein verrücktestes, lustigstes Buch nennt, ist in Paris verloren gegangen. Die politisch-moralische Satire „Instructions morales et politiques d'une chatte à ses petits, traduit du chat en français par M d'Egrattigny, interprète de la langue chatte, à la Bibliothèque du Roi", deren der Katzenfreund in zwei Briefen an Frau von Epinay gedenkt, (vom 22. Dezember 1770 und vom 30. Mai 1772), wurde niemals niedergeschrieben. Ein Bruchstück des „Commentaire sur Horace" veröffentlichte Suard in der „Gazette de France." Ein Brief des Abbate vom 24. Mai 1777 enthält die Kapitelüberschriften eines Buches, das er unter dem Titel „De l'instinct et des Habitudes de l'homme, ou Principes du Droit de Nature et des Gens" schreiben wollte. Auch von einem Leben Cesare Borgias, den der Immoralist einen famosen Kerl (gaillard) nennt, ist in einem Brief an die Pariser Freundin (vom 2. Oktober 1773) die Rede; das Manuskript soll sich im Nachlaß vorgefunden haben und in den Besitz der schon erwähnten Familie Gaetani übergegangen sein.[1]

Mit den Jahren hatte Galiani seine geheime Hoffnung, Frankreich, das Land seiner Träume wieder betreten zu können, aufgegeben, und als im April 1783 seine alte Freundin Frau von Epinay starb, war das letzte Herzensband, das ihn an Paris fesselte, zerrissen. Die Antwort, die er Frau von Boccage auf die Anzeige des Todes seiner Freundin gibt, zeigt, mit

[1]) Ein Band kleiner Schriften Galianis erschien 1825; er enthält außer den „Componimenti", den „Lodi" und der „Spaventosa descrizione" noch: Il Cicisbeo. — La Donna. — Storia universale osia cimice astrologico rid. in tacciuno dell' erudite assiome. — Costantinespola. Vincenzio Livigni veröffentlichte 1878 in Neapel: „Scritti due inediti di F. Galiani", zwei satirische Gelegenheitsschriften in Vers und Prosa, mit einem karikierten Selbstporträt Galianis. — Das Ristelhuber'sche Buch „Contes, Lettres et Pensées de l'Abbé Galiani", Paris 1866, enthält auch den Aufsatz Galianis über den Pulcinell, dessen auch Sainte-Beuve in seinem ziemlich einseitigen Artikel gedenkt (Causeries du Lundi, II, p. 329). Mattei, der schon erwähnte Biograph G's., schreibt diesem noch folgende Werke zu: 1) Vocabulario degli Academici Filopatrici, civè delle parole che più si scostano dal dialetto Toscano con alcune ricerche etimologiche sulle medisme. Aus dem Nachlaß Galianis, Neapel 1789, 2. Vol. in 12°. — 2) Nuovo Almanaco Napoletano per l'anno bisestile 1784, del Dott. Alabaff di Palermo. Cremona 1784. — 3) Galeota O. Curzabuglio

welcher Wärme er an dieſer hing: „Frau von Epinay iſt nicht mehr! Ich habe aufgehört, zu leben! Mein Herz weilt nicht mehr unter den Lebenden, es ruht ganz in einem Grabe .... Ich habe gelebt, ich war ein weiſer Rat, ich habe dem Staat und meinem Herrn gedient, ich habe einer zahlreichen Familie den Vater erſetzt, ich habe für meinesgleichen geſchrieben, damit ſie glücklich werden, und in einem Alter, wo die Freundſchaft eine Notwendigkeit wird, habe ich alle meine Freunde verloren. Man überlebt ſeine Freunde nicht.“

Im gleichen Jahre gingen auch Diderot und d'Alembert dahin, und von nun an iſt Galiani, der um dieſe Zeit eines europäiſchen Ruhmes genießt, ganz Neapolitaner. Katharina II. von Rußland ſpricht unaufhörlich von ihm in ihren Briefen an Grimm; auch pflegte ſie zuweilen ſeinen Rat einzuholen. Friedrich der Große, der Herzog von Sachſen-Gotha, der Erbprinz von Braunſchweig ſtehen mit ihm in Briefwechſel. Alle Fremden von Ruf und Namen ſuchen die Bekanntſchaft des gefeierten Abbate: als Joſeph II. Neapel beſuchte, wollte er keinen anderen Cicerone als Galiani. Immer höher ſteigt er in der Gunſt des Hofes: alle Augenblick erhält er ein neues Amt oder eine neue Sinekure. Im Jahre 1782 wird er Beiſitzer des oberſten Finanzrates, welches Amt, das ſeinen Fähigkeiten und Neigungen entſprach, ihn ſo ſehr freute, daß er auf ſeinen Gehalt verzichtete. Als Entſchädigung für dieſe Anwandlung von Großmut verlieh

---

filosarmonico osia miscellaneo verso prosaico sulla probole, antiprobole, ed anedotte forense. S. l. e. d. — Aus der Zeit nach dem Pariſer Aufenthalt ſtammen: 1) Istoria vera delle controversie de' grani di Marsiglia, sulla giustizia delle pretensioni delle parte litiganti. 2) Mémoire sur les Grains de Gênes. 3) Histoire de ce qui se passe en France, au sujet des édits sur le commerce des grains, promulgués en 1763 et 1764. — Die Abhandlung über die Pfandhäuſer (lombards) findet ſich in vorliegender Ausgabe der Briefe. Die Denkſchrift über den Getreidehandel für den Polizeileutnant Sartine und die „Dissertation sur les choeurs et la Musique des Anciens“ ſind abgedruckt in der Aſſe'ſchen Ausgabe der Briefe Galianis. (Paris, G. Charpentier, 1882). Eine Reihe von Aufſätzen aus Galianis Jugendzeit ſind nie veröffentlicht worden; darunter befinden ſich eine Überſetzung des Anti-Lucrez in italieniſche Verſe, und eine Übertragung von Lockes „Considerations of the consequences of the lowering of interest and raising the value of money.“

ihm der König die Abtei Surcoli, die ein Einkommen von zwölfhundert Dukaten abwarf. Kurze Zeit darauf wurde er Beisitzer einer anderen Finanzbehörde, des Fondo di separazione, welche Stellung zwar nur siebenhundert Dukaten trug, aber großen Einfluß gewährte. Er denkt, als Faust im kleinen, daran, den alten Hafen von Bajá wieder herzustellen und das Mare Morto, an dem der weltberühmte römische Badeort gelegen war, durch einen Kanal mit der offenen See zu verbinden; desgleichen plante er eine Ableitung der stehenden Wässer des Sees von Fusano und einen Kanal zwischen dem Averner- und Lucriner-See, und schon hatten die Arbeiten an diesem Werke unter seiner Leitung begonnen: da traf ihn am 13. Mai 1785 ein schwerer Schlaganfall, von dem er sich jedoch wieder soweit erholte, daß er im folgenden Jahre eine Reise nach Apulien machen konnte. Da indessen seine Gesundheit schwankend blieb, rieten ihm die Ärzte zu einer Fahrt durch Italien. Galiani trat diese im Frühling 1787 an; er besuchte Venedig, Modena, Padua. Überall wurde er mit der höchsten Auszeichnung aufgenommen; aber die Zerstreuungen der Reise vermochten das Gefühl, daß er nicht lange mehr zu leben habe, nicht zu bannen. Der Heimgekehrte pflegte zu scherzen: „Die Toten langweilen sich tödlich da unten und haben mir eine Einladung geschickt, baldmöglichst bei ihnen zu erscheinen und sie ein bißchen aufzuheitern." Früher, im Jahre 1770, hatte er an seine Pariser Freundin Frau von Epinay geschrieben: „Der Tod ist eine häßliche Sache. Glauben Sie mir: die alten Philosophen, die behaupten, der Tod sei nichts, sind Schwätzer. Leben Sie und leben Sie möglichst lange!" Als Galiani am 7. Oktober von seinem Landgut Santo-Sorio aus dem feierlichen Empfang im Königsschlosse zu Portici anwohnte, ermahnte ihn der König, den das Aussehen Galianis erschreckte, sofort einen Arzt zu befragen. Dieser kam am folgenden Tage und stellte Wassersucht, ohne Aussicht auf Heilung, fest.

Die Königin Karoline, die Galiani sehr zugetan war, benützte die Krankheit des Freigeistes, um ihn zu christlicher Einkehr zu mahnen; die Antwort, die der Abbate der Fürstin gab, ist eines Philosophen würdig.[1] Das hindert ihn jedoch, wie

[1]) Die beiden Briefe bilden den Schluß des Briefwechsels.

ſpäter auch Talleyrand, nicht, die Formen zu erfüllen, die ein Würdenträger der katholiſchen Kirche als Sterbender erfüllen muß: er läßt ſeinen Beichtvater rufen; er hält, im Kreiſe ſeiner Freunde und ſeiner Familie, anſtatt einer Beichte, eine kurze Rede, in welcher er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß er, als katholiſcher Chriſt, Verzeihung ſeiner bekannten Sünden zu finden hoffe; dann empfängt er die letzte Ölung und begleitet den Prieſter bis zur Türe, mit den Scherzworten: „Man kann ſich auch einmal für den lieben Gott bemühen, nachdem man ſich ſo viel um die Menſchen bemüht hat!“ Die ganze Stadt nahm lebhafteſten Anteil an dem Kranken, der es darauf angelegt zu haben ſchien, die Heiterkeit ſeines Geiſtes bis zur letzten Stunde zu bewahren. Zwei Tage vor ſeinem Tode ließ er ſeinen Haushofmeiſter rufen, um ihn zu fragen, wie es einem alten untauglich gewordenen Pferde gehe. Als er erfuhr, daß das Pferd am Morgen verkauft worden ſei, ſagte der Kranke zu den Anweſenden: „Wiſſen Sie, warum ich mich über den Verkauf freue? Nicht aus Geldmangel; ich habe Geld, und der Ertrag wäre zu gering; aber ich wollte den Gaul los ſein, weil er mich in meinem Teſtament genierte. Wo ſollte ich ihn unterbringen? Bei den Paſſiven? Er kann noch einigermaßen gehen. Bei den Aktiven? Er gibt nur noch ſelten ein Lebenszeichen von ſich. Das hätte Streitigkeiten zwiſchen meinen Erben abſetzen können, und ich wollte ihnen den Streit erſparen.“

Als ihn am Vorabend ſeines Todes ſein alter Freund, der Doktor Gatti beſuchte und bemerkte, er habe, anſtatt in die Oper zu gehen, ſeine Geſellſchaft vorgezogen, entgegnete der Kranke: „Sie wollen Dank von mir haben? Aber Sie betrachten mich als einen Harlekin, deſſen Späße Ihnen mehr Vergnügen machen, als die Scherze in der Oper, und Sie ſind nur gekommen, um das letzte Vergnügen zu genießen, das ich Ihnen machen kann.“ Und als der engliſche Premierminiſter General Aſton, den Galiani nicht leiden konnte, zwei Stunden vor ſeinem Verſcheiden vorſprach, ſagte der Sterbende zu dem Diener: „Sagen Sie Seiner Exzellenz, daß ich ſie nicht empfangen kann, denn mein Wagen wartet. Und ſagen Sie ihr ferner, daß man ihr auch den ihrigen bald ſchicken wird.“

Mit solchen Scherzen auf den Lippen starb der Abbate Galiani am 30. Oktober 1787, im Alter von achtundfünfzig Jahren und zehn Monaten. Er wurde in feierlichem Zuge in der Himmelfahrtskirche der Cölestiner in Neapel-Chiaja beigesetzt. Alle Notabilitäten Neapels, Klerus, Adel und viele Trauergäste aus dem übrigen Italien folgten seiner Leiche.

4.

Für die Nachwelt ist Galiani hauptsächlich durch seine Berührung mit der altfranzösischen Kultur bedeutsam geworden: das Paris, in dem der geistvolle Neapolitaner sehr bald seine eigentliche Seelenheimat fand, war damals in Wirklichkeit die geistige Hauptstadt der Welt. Die französische Kultur beherrschte das Leben der oberen Europäer in einer Weise, die kaum mehr wiederkehren dürfte, weil autochthone Kulturen zur Unmöglichkeit geworden sind. Der europäische Adel, der mit den Augen der Sehnsucht nach dem Olymp des Geistes und der Mode blickte, sprach nicht nur mit Vorliebe die leichte Sprache Voltaires, auch seine Lebensgewohnheiten fanden ihre Rechtfertigung und ihren Schmuck in dem hochgesteigerten Leben, dessen heiterer Glanz von Paris aus über ganz Europa hinstrahlte. Diese Anerkennung des französischen Geistes als einer Weltmacht, deren Bestand Glück versprach und spendete, ist einzig in ihrer Art. Die Glücklichen, denen es vergönnt war, die Kunst des Lebens in Paris zu lernen und zu üben, nahmen nicht nur die fruchtbarste Erinnerung aus der einzigen Stadt hinweg, sondern auch den sichern Maßstab für die Schönheit des Daseins, das sich nur den Eingeweihten ganz erschloß. Auch die Fürsten huldigten dieser glänzenden Kultur, indem sie ihr Leben danach einzurichten suchten: jeder trachtete sich ein Klein-Versailles zu bauen, und neben den italienischen Opernschönen brachten französische Tanzmeister und Tänzerinnen, Haarkräusler, Akademiker und Glücksritter jeden Schlages den Duft der Weltstadt in die kleinen Residenzen, deren Bauten, was den Geschmack betraf, sehr wohl mit den Versailler wetteifern konnten, ja sie übertrafen: denn die schönsten Bauwerke des Rokoko, die Residenz in Würzburg und die Amalienburg im Nymphenburger Park, stehen auf deutschem

Boden. Friedrich der Große schrieb die Sprache Voltaires und sammelte die Bilder der Meister, die diese Welt verklärten.[1] Die Anerkennung des französischen Geistes, als der beglückendsten Weltmacht einer hoffnungsfreudigen Zeit, fand ihren klarsten Ausdruck in der Tatsache, daß die nordischen Barbarenhöfe sozusagen einen Gesandten in Paris hielten, der sie über das ferne Leben auf dem laufenden zu halten hatte: der Deutsche Melchior Grimm versah dieses Amt mit jener kühlen Sachlichkeit, die einer besonderen Begabung entspringt. Wir haben seine Berichte in der „Literarischen Korrespondenz" vor uns, die zu den wichtigsten Denkmälern des Lebens dieser reichen Zeit gehört.

Das Wesen dieser altfranzösischen Kultur ist durchaus aristokratisch. Jede Kultur braucht aber zu ihrem Bestande Sklaven, d. h. Arbeiter, die den Herren, welche dazu da sind, Schönheit zu schaffen oder freien Geistes zu genießen, die Sorge um das tägliche Brot abnehmen. Freilich ist es in dieser späten Welt nicht möglich, diese Arbeiter, als reine Heloten, von dem geistigen Leben auszuschließen, das in der Höhe blüht; sie nehmen sogar eifrig daran teil, und die Hoffnung, eines Tages selbst in dieses Reich des Glanzes aufzusteigen, ist ihnen nicht verwehrt. Diese Teilnahme ist, in mancher Hinsicht, eine Bedrohung des lauten, zerbrechlichen Tagesglücks, das nicht schweigen kann; doch jedes Glück bedarf nun einmal eines Hintergrundes, und die geborenen Spötter und Epikuräer sind vielleicht niemals heiterer als an den Tagen, da der Wetterschlag der Not sein leises Nahen anzeigt.

Die altfranzösische Kultur ist nicht denkbar ohne einen zahlreichen mäßigen Geldadel, der seine feudalen Sitze aufzugeben hat und in einer großen Stadt, die alle Talente anzieht, die Quelle ewig wechselnden Genusses schätzt. Taine[2] berechnet die Zahl der adeligen Familien des Ancien régime auf 25—30000; ihnen schließt sich der Geldadel an, der sich von Jahr zu Jahr durch Stellen- und Ämterkauf mehrt. Die ganze Geschichte der französischen Aristokratie zeigt die Entartung einer Kaste, der

[1]) Der König war ein großer Verehrer Watteaus, dessen Bilder damals schon selten geworden waren; auch Lancret und Pater schätzte er sehr. Seine Sammlung erregte im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung berechtigtes Aufsehen. [2]) L'Ancien régime, Note 1, p. 529.

eine mehr und mehr erstarkende Gewalt ihre Rechte läßt, ohne auf ihre Dienstleistungen, auf ihre natürlichen Funktionen zu rechnen. Chateaubriand, der es wissen konnte, hat in seinen „Mémoires d'Outre-Tombe" die Bemerkung gemacht, daß jeder Adel drei Entwicklungsphasen durchlaufe: die der Dienstleistung, der Privilegien und des Verfalls, der décadence. Dies will, auf gallische Verhältnisse angewandt, ganz einfach sagen: auf den gesunden Feudaladel, welcher auf seinen Schlössern wohnt, folgt der Hofadel; dieser wird ganz gemächlich zum Salonadel oder auch zum Betteladel, dessen Söhne, de grege porcum, auf den König angewiesen sind, der die Früchte der Politik Richelieus und der Einheitsbestrebungen seiner Vorfahren genießt. Auch in dieser Umgestaltung einer ganzen Kaste offenbart sich die Einheit der ganzen französischen Kultur, als deren natürliches Produkt die große Revolution vor uns steht, über die in Deutschland auch heute noch die seltsamsten Anschauungen herrschen; denn diese bedeutet in letztem Sinne nicht einen Bruch mit der Vergangenheit, sondern sie ist vielmehr deren natürliche Erbin, indem sie einfach die Macht in lebendige Hände legt: der geniale Soldatenkaiser Napoleon ist nicht der Zerstörer, sondern der Fortsetzer und Vollender der altfranzösischen Tradition, deren romanisch-klassisches Wesen er der ganzen Welt offenbart.

Der Wille zur Macht, der ein kraftvolles Geschlecht beleben soll, offenbart sich am reinsten in dessen Bauten. Auch der Stil, den der lebensfreudige Kulturadel des achtzehnten Jahrhunderts im Banne französischer Kultur pflegt — der letzte Baustil wirklich schöpferischen Gepräges — ist, in gewissem Sinn, ein Stil der Auflösung. Das Schloß zu Versailles verkündet die Apotheose des selbstbewußtesten Königtums, und die Gestalten des Olymp, die an den Wänden thronen, sind, in leichter Verkleidung, nur die Spiegelbilder eines prunkvollen Lebens, das für seine pomphaften Feste weite Räume und Galerien braucht, von denen aus man in lichte Parkfernen blickt. Aus diesen Schlössern nun zieht sich die vornehme Welt des Jahrhunderts, mit dem König an der Spitze, in die kleinen Lusthäuser, les petites maisons, oder in die kleinen Gemächer zurück, wo sich der Mensch, auf dem der Zwang der höfischen Parade lastet, gehen lassen kann.

Auch dieſe entzückenden Bauten haben einen ganz beſtimmten Zweck; aber dieſer Zweck paßt ſich der Laune geiſtreicher, übermütiger Menſchen an, mögen dieſe nun eine verſchwenderiſche Opernſchöne, ein freigeiſtiger Kirchenfürſt oder ein einfacher libertin de qualité ſein, dem das Gold Chimäre iſt. Dieſe Schlößchen oder Luſthäuſer ſtehen meiſtens in einem Park verſteckt, in den man unmittelbar aus den kleinen Zimmern hinabſteigt, um die zurechtgeſchnittene Natur zu genießen, deren Anblick die Stimmung eines geiſtreichen Schäferſpiels nicht zu ſtören vermag. Selbſt der Feſtſaal, der in einzelnen Luſtſchlöſſern die große Architektur noch vortäuſcht, ſtört nicht die Einheit des Baus, deſſen Reiz nicht in der Architektur, ſondern in der Dekoration liegt. Die Schöpfer dieſer anmutigen Luxusbauten ſind Dekorateure, die den Übermut der Zeit vor allem in der Freiheit betätigen, mit der ſie das Ornament behandeln. Dieſes löſt alle ſtarren Linien wie in einem Rauſche auf. Das Rahmenwerk der Wände wird mit Ornamenten ausgefüllt, die über den Rahmen hinausquellen und das heitere Spiel der Linie fortſetzen. Hier darf jeder Einfall eines Meiſters die Herrſchaft für einen Augenblick beanſpruchen, wenn er nur die Sprache künſtleriſcher Form und Laune ſpricht. Überall in den Gemächern ſind Spiegel angebracht, damit die Luſt, der alles nachjagt, jederzeit ihr Bild gewahre. Die beiden Farben, die in der Dekoration überwiegen, ſind Weiß und Gold, denen ſich manchmal Rot oder auch Blau zugeſellt, und das Vorherrſchen einer gewiſſen Muſchelform gemahnt in ſymboliſcher Weiſe an die Venus Anadyomene, der das ganze galante Jahrhundert dient. Auch die Maler, die die lichten Wände ſchmücken, ſind Dekorateure und zuweilen nicht minder geiſtvoll als die Architekten oder Schnitzer, deren ſolide Geſchicklichkeit uns in Erſtaunen ſetzt; auch ſie verſchwenden, wie Fragonard, ein Erbe in Übermut und Schönheit, dem nur der große Stil mangelt. Amor iſt in dieſer olympiſchen Welt des Ausklangs anderer, größerer Formen kein naives Kind, ſondern mit ſeinem ganzen Gefolge ſchwebender Putten und roſiger Nymphen nur dazu da, den Augenblick der Luſt zu beleben oder herbeizuführen. Was ich hier betonen möchte, iſt die Einheit von Leben und Kunſt, die in dieſer Welt herrſcht: mag

dieſe Kunſt, die wir als Menſchen des hiſtoriſchen Sinnes genießen, Manier oder der Ausklang einer größeren Zeit ſein, ihr Zauber wird unvergänglich bleiben, weil er den echten Trieben dieſer Kultur entſpringt. Auch das Schöne iſt ein Zeitbegriff, und der Vorwurf, das 18. Jahrhundert in Frankreich habe nicht das Schöne, ſondern nur das Hübſche, le joli, geſchätzt und gewürdigt, hat nur für beſchränkte Kenner Geltung, die an ein abſolutes Schönheitsideal glauben.

Das Weſen unſerer Welt iſt auf Polarität gegründet, und in dem Spiel der Erſcheinungen offenbart ſich die geheime Ironie des Lebens, das keine Erſtarrung dulden kann und daher jeder Blüte ihre Gegenblüte, jeder Idee ihren Gegenſatz erweckt. Qui veut faire l'ange, fait la bête! Das franzöſiſche Königtum hatte ſeine Politik auf das Bürgertum, das heißt auf die Städte gegründet, und nun entſtand ihm in ſeiner eigenen Hauptſtadt Paris eine Gegenmacht, wo auch der Adel, den es zum Schönheitsſtatiſten ſeiner Allmacht erniedrigt hatte, von dem Hauch der neuen Zeit erfaßt wurde. Freilich lag deſſen Lebensquelle nach wie vor in Verſailles, und das Bewußtſein, in dem Herrſcher den Spender allen Glückes zu beſitzen, äußert ſich beſonders deutlich in dem Verhalten der Ariſtokratie zu der Maitreſſenwirtſchaft der Könige: es iſt ein Vorrecht der alten Geſchlechter, die Geliebte des Monarchen zu ſtellen, und dies Gefühl lebt nicht nur in alten Schranzen, ſondern auch in den jungen Mädchen, die, wie die nachmalige Herzogin von Chateauroux, ſchon im Kloſter davon träumen, die Favoritin des Königs zu werden. Aus dieſer Anſchauung fließt auch die Empörung, als unter dem erbärmlichen Ludwig XV. nacheinander der Adel, in der genannten Herzogin und ihren Schweſtern, das Bürgertum, mit der Pompadour, und das Volk oder der Pöbel, in der Dubarry, den Thron beſteigen.

Wer aus ſeinem Leben ſelbſt ein Kunſtwerk machen will, muß ein großer Künſtler ſein, wenn er nicht der Langeweile verfallen will. Die Kunſt iſt, in gewiſſer Hinſicht, immer Form, und ſo ſuchen denn dieſe Genußmenſchen das Leben zu meiſtern, indem ſie es in einen Rahmen ſchließen. Innerhalb dieſes Rahmens iſt jede Freiheit erlaubt, und zu ihrer Rechtfertigung dient der Geiſt, der alt iſt. Galiani ſagt es ausdrücklich: Wir ſind alt!

Dieſer Cynismus, der ſich in Wort und Tat äußert, iſt nur zu oft der Cynismus der Greiſe, die nichts von der Zartheit der Jugend bewahrt haben; aber es iſt ein Cynismus, der ſeine Erkenntnis in der bezaubernd̃ſten Form vorträgt. Wenn dieſe großen Herren, oder auch die Zofen ihrer Frauen die Feder in die Hand nehmen, ſchreiben ſie einen Stil, der vor lauter Kunſt reine Natur geworden iſt: ſo klar und lauter fließt er dahin.[1] Dieſe Grazie verſteht den Tanz der Gedanken, die den heitern Schritt in einem Garten gelernt haben, der nur, wie der zu Verſailles, ein Salon unter freiem Himmel iſt, wo Herbſt und Frühling eine gezähmte Natur zeigen. Das Bonmot oder der Witz, die in dem Munde dieſer Leute ſo oft die Situation beleuchten, daß man meinen ſollte, das Leben ſei nur dazu, um Gelegenheit zu ſolchen Äußerungen zu geben, iſt hier nichts anderes als der Ausdruck der Freiheit oder Frechheit vor allen Tatſachen, denen wir nicht ausweichen können. Wir ſtehen über den Dingen, die wir durchſchauen, und jeder Witz iſt eine Vernichtung der Gegenſätze, die unſere innere Freiheit bedrohen. Man muß Chamfort, der in der Abendröte dieſer Welt lebte, zwiſchen den Zeilen leſen, um dies Bedürfnis freier Herrenmenſchen, ſich in jeder Lage mit Bewußtſein zu genießen, ganz zu verſtehen: der bittere Aphoriſtiker, deſſen Gedanken in der Darſtellung Schopenhauers oft wie Juwelen aufglänzen, ſpricht durchaus eine Geheimſprache, deren Nuancen nicht leicht zu faſſen ſind. Dieſe Weisheit einer Welt, où le coeur se brise ou se bronce, iſt tauſend Jahre alt und gilt nur für Epikuräer, die aus Langeweile an die Tugend glauben. Nur ſchöne Seelen, wie der Jüngling Vauvenargues, der fern von Paris lebt, können in einer ſolchen Zeit den Glauben an die Menſchen, dem die Gewißheit aus dem Gemüte quillt, bewahren und betätigen.

Der Rechtfertiger ſolchen Lebens iſt der Geiſt und ſeine Quelle, der Verſtand. Aber auch hier gilt das tiefe Wort Goethes: Genießen macht gemein! Der Geiſt, der das, was den eigentlichen Schöpfer ſelig macht, zu einem Spiel herabwürdigt, wird

[1] Man vergl. die „Contes du Chevalier de Boufflers“ (Paris A. Quantin) und vor allem die Denkwürdigkeiten des erſten Kosmopoliten, des Fürſten von Ligne, „Mélanges militaires, littéraires etc.“ (1795—1811).

flach, flach wie die Liebe, die nur den Genuß der Sinne will und dies ruhig eingesteht;[1] ja, zuweilen dient er bloß als Würze stumpfer Sinnenlust, die sich geheime kleine Theater schafft, hinter deren vergitterten Logen die Edelfrauen der feinsten Kreise den erotischen Spielen lauschen, welche Priapismus und Philosophie in seltsamer Vermischung zeigen.[2] Die Allherrschaft der Philosophie, d. h. des naiven Materialismus, äußert sich vielleicht am deutlichsten in diesem Verhältnis, dem der Hang des französischen Volkes zu witzigen Zoten entgegenkommt.

Nur Menschen, die ihres Wesens und des Tages sicher sind, können sich mit jener Offenheit geben, die fast wie Natur wirkt und selbst im point d'honneur kein Hemmnis findet: denn Geist und Sinne sind hier eine Harmonie, die in der Dirnenwirtschaft eine nationale Institution besitzt. Das Leben gleicht hier einem ränkevollen Schäferspiel, und die Schönen der Oper sind nur Göttinnen eines ewigen Festes, das in den „kleinen Häusern" seine galanten Tempel und in den schöngeistigen Abbés die Chorführer, les maîtres de plaisir schätzt. Der Sprung von der Gosse auf die Höhen des Lebens, wo Dichter, Künstler und große Herren die Freude an dem Augenblick mit Kennermiene kosten, ist in Paris eine Alltäglichkeit. In diesem flüchtigen Olymp ist die Schönheit die einzige Weltmacht, die dem Geiste ebenbürtig ist. Als dritte kommt das Geld dazu: denn nur ein Geschlecht, das nicht die Armut kennt, kann in Schönheit leben und in Schönheit sterben. Dieses Wort ist hier keine Phrase, wie in unserer modernen Welt der Maschinen und des Kapitalismus: die Großmutter der George Sand, Frau von Dupin de Francueil, die in den besten Finanzadel geheiratet hatte, pflegte zu erzählen: „Damals verstand man zu leben und zu sterben; man litt nicht an störenden Beschwerden. Wer die Gicht hatte, ging dennoch aufrecht und ohne eine Miene zu verziehen einher; man verbarg

---

[1]) Man vgl. „Les actrices du dix-huitième siècle" von Edmond de Goncourt, in welcher Serie der genaue Kenner der Sitten des 18. Jahrhunderts das Leben der Clairon, der Tänzerin Guimard, der Sängerinnen Sophie Arnould und St. Huberty beschreibt. [2]) Die berühmte Tänzerin Guimard besaß ein solches Theater in ihrem Landhaus zu Pantin, für das Collé die Stücke lieferte. (Edmond de Goncourt, La Guimard, Paris 1893).

ſich aus Wohlerzogenheit. Man dachte nicht immer an die Geſchäfte, die ein Heim verderben und den Geiſt ſchwerfällig machen. Man verſtand es, ſich zu Grund zu richten, ohne es merken zu laſſen, wie ein guter Spieler, ohne Unruhe und Ärger zu verraten. Halb tot hätte man ſich zu einer Jagdpartie tragen ragen laſſen. Man war der Anſicht, es ſei beſſer auf einem Ball oder in der Komödie als in ſeinem Bett zu ſterben, zwiſchen vier Wachskerzen und zwei häßlichen Männern in ſchwarzem Gewande. Man war Philoſoph, man ſpielte nicht die Sittenſtrengen; aber man war es zuweilen, ohne es zu zeigen . . Man genoß das Leben, und wenn die Scheideſtunde gekommen war, ſuchte man es den Hinterbleibenden nicht zu verekeln. Die letzten Worte meines alten Gemahls waren eine Mahnung, ihn recht lang zu überleben und glücklich zu ſein." (G. Sand, Histoire de ma vie, I. p. 44). Die Enkelin dieſer abgeklärten Frau fügt dieſer Erzählung bei, daß eine ſolche Philoſophie zwar ſehr verführeriſch ſei, daß man aber, um danach zu leben, fünf- oder ſechshunderttauſend Franken Renten haben müſſe.

Wir leben in einer Welt von Symbolen: dieſe entſtehen und vergehen mit den Geſchlechtern, denen ſie vorleuchten, und ihre Macht iſt ſo groß, daß ſie oft noch als tote Symbole wirken. Im Ancien régime, das noch keine Volkskriege kennt, iſt das Ritterſchwert des Feudaladels zum Galanteriedegen geworden, der locker in der Scheide ſitzt. Herrſchende lebendige Kulturen zwingen auch den Beherrſchten ihre Anſchauungen auf, und ſo finden wir denn dieſen Degen ſogar in der Hand der unteren Stände, die das Gebaren der Götter dieſer Welt nachäffen: auch Handwerker, die von der Herrſchaft der Vernunft träumen, fechten Duelle aus.[1] Oder ſoll man in ſolchen Nachäffereien nur das Spiel der Mode ſehen? In der Tat, die eigentliche Tyrannin dieſer Zeit, der keiner entrinnen kann, iſt die Mode. Sie zwingt

[1]) „Monsieur Nicolas ou le coeur humain dévoilé. Mémoires intimes de Restif de la Bretonne", (Paris, Iſidor Liſeux, 14 Bände, V. p. 171). Die Schriften dieſes Buchdruckers gehören zu den wertvollſten Dokumenten der Zeit, beſonders weil ſie zeigen, wie ſich die Weltanſchauung der obern Schichten in der Seele eines Arbeiters ſpiegelt, der mit ihr durch ſeine Laſter aufs Innigſte zuſammenhängt.

alles in ihren Bann: Philoſophie, Nationalökonomie, Opernmädchen, Engländer, Amerikaner, Tänzer, Schauſpieler, Naturſchwärmerei, alles hat ſeine Zeit, alles iſt Mode, und je älter das Jahrhundert wird, deſto vollſtändiger unterwirft es ſich dem Zwange der neuen Tyrannin, die zuletzt gar nicht mehr nach den Vorzügen eines Menſchen oder einer Sache fragt, ſondern die Unvernunft, die nur zu oft in allen Äußerungen des Tages herrſcht, blindlings anerkennt.

5.

Doch über der Welt, in der die Menſchen leben, die, außer ihren Sinnen oder der Langeweile, kein Dämon peinigt, baut ſich eine andere auf, welche dem Geiſte großer Männer erſteigt: die Welt der geſtalteten Träume, aus der die Menſchen Gewand und Schmuck ihrer Seele holen. Sie ſchwebt wie eine Fata Morgana über dem Treiben des Alltags; ſie wird der untern Schicht zum Schickſal; ſie iſt ihre Verklärung und zuweilen auch ihre Rechtfertigung.

Die zweite Menſchenklaſſe, die dieſer alten Kultur ihr Gepräge gibt, ſind die Literaten. Dieſe altfranzöſiſche Kultur iſt ihrem äußeren Weſen nicht nur ariſtokratiſch, ſie iſt auch literariſch: auch hierin offenbart ſich ihre Einheit, die ſchon frühe in Montaigne einen jener Geiſter verehren durfte, in denen ein allmächtiger Verſtand wirkt.

In dieſer ariſtokratiſchen Geſellſchaft wird der Geiſt zum erſten Mal als Herr der Welt anerkannt, wie in der Zeit der italieniſchen Renaiſſance das Genie des Künſtlers. Von dem Glanze vornehmfreier Lebenshaltung abgeſehen, haben dieſe Literaten alles, was das Leben bieten kann, und die großen Herren, die mit den Söhnen der Plebejer tafeln, erkennen mit richtigem Inſtinkt, daß ein Leben in Schönheit nicht möglich iſt ohne deren Schöpfer. Wohl mag es Einzelne geben, welche dieſe Eindringlinge, die in ſchlichtem Rocke neben Prinzen und Fürſten ſitzen, mit ſcheelem Aug anſehen; aber im allgemeinen erkennt dieſe Kultur die Herrſchaft der Schriftſteller an. So iſt es logiſch; ſo iſt es franzöſiſch; ſo entſpricht es den Forderungen des Tages und der Stunde. Das Verhalten Friedrichs des Großen und Katharinas II., die

mit Voltaire wie mit einer Großmacht verkehren, ist ein Beispiel, dem sich selbst der jämmerlichste aller Fürsten auf dem Thron, Ludwig XV. nicht ganz entziehen kann, und wäre es nur durch seine Maitresse, die Pompadour, die in vieler Hinsicht zu den Frauen gehört, in der die Instinkte der Nation Ausdruck fanden: Voltaire, der es wissen mußte, hat ihr bei ihrem Tode das Zeugnis ausgestellt, daß sie im Grunde zu den Philosophen gehört habe. (Brief an d'Alembert, vom 8. Mai 1764. Oeuvres, XXXIX, p. 439).

Der Geist aber ist, wie die Liebe, nicht an nationale Schranken gebunden; aber seine Träger müssen doch, wenn sie in höchstem Sinne wirken wollen, mit festen Füßen auf der mütterlichen Erde stehen. Sehen wir uns die Männer einmal näher an, aus denen dieser Geist, der eine neue Welt einleitet, laut und vernehmlich spricht.

Da ist zunächst der Patriarch der Philosophen, der ruhmgekrönte Voltaire, der größte Journalist aller Zeiten, der Freund Friedrichs des Großen, der Marquise Du Deffand, des Herzogs von Richelieu und der Enzyklopädisten. Er lebt, aus Gründen der Vorsicht, weit von Paris; aber er trägt dafür Sorge, daß man sein Lachen nicht vergißt, ja, daß man es täglich hört. Er nimmt an allem Anteil, was die glänzende Gesellschaft bewegt, die nach dem Grundsatz lebt: Nach uns die Sündflut, ohne aber, wohlverstanden, an ein solches Elementarereignis zu glauben: denn das Leben ist so schön, daß es, wenn man den Zeichen glauben darf, nur noch schöner werden kann, ja schöner werden muß. Er kennt die menschliche Natur, die er als Spaßmacher in den gewagtesten Stellungen zu zeigen liebt; aber noch besser kennt er, als Grandseigneur, der sich selbst seine Stellung verdankt, die Mächte, die als historische Produkte das Leben bestimmen. Zwar ist er durchaus nicht historisch gesinnt: wer in einem Souper oder in einer feinen Theateraufführung einen Höhepunkt behaglichen Daseins erblickt, wird nicht leicht geneigt sein, die Vergangenheit zu überschätzen: diese Überschätzung mag den Söhnen Rousseaus, den Schwärmern und Romantikern, vorbehalten bleiben. Die herrschenden Mächte, deren Wesen der Verstand restlos zu erfassen glaubt, sind nicht nur eine Gelegenheit zu Spott, sie sind auch ein Damm gegen den Pöbel. Der Alte hütet sich wohl,

mit den Atheisten in ein Horn zu stoßen, so sehr ihn auch die Zustände dieser fragwürdigen Welt, die ein Gott geschaffen haben soll, zum Hohne reizen. In den meisten Fällen ist er Deist aus wirklicher Überzeugung: denn der gesunde Menschenverstand sagt, daß jede Uhr einen Uhrmacher voraussetze. Das Bild einer Uhr, unter dem die Welt begriffen wird, ist bezeichnend für diesen Verstand, für den es kein Geheimnis gibt. Gott selbst ist nichts anderes als eine Forderung der Vernunft, ja mehr noch, eine Notwendigkeit: wenn er nicht existierte, müßte man ihn erfinden. Wir sind damit weit von dem Spotte eines andern Mannes, Stendhals, entfernt, dessen Wesen in der Philosophie des 18. Jahrhunderts wurzelt: La seule excuse de Dieu, c'est qu'il n'existe pas! Der Patriarch der Philosophen ist klüger: er versteht es sogar, mit dem Papste auf gutem Fuß zu bleiben; denn auch er ist Vertreter einer Macht, die man zwar bekämpfen mag, aber doch anerkennen kann. Als Feudalherr besteht der Alte sogar auf seinem Herrenrechte über ein Kloster, das auf seinen Besitzungen gelegen ist und ihn selbst zum Kapuziner macht. — Versteht man nun den Hohn, der aus den Briefen spricht, welche die Unterschrift des Kapuzinerpaters Voltaire tragen, der vielleicht am gleichen Tage die Losung wiederholt: Ecrâsez l'infâme, d. h. die Kirche als die Verkörperung des Christentums? Wir sind in solchen Dingen heikel geworden, wir betrachten solche Äußerungen eines hoch gesteigerten Lebens, das seinen Geist verschwendet, als geschmacklos; aber sie gehören zum Wesen dieser Zeit, in der alle Widersprüche laut, ja manchmal allzulaut reden. Wir sind nur fruchtbar um den Preis, viele Gegensätze in uns zu hegen; aber diese Gegensätze sind hier von jener Art, die darauf hindeutet, daß dieses Leben nicht mehr wie ein allmächtiger Strom einer glücklichen Zukunft entgegenfließt, sondern seinem Ende zueilt.

Zwar, die Hoffnungsfreudigkeit der Zeit ist ebenso groß als ihre Genußsucht, und Propheten sind glückliche Leute, schon weil sie im Rate der Götter sitzen, die in ihrem Schoße Heil und Unheil tragen. Als Voltaire im Jahre 1778 zu seiner Krönung nach Paris kam, wo ihn schöne Hände unter Rosen zu ersticken drohten, da prophezeite er: Ah, meine Kinder, welch schöne

Revolution werdet ihr bekommen! Die Prophezeihungen Galianis, auf die ich zurückkommen werde, lauten anders: sie entstammen einer tieferen Natur, die nicht Tag für Tag auf der Lauer zu stehen braucht, um als Kämpfer und Possenreißer höchsten Stils die Fühlung mit den Empfindungen der Zeitgenossen nicht zu verlieren. Wir Menschen des historischen Sinnes sind gewohnt, in dem Dichter oder Schriftsteller einen Künstler zu sehen, d. h. einen Individualisten, der sein inneres Leben im Hinblick auf sein Werk lebt und zu vertiefen sucht. Voltaire, der den Bourgeois niemals verleugnen konnte, ist kein Künstler, und alle seine Söhne sind keine Künstler. Man kann aus seinem Werk alle Ismen herauslesen: Deismus, Atheismus, Agnostizismus, Liberalismus, Despotismus, Optimismus, Pessimismus, und immer weiß der bewegliche Mann Gründe beizubringen, die seine Ansicht stützen. Mit einem solchen Geiste ist es möglich, allen Strömungen gerecht zu werden und seine Herrschaft über den vergeßlichen Tag zu behaupten. Es gehört zum Wesen eines großen Mannes, daß er für Viele zum Schicksal werde: die Pariser Feuerköpfe, die vor den Weltmächten nicht die Achtung haben, die ihnen der Patriarch entgegenbringt, sind dennoch Geist von seinem Geiste; auch er ist ein Verschwender, der auf der Grenzscheide zweier Zeitalter steht und die Sprache jener sichern Anmut spricht, die man nur erben kann.

Da ist ferner Diderot, den deutsche Flachköpfe noch immer den deutschesten unter den französischen Köpfen nennen, die Stütze der Enzyklopädie und ebenso echt als genialer französischer Kleinbürger wie Voltaire als Bourgeois, den die Verhältnisse zum Grandseigneur gemacht haben. Er lebt immer in seinem Traume oder in seiner Arbeit, und obwohl er den Abbé Galiani aufs höchste schätzt[1], findet er keine Zeit, um ihm zu schreiben. Als Herausgeber der Enzyklopädie gleicht er einem vorsichtigen Beamten, der weiß, daß er bestehende Gewalten schonen muß, wenn er nicht eines Tages sein Leben gefährden will. Umso freier läßt er sich in seinen kleinen Schriften gehen: da feiert er wahre Orgien des Geistes, als Mensch und Künstler, der im Rausch des Augenblicks alle Tempi stürmischer Ausgelassenheit durchrast.

[1]) Lettres à Mlle. Volland, passim.

Le Neveu de Rameau, le Rêve de d'Alembert und andere ſeiner kleinen Schriften ſtehen einzig in dieſer Zeit da, die, ohne große Poeſie, als Erbin einer langen Vergangenheit in der Nachahmung alter Formen das Weſen der Dichtkunſt ſah und nur dem Epigramm der Altersweisheit die Grazie vollendeter Neuheit zu geben wußte: es ſind Werke eines Dichters, der ſeiner Intuition zuweilen die glücklichſten Zufälle dankt. Als Denker und Seher nimmt er manchen Gedanken des 19. Jahrhunderts hinweg. In dem Aufſatz „L'Interprétation de la Nature" (1754) ſteht der Satz: „Wie im Tier- und Pflanzenreich ein Individuum ſozuſagen zu leben anfängt, wächſt, dauert, verfällt und verſchwindet, ſollte dies nicht auch mit ganzen Spezies der Fall ſein?" (Oeuvres, II, p. 57). In „Le Rêve de d'Alembert" ſpricht er den Satz aus, daß unſer Organismus nur ein Zellenhaushalt ſei, und in dem gleichen Geſpräch iſt er, vierzig Jahre vor Lamarck, deſſen „Philosophie zoologique" 1809 erſchien, Evolutioniſt, indem er die Theſe aufſtellt: „Les organes produisent les besoins, et, réciproquement, les besoins produisent les organes." Oeuvres, II, p. 137). Hier erfährt der wiſſenſchaftliche Geiſt des großen Jahrhunderts eine Bereicherung durch die Intuition eines Mannes, deſſen kühner Geiſt die innere Trunkenheit der künſtleriſchen Naturen kennt; aber dieſe Sätze ſtehen vereinzelt da, ſie wirken nicht nach außen. Der Materialismus Diderots iſt nicht nüchtern-dogmatiſch wie der Holbachs: Diderot iſt Materialiſt wie Lucrez, wie ein Dichter, der den Rauſch des Schaffens an ſich ſelbſt beobachtet und die Natur vergöttert. Aus dieſem Verhältnis zur Natur entſpringt auch ſeine vielberufene Immoralität: da die Natur gut iſt, ſo iſt jeder Genuß, der nicht antinatürlich iſt, erlaubt und gerechtfertigt: Schamgefühl und religiöſes Empfinden ſind menſchliche Erfindungen; die ganze Moral ſelbſt iſt nichts anderes, und wir verbeſſern die Menſchen, indem wir ihnen die ſchrankenloſeſte Geſchlechtsfreiheit zurückgeben. (Supplement du voyage de Bougainville, Oeuvres, II, p. 193).

Eine ſolche Weltanſchauung bringt uns in die Nähe Rouſſeaus, der in ſeiner erſten Pariſer Zeit den Einfluß Diderots beſtanden hat; aber dieſer geniale Plebejer iſt der einzige Schrift-

steller, der nicht auf Galiani gewirkt hat: der unbarmherzige Blick des Neapolitaners durchschaute alle Sophismen des Genfer Bürgers, über den er sich ganz im Sinne Voltaires lustig macht. Was Galiani zur Rechtfertigung seines Amoralismus brauchte, konnte er übrigens, wenn es ihm darum zu tun war, in den Schriften seines Freundes Diderot finden, in einer Form, die seine eigenen Späße durchschimmern ließ.

Um diese beiden Männer lebt und webt der Schwarm der kleinen und großen Literaten und philosophischen Schöngeister: der vorsichtige d'Alembert, der die größte Verehrung als Mensch genießt; der deutsche Baron Holbach, der als maître d'hôtel de la philosophie, wie ihn Galiani nennt, eine glänzende Küche führt und dem dogmatischen Materialismus in seinem „Système de la Nature" reinen Ausdruck gibt, der Goethe abstieß und die Welt erschreckte[1]; der brave Streber und Lebemann Helvetius, der in seinem Buch „De l'Esprit" den menschlichen Egoismus als Triebfeder alles Tuns erklärt und zu seiner Freude überall hören kann, daß er das Geheimnis de tout le monde ausgeplaudert habe; der kalte Literat Marmontel, der Abbé Morellet, der Journalist Suard und alle die kleinen Geister, die nichts als „Philosophen" sind: denn dieser Titel ist ein Ehrentitel, den man, im Bann der Mode, sich selbst zuerkennt, und es mag zur Kennzeichnung der ganzen Zeit hervorgehoben werden, daß, wie Restif de la Bretonne in dem schon erwähnten Werk erzählt, die Dirnen des Palais Royal hinter den Pflastertretern, die ihre lockende Aufforderung zur Vermehrung der Menschheit ablehnten, „chien de philosophe" herzuschreien pflegten.

Der Mann, der Galianis Herzen am nächsten stand, war der Deutsche Friedrich Melchior Grimm (geboren am 20. Dezember 1723 als Sohn eines Pastors in Regensburg). Auch dieser hochgebildete Fremde, der französischeste aller deutschen Köpfe, gehört zu den Ausländern, die im Bannkreis der französischen Kultur ihr eigenes Wesen entfalteten; auch er verlor

[1]) Goethe, der in dem „System der Natur" alles „so grau, so cimmerisch, so totenhaft" fand, spricht als Jünger Rousseaus und als Dichter, in dem eine neue Weltanschauung nach Ausdruck ringt. (Wahrheit und Dichtung, 11. Buch).

in dem Zauberkreise seligsten Genusses nicht den Blick, der sicher urteilen kann, weil ihn kein Herz an die Verhältnisse bindet, die seinen Freunden zum Schicksal werden. Auch er geriet im Gefolge des Adels nach dem Olymp des Geistes: er kam als Hauslehrer des sächsischen Grafen Schomberg (Schönberg) im Alter von achtundzwanzig Jahren nach Paris, und hier gelang es dem Schüler Gottscheds sehr rasch, sich eine Stellung zu schaffen. Als Sekretär des jungverstorbenen Grafen Friesen, des lebelustigen Neffen des Marschalls Moritz von Sachsen, ist er schon so weit, daß er sich nicht nur der Freundschaft der Familie Voltaires und Diderots, sondern der Unabhängigkeit rühmen kann, die hier der Geist verleiht: er gibt den französischen Literaten allwöchentlich ein „dîner de garçon", das alle feinen Köpfe anzieht. Seine Bildung, die allerdings nicht an die des Abbé Galiani heranreichen mochte, seine Gelassenheit im Umgang und seine Klugheit bringen ihn rasch mit den führenden Geistern der Literatur in Verbindung. Eine kurzlebige Leidenschaft für eine Opernschöne, Mademoiselle Fel, trägt dazu bei, daß die Frauen, die Herrinnen der Salons, in dem kühlen Streber einen Mann von Herz und Gemüt erblicken. Von nun an ist Grimm, den kein Herzensinteresse an Deutschland bindet, ganz Franzose, der es wagen kann, in französischer Sprache seine Meinungen zu äußern. Die kleine Flugschrift „Le prophète de Boehmisch-Broda", in welcher er, ganz im Sinne der Enzyklopädisten, für Piccini eintrat, offenbarte einen witzigen Kopf, dem selbst Voltaire seinen Beifall nicht versagte. Im Jahre 1747 hatte der Abbé Raynal, der berühmte Verfasser der „Histoire des deux Indes", mit der edeln Herzogin Dorothea Louise von Sachsen-Gotha eine Korrespondenz begonnen, welche die Fürstin über die wichtigsten Vorgänge in Paris unterrichten sollte. Im Jahre 1753 wurde Grimm sein Nachfolger, der sofort begriff, was aus diesem Verhältnis zu einer geistvollen Frau zu machen war. Die „Literarische Korrespondenz", die man als eine Art Zeitschrift betrachten mag, wurde rasch bekannt, und dem Kreis der fürstlichen Abonnenten traten im Laufe der Jahre Friedrich der Große, Katharina II., die Königin von Schweden, der König von Polen, die Höfe von Darmstadt, Zweibrücken, Weimar bei, von geringeren Fürstlichkeiten und Privatleuten ganz zu schweigen.

Grimm konnte ſich als der Bevollmächtigte dieſer Ariſtokraten am Hofe des galliſchen Geiſtes betrachten. Die Korreſpondenz, die jeweils am 1. und 15. jeden Monats verſchickt wurde, iſt eine Hauptquelle für die Literatur der Zeit;[1] ſie dauerte bis zum Jahre 1791 und ſicherte dem geiſtvollen Kritiker nicht nur die Unabhängigkeit, ſondern auch den weitgehendſten Einfluß, den er trefflich zu ſeinem eigenen Glück auszunutzen wußte. Grimm beſprach darin die wichtigſten literariſchen Erſcheinungen des Tages und fügte wohl auch die verbotenen Bücher, die „Pucelle", Le Rêve de d'Alembert ꝛc. bei, die in Paris von Hand zu Hand gingen. Das Schauſpiel, dem er anwohnen darf, iſt ſo reich, daß ſeine Leſer des geiſtvollen Berichterſtatters nicht müde werden.

Auch Grimm iſt ſelig in dem Treiben, das nur dem Augenblicke dient; aber als Fremder ahnt er, wie ſein Freund Galiani, daß dieſe Welt nicht dauern könne. Als Schriftſteller gehört er zu jenen mittleren Naturen, die durch keinen Schöpferdrang an der Ausübung ihres Amtes behindert werden, das in einem ſcharfen Verſtand ſeinen Richter beſitzt: er iſt kein großer Kritiker im Sinne Leſſings oder Sainte-Beuves; aber ſeine kühle Sachlichkeit, ſeine Unbeſtechlichkeit, ſein Sinn für das Bleibende im Wirrwarr des allzulauten Tages, ſeine Freimütigkeit vor ſeinen Abonnenten, die allerdings, ob ſie nun eine Krone trugen oder nicht, „Philoſophen" waren, und ſeine Menſchenkenntnis, der ſelbſt Friedrich der Große ein glänzendes Zeugnis ausſtellt, machen dieſe Korreſpondenz zu einem der wichtigſten Denkmäler, zu einem bleibenden Kulturdokument der Zeit, aus dem unendliche Belehrung zu ſchöpfen iſt.

Trotz dieſer Vorzüge, die den Berichterſtatter auszeichnen, ruht auf dem Namen Grimms ein Schatten, der nicht erklärbar

---

[1]) Die erſte vollſtändige Ausgabe iſt 1877—1882 in Paris erſchienen, unter dem Titel: Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc. revue sur les textes originaux, comprenant outre ce qui a été publié à diverses époques, les Fragments supprimés en 1813 par la censure, les parties inédites conservées à la Bibliothèque ducale de Gotha et à l'Arsenal à Paris, Notices, notes, table générale, par Maurice Tourneux. 16 vol. Paris, Garnier frères.

ist, wenn man nur die schriftstellerische Tätigkeit des Wahlfranzosen in Betracht zieht. Schon Sainte-Beuve hat sich die Frage gestellt, woher diese strenge Beurteilung des Mannes komme, die er für ungerecht hält, ohne einen Grund dafür finden zu können. Ganz grundlos ist diese Verurteilung nicht: Grimm war, von seiner erprobten Anhänglichkeit an seine Freunde abgesehen, ein kaltes Gemüt und ein Egoist von reinstem Wasser, und solche Männer pflegen zum mindesten keine Begeisterung zu wecken. Er kennt die Menschen und weiß, daß man in dieser Welt des Scheins Ambos oder Hammer sein muß; er will Erfolg haben und das, was den andern durch die Geburt zugefallen, durch eigene Kraft, durch Klugheit und Talent erreichen. Ein reiner Streber aber darf nicht wählerisch sein, und so dient er den auswärtigen Höfen nicht nur als Vermittler des Geistes, sondern auch als Geheimagent und politischer Spion, der sich, als einer der vierzig Sekretäre des Marschalls von Estrées, im siebenjährigen Kriege nicht scheut, den fremden Mächten die wichtigsten Mitteilungen zu machen. Dieser Geheimagent mag den Namen eines dunkeln Ehrenmannes verdienen, den sein Verhalten gegen seine Freunde nicht rechtfertigt. Diderot, der Enthusiast, kann in einer Dachstube leben und glücklich sein, weil er die Quelle seines Glückes in dem eigenen Busen trägt; Grimm ist in einer andern Lage: als Weltmensch, der nur als Zuschauer und Richter Bedeutung hat, braucht er Titel und Orden, Geld und Güter, die seine Stellung fest und dauernd machen, und in der Erstrebung dieses Zieles entfaltet er denn auch seine ungewöhnliche Klugheit. Eine Zeit lang war er Geschäftsträger der Stadt Frankfurt; dann wurde er Gesandter des Gothaischen Hofes, und im Jahre 1775 erhob ihn der Wiener Hof in den Freiherrnstand; Katharina II. machte ihn zum russischen Oberst und Staatsrat und verlieh ihm das Großkreuz des Wladimirordens. Selbst seinen Freunden, den Enzyklopädisten, war diese Seite seines Wesens nicht geheuer: in Galiani konnten sie ohne Nebengedanken den genialen Fabulisten und Denker schätzen, und der Eindruck, den sie von dem ausgesprochenen Wesen des Neapolitaners empfingen, blieb sich immer gleich; in dem klugen Emporkömmling Grimm fällt die Zwiespältigkeit einer kühlen

Natur ſogar dem Enthuſiaſten Diderot auf, der gelegentlich über die Vornehmtuerei des „Herrn Geſandten“ ſpottet.

Wenn nun eine ſolche kühle Natur, die jedem in die tiefſte Seele blickt, mit einem eiteln Menſchen in Berührung kommt, entſtehen Reibungen, die der ſchwächeren Natur oder dem geringeren Talente ſchaden müſſen. Man kennt die Beurteilung, die Grimm von Rouſſeau, der wie er als armer Fremder nach Paris gekommen war, in deſſen „Confessions“ erfahren hat: ihre gehäſſige Schroffheit hat auf die Zeitgenoſſen gewirkt und wirkt auch heute noch nach; es iſt gefährlich mit einem Genie, das eine kranke Seele hat, die alle Eindrücke umbilden muß, in allzunahe Berührung zu kommen. Es zeugt übrigens für Grimms gerechtes Weſen, daß er es unter ſeiner Würde hielt, auf die verleumderiſchen Anklagen Rouſſeaus einzugehen, obwohl er unter deren Nachwirkungen genug zu leiden haben mochte. Hierin blieb er ſich bis in ſeine ſpäteſten Jahre gleich, und auch ſeine Denkwürdigkeiten zeigen die gleiche Klarheit eines Verſtandesmenſchen, der keine Entwicklung durchmachte, weil er der Leidenſchaft keine Macht über ſich einräumte. Auch Grimm, der alle ſeine Freunde überlebte, ſtarb, wie Galiani, fern von der Heimat ſeiner Seele, am 19. Dezember 1807 zu Gotha. Am 14. Oktober des vorhergehenden Jahres konnte der Hochbetagte noch den Donner der Schlacht von Jena vernehmen, in welcher der Erbe des alten Frankreichs, Napoleon, das Preußen Friedrichs des Großen zerbrach.

Grimms Verhältnis zu der Freundin Galianis, der Frau von Epinay, gehört zu den liaisons célèbres der Zeit.

6.

Es gibt Werke, in denen eine ganze Epoche lebt; zu dieſen gehören die Denkwürdigkeiten der Freundin Grimms und Rouſſeaus, der Frau von Epinay. Als im Jahre 1818 die erſte Ausgabe dieſes merkwürdigen Buches erſchien, erregte es ſkandalöſes Aufſehen; denn viele Menſchen, die das Schauſpiel des Ancien régime mitgenoſſen hatten, lebten noch, und der Spiegel, den ihnen eine Entſchwundene vorhielt, zeigte jene Wahrheit, die das Alter nicht liebt. Freilich muß man die Zeit, die dieſe

Memoiren ſchildern, genau kennen, um ihren ungeheuren Wert ganz würdigen zu können; denn ſie ſind kein Kunſtwerk, das klare Gebilde bietet, ſondern ein Stück Leben, wie es eine vielgeprüfte Frau, unter dem Drange des Schickſals, ſchildern mag. Die galante Zeit, die in ihren hellen Gemächern hohe Spiegel liebte, hat in zahlloſen Briefen und Denkwürdigkeiten ein treues Bild ihres Weſens und ihrer Ideale hinterlaſſen: auch dieſe Bekenntniſſe ſind nur ein Mittel, ſich ſelbſt zu genießen oder der Langeweile zu entfliehen, die jedes geſättigte Leben bedroht. Die edle Scheu des Individuums, ſein Beſtes, aus dem ſein Schickſal fließt, zu verbergen, iſt in dieſer leichtlebigen Welt unbekannt: hier macht man Staat mit ſeinen intimſten Erlebniſſen, weil man in der Wirkung ſeines Weſens auf Andere eine Quelle des Genuſſes ſchätzt. Es war eine Mode, oder, wenn man will, eine Manie, ſeine Bekenntniſſe niederzuſchreiben: das genialſte Buch Rouſſeaus, ſeine „Confessions“, ſind aus dieſem Drang entſproſſen; das Werk Goethes iſt eine einzige Beichte.

Das Leben der Frau von Epinay zeigt, was aus einer feinen Frauennatur werden kann, wenn ſie in gemiſchte Verhältniſſe gerät, die ihrer unwürdig ſind. Auch in dieſer Umgebung, wo die Frau herrſcht, iſt das Weib in höherem Maße als der Mann das Geſchöpf des Augenblicks, das in der Mode ſeine Göttin hat: es ſteigt und ſinkt mit dem Manne, der, wie überall und immer, ſein Schickſal in der Hand hält.

Luiſe Florence Petronelle Tardieu d'Eſclavelles wurde um 1725 als Tochter eines königlichen Offiziers geboren. Zwanzig Jahre alt, vermählte ſie ſich mit ihrem Vetter, Herrn von Epinay, dem älteſten Sohn des Generalpächters de la Live de Bellegarde. Die junge Frau hatte, wie die meiſten ihrer Standesgenoſſinnen, ihre Erziehung im Kloſter genoſſen. Wir ſind über dieſe Erziehung ziemlich genau unterrichtet: ſie ging darauf aus, aus den jungen Mädchen, die jeweils ſehr jung ins Kloſter kamen, ſchon in früheſter Jugend Weltdamen en miniature zu machen. Zu dieſem Zwecke wurde die Natur möglichſt früh unterdrückt, und dem Tanzmeiſter und Haarkräusler beſtimmender Einfluß auf das junge Weſen eingeräumt. Doch wäre es verfehlt, bei dem Worte Kloſter an ein modernes Erziehungsinſtitut zu denken, das gebildete

Nonnen leiten. Das Kloſter iſt im 18. Jahrhundert nur eine Art Salon, deſſen Weltlichkeit durch die Nähe des Herrgotts gemildert wird. Hier finden Witwen, die auf eine beſſere Zeit warten, ein bequemes Aſyl, und ältere Frauen, die mit dem Leben zur Hälfte fertig ſind, einen Zufluchtsort, in den alle Geräuſche des Lebens dringen. Hier werden Liebesabenteuer angeknüpft und Ehen geſchloſſen. Das Gitter, welches das Sprechzimmer von der Außenwelt trennt, iſt im ſchönſten Stil der Zeit gehalten; es ſchließt nicht ab, es iſt nur eine ſcheinbare Schranke, welche in aller Form die Würde des Zufluchtsortes wahrt, ohne die Freiheit der Eingeſchloſſenen zu beſchränken: Caſanova[1] und Richelieu, der naive und der perverſe Don Juan der galanten Zeit, wiſſen dieſe Schranke nach ihrem wahren Wert zu würdigen. Als Erziehungsinſtitute ſind dieſe Klöſter nach dem Muſter der berühmten Schule von Saint-Cyr eingerichtet. Das Ideal, das ſich dieſe Kloſtererziehung ſteckte, war, wie ſchon erwähnt, die Weltdame, und eine ſolche muß ſich vor allem in der Gewalt haben. Die Entſchloſſenheit, die den Franzöſinnen im allgemeinen eigen iſt, zeigt ſich in der ganzen Art, wie dieſe Mädchen die Einrichtung hinnehmen, die ſie in früheſter Jugend der Mutter entfremdet. Die Zeit iſt zu mild, um die Triebe der jungen Seele zu brechen, und ſo kommt es, daß aus dieſen Klöſtern Frauen hervorgehen, die einen unbeugſamen Willen in die Ehe mitbringen. Einzelne ſetzen ſich ein Ziel, das die genaueſte Bekanntſchaft mit der vornehmen Geſellſchaft vorausſetzt, die ſie doch nur vom Hörenſagen kennen können, wie die nachmalige Herzogin von Chateauroux, die als Kind ſchon früh davon träumte, die Geliebte des Königs zu werden.[2] Die Frauen, die ohne ihre Einwilligung mit irgend einem Manne verheiratet werden, wiſſen zu leben und zu ſterben; die franzöſiſche Revolution hat es der Welt gezeigt, mit welcher

[1]) Mémoires, V, chap. 13. [2]) Man vergl.: La Duchesse de Châteauroux et ses soeurs par Edmond et Jules de Goncourt, Paris 1892; und die „Histoire d'une grande Dame au dix-huitième siècle. La princesse Hélène de Ligne", par Lucien Perey. Das Tagebuch, das die geborene Prinzeſſin Maſſalska von ihrem 9. bis zum 14. Lebensjahre führte, gewährt tiefe Einblicke in Seele und Gemüt der im Kloſter weilenden jungen Mädchen.

heitern Ruhe, ein Bonmot auf den Lippen, ſie ihren letzten Gang antraten.

Frau von Epinay glaubte, ihren Mann zu lieben, als ſie in die Ehe trat; aber ſie ſollte bald phyſiſche Beweiſe von der Untreue ihres Gatten erhalten: eines Tages entdeckte ſie, daß ſie ihm eine galante Krankheit verdankte, und auch ſonſt brachte ihr die Ehe nur Enttäuſchungen. Eine Stelle ihrer Memoiren gibt uns klaren Einblick in einen Haushalt, wie er in der vornehmen Geſellſchaft nur allzuhäufig war. Beim Aufſtehen kleidet der Kammerdiener den Hausherrn an. „Zwei Lakaien ſtehen dabei und erwarten ſeine Befehle. Der erſte Sekretär kommt, um ihm Bericht über die Briefe ſeines Departements zu erſtatten, die er zu öffnen hat. Er muß die Antworten leſen und ſie unterzeichnen. Doch zweihundertmal wird er in dieſer Beſchäftigung durch alle nur erdenkbaren Anläſſe unterbrochen. Ein Roßtäuſcher hat einige Pferde zu verkaufen, die aber ein Herr in Verwahrung hält; er iſt nur gekommen, um ſein Wort zu halten; wenn man ihm auch das Doppelte böte, wäre das Geſchäft nicht möglich. Er gibt eine glänzende Schilderung; man verlangt den Preis zu wiſſen. Der und jener bietet ſechzig Louis. — Ich biete hundert. — Das iſt unmöglich, wenn jener nicht zurücktritt. Endlich ſchließt man den Handel mit hundert Louis ab, ohne die Pferde geſehen zu haben, denn der genannte Herr hat die Güte, zurückzutreten. . . . Dann kommt ein Burſche, der ein Lied brüllt und dem man ſeine Protektion zuſagt, damit er an die Oper kommt, nachdem man nicht verſäumt hat, ihm zu erklären, was guter Geſchmack und die Eigentümlichkeit des franzöſiſchen Geſangs ſind. Ein Fräulein, das man warten läßt, fragt, ob ich noch noch zu Hauſe ſei. Ich ſtehe auf und mache mich auf den Weg; zwei Lakaien reißen die Türe weit auf, für mich die durch ein Nadelöhr ginge, und zwei Bereiter ſchreien im Vorzimmer: Madame, meine Herren, Madame! Alle Anweſenden bilden eine Reihe: Tuchhändler, Inſtrumentenmacher, Juweliere, Kolporteure, Lakaien, Stiefelputzer, Gläubiger, kurz, das Lächerlichſte und Traurigſte, was man ſich denken kann. Es wird Mittag oder ein Uhr, ehe die Toilette fertig iſt, und der Sekretär, der aus Erfahrung

weiß, daß es unmöglich ist, die Geschäfte im einzelnen zu erledigen, schreibt seinem Herrn alles, was er zu tun hat, auf einen kleinen Zettel, ehe er in die Versammlung (der Generalpächter) geht." (Mémoires, I, p. 306).

Der Herr, dessen Vormittag so vergeht, kommt spät zum Essen nach Hause; den Abend verbringt er in Gesellschaft oder beim Trente et quarante, im Umgang mit Sängern, Spielern Tänzerinnen und ähnlichem Gevögel, ohne bei dieser Vergeudung seiner Zeit und seines Millionenvermögens auch nur ein einziges Bonmot zu sagen, wie Diderot gelegentlich bemerkt.

Die junge Frau, die mit einem solchen Menschen leben muß, wird bald genug von dem Zwiespalt ihrer Gefühle überwältigt. Eine Hausfreundin, ein Fräulein von Ette, die Geliebte eines Chevaliers Valory, sucht sie auf den Weg zu leiten, den sie selbst gegangen ist: sie stößt die ängstliche Enttäuschte in die Arme eines Herrn von Franceuil, der sie eine andere Form der altfranzösischen Liebe oder Galanterie kennen lernt, bei der das Herz nur mäßigen Anteil hat. Stendhal hat dieses Gefühl, unter ausdrücklicher Erwähnung der Frau von Epinay, amour-goût genannt und, als Definition, folgende Bemerkung daran geknüpft: „Sie bietet ein Bild, in dem alles, bis auf die Schatten, rosenfarbig sein muß, ohne daß unter irgend einem Vorwand etwas Unangenehmes dazu kommen darf, wenn man nicht gegen Formen, guten Ton, Zartgefühl ꝛc. verstoßen will. Ein Mann von Welt (bien né) weiß zum voraus alles, was er zu tun und was er in den verschiedenen Phasen dieser Liebe zu erwarten hat. Da keine Leidenschaft und nichts Unerwartetes im Spiel sind, ist sein Zartgefühl zumeist größer als seine wirkliche Liebe; denn er hat immer sehr viel Geist. Im Vergleich zu einem Bild der Carracci haben wir eine hübsche kalte Miniatur vor uns, und während uns die Leidenschaft über alle unsere Interessen hinwegträgt, versteht es diese Liebe, die vom Geschmack abhängig ist, jene sehr wohl zu berücksichtigen. Wahrhaftig, man nehme dieser Liebe die Eitelkeit, und es bleibt wenig davon übrig." (De l'Amour, p. 1). So spricht ein Mann, der, als theoretischer Mensch der Renaissance, die Leidenschaft vergöttert und die Vergangenheit richtet. Diese Auffassung der Liebe, die der erste

Geliebte der jungen Frau von Epinay mit der Sicherheit ererbter Weltanſchauung betätigte, hat aber noch eine andere Seite: das Weib will dauernde Verhältniſſe, und ſelbſt wenn es, als Geſchöpf der Mode, aus einem Verhältnis in das andere flattert, ſucht es nur ſeine dauernde Heimat, die es allein in der Seele des Mannes finden kann. Der Geſchmack iſt, als beſtimmende Macht des Handelns, eine männliche Eigenſchaft; das Weib hat dafür ſeinen Inſtinkt, der in dem ewigen Kampfe zwiſchen den Geſchlechtern, die ſich mißverſtehen müſſen, ſeinen Weg nicht verliert. Um es kurz zu ſagen: die Liebe wird hier nicht als Rätſel empfunden, ſondern als eine Gelegenheit, dem Augenblicke Gehalt zu geben, der Luſt heißt und Luſt verſpricht. Hier iſt ſie wirklich nur, wie Chamfort es ausdrückt, die Berührung zweier Häute und der Austauſch zweier Launen, und der Mann gelangt, wenn er des Liebesſpieles müde iſt, zu der Erkenntnis, daß an den Frauen nur das Beſte gut iſt und daß man in ihrer Nähe das vergeſſen müſſe, was man am beſten weiß.[1] Es iſt nicht die Anſicht der Orientalen, die hier durchbricht, ſondern die Erfahrung einer gealterten Zeit, welche die Liebe höchſtens als äſthetiſches Phänomen nimmt und ſelbſt die Ehe nur als eine Gelegenheit betrachtet, dem Einzelnen die Freiheit zu geben, die äſthetiſch ſein möchte.

Aus den Händen Franceuils gerät die zum zweiten Mal enttäuſchte Frau von Epinay in die Nähe des Schriftſtellers Duclos, der in ihr eine leichte Beute wittert. Er geht nach anderen Grundſätzen vor: den Cynismus, den die jungen libertins de qualité unter zarten Manieren und ſüßem Gerede verbergen, zeigt er, aus taktiſchen Gründen, offen. Er vertraut dem Geiſte, der alle Begriffe auflöſt, mehr als ſeiner eigenen Perſönlichkeit; in dem Tiſchgeſpräch, das er bei der Schauſpielerin Quinault mit ſeinen Freunden führt, wirft er die Maske ab: da nennt er die Scham eine Tugend, die man jeden Morgen mit Nadeln feſtſtecke, und die Moral eine Konvention, die je nach den Ländern und dem Klima wechſle. Wir begegnen hier dem Naturalismus Diderots, aus deſſen Dialogen vielleicht das Echo dieſer Orgien

[1]) Oeuvres choisies de N. Chamfort, publiées par M. de Lescure, I, Pensées et maximes morales.

tönt, die nur allzuhäufig in die Orgien der kleinen Lusthäuser (petites maisons) übergingen. Frau von Epinay hat das Gespräch im Hause der Quinault aufgezeichnet; es ist treuer als die Schilderung in den Romanen der Epoche. (Mémoires, I., p. 222). Sie mochte um diese Zeit viel über sich selbst nachgedacht haben; ein Bild, das sie von sich entwirft, mag als Toilettestück des Geistes hier Platz finden: „Ich bin nicht hübsch, aber auch nicht häßlich! Ich bin klein, mager, gut gebaut. Ich sehe jung aus, ich bin ohne frische Farbe, edel, sanft, lebhaft, geistreich und interessant. Meine Phantasie ist ruhiger Art. Mein Geist langsam, gerecht, nachdenklich und zerstreut. Meine Seele ist lebhaft, mutig, entschlossen, schwungvoll und außerordentlich furchtsam. Ich bin wahrhaftig, ohne Offenheit. Die Schüchternheit hat mir oft den Anschein der Verstellung und Falschheit gegeben; aber ich habe immer den Mut besessen, meine Schwäche einzugestehen, um den Verdacht eines Fehlers, den ich nicht hatte, zu zerstören. . . . Ich bin zärtlich und gefühlvoll geboren, beständig und nicht gefallsüchtig. Ich liebe die Zurückgezogenheit, das einfache Leben im Familienkreise; und dennoch habe ich stets meinen Neigungen entgegen gelebt." (Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, II., p. 140). Man kann nicht klarer über sich selber sein.

In dieser Seelenverfassnng lernt die junge dreißigjährige Frau den etwas ältern Grimm kennen, und nun kommt in ihr Leben nicht nur Gehalt, sondern auch Haltung. Grimm führt sich als Ritter bei der unglücklichen Frau ein, die man mit Unrecht beschuldigt hatte, mit den Liebesbriefen ihrer galanten Schwägerin de Jully ein Vermögensdokument verbrannt zu haben: er forderte einen der Lästerer heraus und wurde in dem darauffolgenden Duell leicht verwundet. Damit hatte er Rechte auf die Gunst der Frau von Epinay erworben, und diese zögerte nicht, sie ihm ohne Weiteres zuzugestehen. Das Ancien régime wachte über solchen Freundschaften mit den Augen der Strenge: die Ehe war freies Jagdgebiet; aber von derartigen Verhältnissen verlangte es Treue: dies war die ernsthafteste Huldigung, welche die galante Zeit der Liebe darbrachte. Was man auch gegen Grimm sagen möge, als Freund der Frau von Epinay bewährte

er die beſten Eigenſchaften ſeines Charakters: die Korreſpondentin Galianis entwickelte ſich im Verkehr mit dem kritiſchen Weltmanne zu einer geiſtvollen Frau, die allmählich die ſchönſten Seiten ihrer Natur entfaltete. Ihr Ruf war ſchlechter als ihr Weſen, das einen merkwürdigen theoretiſchen Zug aufweiſt: ſchon in früher Jugend träumt ſie davon, in ihren Kindern beſſere Menſchen als ſie ſelbſt heranzuziehen. Ein Ideal, dem ihr eigenes Leben nicht entſprach, mochte ſtill in der Seele der Mißhandelten wirken, mit der Gewalt, die zum Worte drängt, wenn die Zeit ähnliche Probleme ſtellt oder einen Sprecher findet, wie er in Rouſſeau die Zeitgenoſſen entzückte. Die „Conversations d'Emilie", die von der franzöſiſchen Akademie mit einem Preis bedacht wurden, ſind dieſem Drange einer Natur entſproſſen, das Abbild eines ſchöneren Lebens in ihren Kindern zu genießen. Frau von Epinay ſtarb am 17. April 1783, im Alter von achtundfünfzig Jahren; ihre Freundſchaft mit Galiani hat in den Briefen des geiſtvollen Abbé das ſchönſte Denkmal gefunden.

Neben dieſer zerknitterten Frauenſeele wirkt eine andere Frau wie die Geſundheit ſelbſt, die dem franzöſiſchen Bürgertume damals noch in vollem Maße eigen war: es iſt Frau Geoffrin, deren vielbeſprochenen Einfluß auf eine Reihe geiſtvoller Männer kein Werk, ſondern nur das Echo ſchöner Tage bezeugt. Die Kunſt, einen Salon zu leiten, hat in Frau Geoffrin ihre Vollendung erreicht: dieſe kluge Bourgeoiſe gehört, wie Sainte-Beuve in ſeinem feinem Artikel über ſie bemerkt[1], zu den „Inſtitutionen des achtzehnten Jahrhunderts". Auch ſie entſtammt dem Bürgertum und weiß ſich durch die vollendetſte Menſchenkenntnis jenen Takt in der Behandlung bedeutender Männer anzueignen, der auf eine künſtleriſche Begabung hinweiſt. Es genügt nicht, einen guten Koch und feine Lebensformen zu beſitzen; man muß auch die Kunſt verſtehen, jeder Eitelkeit zu ſchmeicheln und jedem Talent den ſchönſten Ton zu entlocken. Die Franzöſin, die bei der Madame de Tencin, der leichtſinnigen, boshaften Mutter d'Alemberts in die Schule der Welt gegangen war und erſt als alternde Frau ihre ſoziale Bedeutung erlangte, beſaß die

[1]) Causeries du Lundi, II., p. 241.

edelsten Eigenschaften der französischen Bourgeoisie: sie liebte das Maß, das die Form adelt; wenn die Freigeister in ihrem Salon, dessen Türen sich nach Versailles öffneten, gar zu kühn wurden, schnitt ihnen die Hausfrau das Wort mit der berühmten Phrase ab: Voilà qui est bien! Nun ist's genug. Die Herren Philosophen mochten anderswo den Hexensabbath ihrer Spekulationen feiern. In diesem Salon einer echten Pariserin, die selten über die Bannmeile hinauskam und die Gosse der Rue St. Honoré den schönsten Strömen vorzog, verkehrte alles, was in dieser leichten Welt Bedeutung hatte: der Adel und die Klerisei, Dichter und Künstler, die fremden Gesandten und fremden Fürsten. Hier begegnete Galiani den Männern, deren Name in seinen Briefen immer wiederkehrt: dem Marquis von Croismare, dem glänzenden Weltmann, dessen Witz und Wesen der Jugend als Muster vorleuchteten; dem Chevalier de Chastellux, der in seinen Mußestunden dichtete, dem Grafen von Albaret, dem dänischen Gesandten Grafen von Gleichen, dem eleganten Dichter Saint-Lambert, der durch sein Liebesabenteuer mit der Freundin Voltaires, der Marquise du Châtelet bekannt geworden war; dem geistvollen Engländer Horaz Walpole, dem lebhaften italienischen Diplomaten Caraccioli und andern großen Herren vom Geschlechte derer, die wenig bedeuten, aber etwas sind.

Nur einer einzigen Frau war die Gunst vorbehalten, neben der Hausherrin unter diesen geistvollen Männern zu weilen: dem Fräulein Julie von Lespinasse. Auch diese kennt den Zweck eines Salons, der schönen oder bedeutenden Menschen das Glück ihrer Gegenwart gewähren und wohl auch dafür sorgen soll, daß Ämter und Würden an die richtigen Leute kommen, und wer nicht zahme Klugheit, sondern ein warmes Herz suchte, mochte sich bei der Freundin d'Alemberts, der wie sie ein Kind der Liebe war, am wohlsten fühlen. Die Gäste ihres Salons waren die gleichen wie die der Frau Geoffrin; aber der Ton, der da herrschte, war freier und ungezwungener, weil die arme Hausherrin keine Rücksichten auf den Hof und andere Gewalten zu nehmen hatte. Fräulein von Lespinasse war zu der Zeit, da Galiani mit seinen Freunden bei ihr plauderte, noch nicht von jener Leidenschaft für den Grafen Guibert befangen, der wir ihre unsterblichen

Briefe verdanken[1]: er kennt ſie nur als die Geliebte des ſpaniſchen Marquis de Mora, von dem er viel für Spanien erhoffte. Dieſe beiden Damen verſtehen als Meiſterinnen die Kunſt des Zuhörens, wenn geiſtvolle Männer ſprechen; ſie haben den Takt der Frauen, deren Inſtinkt durch das geſellſchaftliche Leben nicht gebrochen, ſondern nur verfeinert worden iſt; ſie wiſſen, daß ein Geſpräch einem gut geführten Drama gleichen ſoll, das die franzöſiſchen Forderungen der Einheit und des Ortes erfüllt, und ſie gehen ganz in dem Beſtreben auf, jeden Einzelnen ſeiner Natur gemäß zu nehmen und zu behandeln. Das große Ereignis in dem Leben der Frau Geoffrin war im Jahre 1766 ihre Reiſe nach Polen, zu dem König Stanislaus Poniatowski, den ſie als jungen Mann in Paris kennen gelernt hatte: ſie wurde nicht nur von dem polniſchen Adel, ſondern auch in Wien mit Begeiſterung aufgenommen; aber der Glanz der fremden Höfe konnte die Pariſerin nicht aus der kühlen Zurückhaltung locken, die ihr zur zweiten Natur geworden war. Ihre Parteiloſigkeit bewies die Freundin der Philoſophen auch durch ihr Verhalten in ihrer letzten Krankheit: ſie hielt es mit den Enzyklopädiſten, aber ſie wollte es auch mit der Kirche nicht verderben. Die Natur rächte ſich an dem Maße, das in dieſer Frau waltete, indem ſie ihr eine Tochter ſchenkte, die in allem das Gegenteil der Mutter war. Die Briefe Galianis geben Gelegenheit, näheres über den Charakter dieſer Tochter, der Marquiſe de la Ferté-Imbault zu ſagen, in der die Torheit der Zeit Anmut und poſſenhafte Laune wurde. Unter den Ausſprüchen der Frau Geoffrin, die ſich erhalten haben, verdient ein Wort der Sterbenden Erwähnung, weil es den Epikuräismus der Zeit belegt: als man an ihrem Bette über die Mittel ſprach, die Völker glücklich zu machen, ſagte die Kranke: „Vergeſſen Sie nicht die Sorge um die Vergnügungen, die man zu wenig berückſichtigt.“ Die Moral des galanten Jahrhunderts iſt eine Glückſeligkeitsmoral; die

[1]) Die erſte Ausgabe der „Lettres de Mademoiselle de Lespinasse“ ſtammt aus dem Jahre 1809. Die vollſtändige Ausgabe iſt 1906 bei Calman Levy in Paris erſchienen: „Correspondance entre Mademoiselle de Lespinasse et le Comte Guibert, publiée pour la première fois d'après le texte original par le Comte de Villeneuve-Guibert.“ 1 vol.

Zuſchauer des ſchönen Lebensſpiels brauchen nur an die eingeborene Tugend zu glauben, die in allen Menſchen waltet, um wie halbe Götter mit ſich zufrieden zu ſein.

7.

In dieſe glänzende Geſellſchaft ſkrupelloſer Epikuräer des Geiſtes, geiſtvoller Frauen und feuriger Literaten tritt nun ein kleiner Südländer als Zuſchauer und Beobachter ein, der den ſchärfſten Verſtand und die lebhafteſten Sinne mitbringt. Auch er ſtammt aus einer alten Kultur, deren leichte, freie Schilderungen an den Wänden der verſunkenen Städte Herculanum und Pompeji beweiſen, daß die Grundinſtinkte einer Raſſe gleich bleiben, ſelbſt in einer Miſchung von Harlekin und Staatsmann, die in Paris zunächſt ſeltſam anmutet. Doch der Freibrief, der hier mit Leichtigkeit jede Türe öffnet, die in einen Salon oder auch in ein Boudoir führt, iſt der Geiſt, und der Abbé Galiani bringt ſo viel davon mit, daß die ſchönen Damen meinen, man verſchwende ihn da unten in Italien nicht in kleiner Scheidemünze, ſondern in ganzen Goldbarren. Dieſer kleine Bucklige, deſſen Augen bald melancholiſch träumen, bald voll Übermut leuchten, hat keine Illuſionen über ſich und andere: er iſt, nach ſeinem eigenſten Geſtändnis, früh in das ſchöne Getriebe eines Hofes geworfen worden, um da Fortunas Fangball zu ſein. Er iſt Skeptiker, mehr noch, Akademiker. Akademien aber ſind, ihrem Zweck und Weſen nach, Pflegerinnen des Überlieferten und Hüterinnen ſchöner Form: ſie bewahren den Schatz ererbten Wiſſens, das dem Pöbel unzugänglich ſein ſoll. Zum Weſen eines Akademikers gehört, daß er über alle Dinge, die einen Weltmann zieren, in einer Form ſprechen kann, die eine Körperſchaft, nicht das Temperament eines Einzelnen beſtimmt, und ihre Rechtfertigung iſt auf alle Fälle ein ſicherer Geſchmack, der das Horaziſche Odi profanum vulgus et arceo als ſeinen Wahlſpruch führt.

Mit einer ſolchen Geſchmacksrichtung iſt das Bekenntnis Galianis, daß er nichts glaube, rien en rien, rien de rien, wie er es ausdrückt, ſehr wohl vereinbar. Er haßt alle großen Worte:

Freiheit, Enthusiasmus, Prinzipien, und um ihn herum schwirrt es von diesen Worten! Sonderbar: diese Männer die, im Glauben an die Güte der Natur, alles stürzen möchten, die geistigen Urheber der Revolution, sind von einem fanatischen Glauben an ihr Werk besessen; ihre Göttin ist die Vernunft, deren Gesetzgeber Kant noch nicht erschienen ist. Sie sind antireligiös, und ihre Kampfweise erinnert an die Unduldsamkeit religiöser Sekten, denen die Religion eine Leidenschaft ist. Die Polarität aller Dinge, die das Wesen dieser Welt bedingt, offenbart sich in diesem Verhältnis auf ganz besondere Weise, die zu denken gibt.

Bei den Soupers, die Holbach, der „Haushofmeister der Philosophie" seinen Freunden gibt, genießt die Sekte das Glück des Augenblicks, der alle Zungen löst: denn diese Glücklichen sind keine deutschen Philosophen, die als Individuen in der Stille ihrer Stube ein Werk vollenden, sondern sie gehören der geselligsten Nation des Weltalls an, „die mehr spricht, als sie denkt, die sprechen muß, um zu denken, und nur denkt, um zu sprechen". (Brief Galianis vom 12. Mai 1770 an Frau von Epinay). Auch hier, vor diesen Orgien des Wortes und der Gedanken, deren idealisierendes Echo wir in „Rameaus Neffe" und in einigen anderen Dialogen Diderots besitzen, bewahrt der kleine Südländer, in dem der Verstand einer alten Rasse Vollkommenheit geworden ist, seine Freiheit des Blickes. Seine Skepsis ist unbestechlich: schon das Wort raisonnement, mit dem um ihn herum Mißbrauch getrieben wird, reizt ihn zum Spotte: er spricht es als Italiener résonnement aus, und diese Aussprache allein ist ein boshafter Witz von tiefer Bedeutung. Er unterscheidet, als Akademiker, drei Arten des résonnement: den hohlen Ton, den die Krüge, die leeren Gefäße, d. h. die gewöhnlichen Sterblichen von sich geben; das Getön der Glocken, den Lärm der Dichter, Redner und aller begabten Leute, die sich an die glänzenden Spiegelbilder der menschlichen Illusion halten und davon zu reden wissen; (es ist bezeichnend für unsern Abbé, daß er, in vollem Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, es wagte, die Rhetoren Bossuet und Rousseau unter diese Glocken zu rechnen); und drittens den Ton, den die wirklichen Männer, die Weisen

und die Denker von ſich geben, welche die Nuß, die uns die Welt zu knacken gibt, aufgeſchlagen und gefunden haben, daß nichts darin iſt.

Es iſt begreiflich, daß das Dogmatiſche in den Behauptungen des Holbachſchen Materialismus dieſen Spötter, deſſen eigentliche Weltanſchauung der Skeptizismus vor dem Skeptizismus iſt, beſonders reizen mußte. Er weiß, daß die Religion nicht die Hauptquelle der menſchlichen Verderbtheit iſt, und als Staatsmann ſcheute er ſich nicht, ihre äußeren Formen als heilſam zu betrachten: er findet das Eifern Voltaires gegen die Feſte abgeſchmackt: „Er (Voltaire) hält ſie für eine göttliche Einrichtung, und darum haben ſie ihn verſchnupft. Aber er täuſcht ſich, ſie ſind eine menſchliche Einrichtung. Sie ſind nicht für Gott, ſondern für die Menſchen gemacht, und darum ſollte Voltaire ſie achten. Er hat wieder einmal ſeinen Hintern mit ſeinen Hoſen verwechſelt.“ (An Frau von Epinay, 26. Januar 1771). Der Materialismus des „Système de la Nature“, das erſt nach der Abberufung Galianis erſchien[1], iſt gewiß nur ein Echo der Tiſchgeſpräche, die geiſtvolle Menſchen an der Tafel des Barons von Holbach führten. Der Abbé von Morellet hat uns in ſeinen Denkwürdigkeiten[2] eine Szene aus dem Hauſe Holbach erzählt, die nicht nur für Galiani bezeichnend iſt, ſondern an eines der tiefſten Probleme der neueren Philoſophie rührt. Als man eines Tages bei Tiſch wieder von dem Herrgott ſprach, in einem Ton, „der hundertmal den Blitz herabgezogen hätte, wenn er bei ſolchen Gelegenheiten einſchlüge“, ſagte der kleine Abbé: „Meine

---

[1]) „Le Système de la Nature, ou les Lois du monde physique et du monde moral, par M. de Mirabaud, secrétaire perpétuel, l'un des quarante de l'Académie française“, Londres (Amsterdam, Rey.) 1770, 2 vol. in 8°. Das Werk, das ungeheures Aufſehen machte, wurde vom Parlament verurteilt. Auch Voltaire, der ſofort erklärte, der gute Abbé Mirabaud hätte keine Zeile dieſes Werkes ſchreiben können, nahm dagegen Stellung (Article Dieu, im Dictionnaire philosophique, Oeuvres, XVII, p. 263). Es iſt bezeichnend für den Geiſt der Sekte, daß, wie Morellet in ſeinen Denkwürdigkeiten mit Stolz erzählt, kein einziger der Eingeweihten den wirklichen Verfaſſer des Buches, den deutſchen Baron von Holbach (1723—1789) verriet. Vgl. auch die Anmerkung zu Galianis Brief vom 30. Juni 1770.

[2]) Mémoires de l'Abbé Morellet, Paris 1821, I., p. 131.

Herren Philosophen, Sie sind rasch fertig mit dem Wort. Ich möchte Ihnen nur sagen, daß ich Sie, wenn ich Papst wäre, der Inquisition übergeben würde; als König von Frankreich aber würde ich Sie in die Bastille stecken lassen. Da ich aber so glücklich bin, weder das eine noch das andere zu sein, so werde ich am nächsten Donnerstag wieder da sein; Sie werden mich geduldig anhören, wie ich Sie angehört habe, und ich werde Sie widerlegen." Am darauffolgenden Donnerstag, nach dem Kaffee, setzte sich Galiani nach seiner Gewohnheit mit gekreuzten Beinen, wie ein Schneider, in den Lehnstuhl, nahm, da es heiß war, seine Perücke ab und begann: „Ich nehme an, meine Herren, derjenige von Ihnen, der am überzeugtesten ist, daß diese Welt das Werk des Zufalls ist, spiele mit Würfeln, ich sage nicht in einer Spielhölle, sondern im feinsten Hause von Paris, und sein Partner werfe ein-, zwei-, drei-, viermal, kurz beständig Sechserpasch. Wenn das Spiel so weiter geht, wird mein Freund Diderot, der sein Geld verliert, ohne weiteres sagen: die Würfel sind gefälscht! Ich bin in einem Räubernest. — Philosoph, wieso? Weil Sie bei zehn oder zwölf Würfen sechs Franken verloren haben, sind Sie überzeugt, daß dies die Folge einer geschickten Machenschaft, einer künstlichen Kombination, einer wohlausgedachten Spitzbüberei ist! Wenn Sie aber in diesem Weltall eine so wunderbare Mannigfaltigkeit wahrnehmen, die tausend und tausendmal schwieriger, verwickelter, dauernder, nützlicher usw. ist, kommt Ihnen nicht der Verdacht, daß die Würfel der Natur ebenfalls gefälscht sind, und daß da oben ein großer Gauner sich einen Spaß daraus macht, Sie an der Nase herumzuführen?"

Morellet erzählt nicht, welche Antwort Galiani auf seine Erzählung empfing, deren Bosheit sich nach zwei Seiten wendet: indem er den Gott, den sich die Deisten, mit Voltaire an der Spitze, als Uhrmacher vorzustellen liebten, als Falschspieler hinstellt, versetzt er dem Deismus einen Hieb, und indem er die ungeheure Zweckmäßigkeit, die in allen Erscheinungen waltet, hervorhebt, legt er den Finger in eine Wunde des Materialismus, der auch die Entstehung geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen als Dogma predigt. Eine Stelle im „Système de la Nature"

verrät uns, wie nachhaltig der Eindruck war, den Holbach von dieser Szene empfing. Dort sagt er: „Die Molekeln der Materie können falschen Würfeln verglichen werden; d. h. sie bringen stets gewisse Wirkungen bestimmter Art hervor; da diese Teilchen an sich und in Folge ihrer Verbindungen substanziell verschieden sind, kann man sagen, daß sie auf unendlich mannigfaltige Art gefälscht sind. Der Kopf Homers oder der Kopf Virgils sind nichts gewesen als Aggregate von Molekeln oder, wenn man will, gefälschter Würfel, d. h. so zusammengefügte und ausgearbeitete Wesen, daß sie die Ilias oder die Äneis hervorbringen mußten." (Système de la Nature, seconde partie, p. 174). Wer mit einer solchen Erklärung zufrieden ist, muß den Köhlerglauben der naiven Materialisten besitzen. Das ungeheure Problem der Zweckmäßigkeit in der Natur, das heute wieder die Männer der Naturwissenschaft beschäftigt, ist damit ganz einfach beiseite geschoben, aber nicht im Sinne wahrer Philosophie behandelt.[1]

Über das „System der Natur" besitzen wir in Galianis Briefen verschiedene Urteile und Äußerungen: „Ich habe mir das ‚System der Natur' angesehen: es ist die Grenzlinie, wo die Traurigkeit der nackten, trockenen Wahrheit endet; jenseits davon beginnt die Heiterkeit des Romans. Es gibt nichts besseres, als sich selbst zu überreden, daß die Würfel gefälscht sind. Dieser Gedanke erzeugt tausend andere, und eine neue Welt wird wiedergeboren. Dieser Herr Mirabaud ist ein wahrer Abbé Terray der Metaphysik. Er verursacht durch seine Abzüge und Zahlungseinstellungen den Bankrott der Wissenschaft, des Vergnügens und des menschlichen Geistes." (An Frau von Epinay, 21. Juli 1770).

[1]) Dubois-Reymond hat in seiner Festrede „Darwin versus Galiani", die er am 6. Juli 1876 zur Feier des Leibnizischen Jahrestages in der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften hielt, die Galianische Erzählung auf seine Art vorgetragen. Die Broschüre (Berlin 1876, bei August Hirschwald) trägt sogar das Motto „Les dés de la nature sont pipés." Der Naturforscher benützt die Gelegenheit, um in der Weise geistreichelnder Feuilletonisten von der Erörterung des Problems der Zweckmäßigkeit auf die Darwinsche Zuchtwahl zu kommen, für die er eintritt. Das Problem der Teleologie hat neuerdings tiefsinnige Erörterung gefunden in dem Werke des geistvollen Wiederweckers des Lamarckismus in Deutschland: Darwinismus und Lamarckismus. Entwurf einer psychophysischen Teleologie von Dr. August Pauly, a. o. Professor der angewandten Zoologie an der Universität München. München 1905, bei Ernst Reinhardt.

Über die mechaniſtiſchen Dogmen Holbachs urteilt der Abbé: „Gewiß, dieſe Welt iſt eine große Maſchine, die ſich bewegt und mit Notwendigkeit läuft; aber aus wie vielen Rädern ſetzt ſich dieſe Maſchine zuſammen? Das iſt es, was niemand erforſcht, niemand erklärt, niemand auch nur fragen mag. Gibt es ein anderes Triebrad außer den phyſikaliſchen Geſetzen der Bewegung der groben Materie, und den phyſiſchen Geſetzen der Bewegung der feinen Materie, die wir Geiſt nennen? Sind uns dieſe Materie und dieſe Geſetze ſämtlich bekannt? Kurz, gibt es noch andere Geiſter außer dem menſchlichen Geiſt, den wir kennen? Die gefälſchten Würfel fallen mit der gleichen Notwendigkeit, wie die nicht gefälſchten, aber ſie fallen verſchieden. So ſteht es auch mit den anderen Ereigniſſen. Man müßte die Triebfedern kennen." (An Frau von Epinay, 19. Auguſt 1770).

Das Problem der Willensfreiheit veranlaßt ihn zu einer ganz beſonderen Bemerkung, die für Galiani bezeichnend iſt: „Der Glaube an ſeine Willensfreiheit bildet das Weſen des Menſchen. Man könnte ſogar den Menſchen als das Tier definieren, das ſich für frei hält, und die Definition wäre erſchöpfend. Es iſt dem Menſchen ganz unmöglich, auch nur einen Augenblick zu vergeſſen oder auf den Glauben zu verzichten, daß er nicht frei iſt. Das iſt der erſte Punkt. Und nun der zweite: iſt die Überzeugung, frei zu ſein, das gleiche wie die wirkliche Freiheit? Ich antworte: es iſt nicht das gleiche, aber es hat in der Moral die gleichen Wirkungen. Der Menſch iſt alſo frei, da er im Innerſten davon überzeugt iſt, und das iſt genau ſo viel wert wie die Freiheit. Damit iſt der Mechanismus des Weltalls ſo klar wie Quellwaſſer. Wenn ein einziges freies Weſen in der Welt exiſtierte, gäbe es keinen Gott mehr und keine Verbindung zwiſchen den Geſchöpfen (Weſen). Das Univerſum fiele auseinander, und wenn der Menſch nicht die innerſte weſentlichſte Überzeugung hätte, daß er frei iſt, wäre es mit der Moral anders beſtellt. Die Überzeugung von der Freiheit genügt, um das Gewiſſen, Gewiſſensbiſſe, Gerechtigkeit, Schuld und Strafen zu ſchaffen. Sie genügt für alles, und damit iſt die Welt mit zwei Worten erklärt." (Brief vom 23. November 1771).

Galiani ist ein Meister des Aperçus, das er wie ein Künstler im Feuer des Gesprächs hinwirft. Bemerkungen wie die folgende (in einem Brief vom 22. Januar 1772): „Alles was existiert, existiert nur in uns und nur im Verhältnis zu uns" verraten nicht nur einen genialen Tiefblick, sie weisen auch über die Zeit hinaus, in die Welt der deutschen Denker. Auch von d'Alembert besitzen wir eine ähnliche Äußerung (in einem Brief an Voltaire, vom 29. August 1769, Oeuvres, V. p. 186): „Eine deutliche und vollständige Idee habe ich weder von der Materie noch von sonst etwas. Wahrhaftig, so oft ich mich in Betrachtungen hierüber verliere, fühle ich mich versucht zu meinen, daß alles, was wir sehen, nur Sinnenerscheinung sei, daß es nichts außer uns gebe, das dem, was wir zu sehen glauben, entspricht, und ich komme immer auf die Frage jenes indischen Königs zurück: Warum gibt es etwas? Denn dies ist in der Tat das Allerstaunenswerteste." Die beiden Äußerungen der Freunde, die im Skeptizismus das Heil alles Denkens sahen, lassen den kritischen Idealismus Kants ahnen.

Als Epikuräer des Geistes sah Galiani in solchen Erörterungen, die an alle Tiefen rührten, nur ein Schauspiel, dem nur Eingeweihte, Weise und Akademiker anwohnen sollten. Er ist frei von jener Leidenschaft des Geistes, die der Schöpfer zu seinem Werke braucht; er kennt nicht die Einsamkeit der eigenen Gedanken, sowenig wie die Glücklichen, die bald darauf die Göttin der Vernunft auf einem Throne sitzen sahen. Die Weltgeschichte ist manchmal witzig und zuweilen auch symbolisch: schon Restif de la Bretonne, der in seiner Buchdruckerwerkstatt mit Inbrunst an die alleinseligmachende Philosophie glaubte, hat die Antwort auf diesen Materialismus der Glücklichen gegeben, indem er meinte, das Volk werde schon wissen, was es mit den Worten, die von einem Festmahl auf die Gasse fielen, anfangen müsse. Das Volk hat grobe Hände, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn es diese feinen Worte zurechtschmiedet, damit sie, als Waffen, nicht zerbrechen. Zuweilen waren aber die Späße, die Galiani mimte, reine Harlekinaden. Wir wissen, daß er in einem Aufsatz über Pulcinell dieser Figur, die er auf die altrömischen Atellanen zurückführte, Süditalien zur Heimat

anwies,[1] und so konnte er in der typischen Possenfigur einen Ahnen verehren, der seine Improvisationen der Gesellschaft anzupassen weiß, in welcher er seiner Laune die Zügel schießen läßt. Aus den Gedanken und kleinen Anekdoten Chamforts klingt ein Echo dieser kleinen Szenen, die Galiani in seinem Sessel improvisierte; auch Diderot erzählt uns in den Briefen an seine Freundin Fräulein Volland solche Späße, deren einer hier Platz finden mag: es ist eine Szene zwischen einem Kardinal, der an seinem Schreibtisch sitzt, und einem Spion der Eminenz, der verpflichtet war, seinem Herrn alles zu melden, was man in der Stadt über ihn sprach:

Der Kardinal: Nun, was spricht man von mir?

Der Spion: Herr — man sagt — man sagt —

Der Kardinal: Wollen Sie gefälligst ausreden?

Der Spion: Man sagt, Sie hätten einen reizenden Pagen, der krank ist, und Sie wären schuld daran.

Der Kardinal: Das ist nicht wahr. Ich bin krank, und er ist schuld daran.

Der Spion: Man behauptet, daß Ihnen ein Kardinal den Pagen entführen wollte, und Sie hätten ihn ermorden lassen —

Der Kardinal (der nicht aufhört zu schreiben): Das hatte einen anderen Grund.

Der Spion: Man spricht von Ihrem letzten Buch; es heißt, es sei schlecht und ein anderer hab' es geschrieben . . .

Der Kardinal (hört zu schreiben auf und erhebt sich wütend): Ha, Du Flegel, kannst Du mir ein paar von diesen Kerlen angeben? (Oeuvres choisies de Diderot, V, p. 85).

8.

Doch vergessen wir nicht, daß in diesem glänzenden Spötter ein Staatsmann steckte, daß, um mit den Zeitgenossen zu sprechen, auf dem Leibe des Harlekins ein Platokopf saß. Die vornehmen Damen, die den Witz des Neapolitaners mit Kenner-

[1]) Abgedruckt in dem Buch von P. Nistelhuber „Contes, lettres et pensées de l'Abbé Galiani". Paris 1866.

zungen auskosteten, beschäftigten sich nicht nur mit Philosophie, sondern auch mit Politik und den nationalökonomischen Zeitfragen. „Gegen 1750 begann die Nation, die der Verse, Tragödien, Komödien, Opern, Romane, romantischen Geschichten und noch romantischeren Moralmaximen, der theologischen Zänkereien über die Gnade und die Verzückungen[1] mehr als genug hatte, über die Getreidefragen nachzudenken und zu sprechen .... Es wurde allerlei Nützliches über den Ackerbau geschrieben, und alle Welt las es, die Bauern ausgenommen. Man glaubte, wenn man aus der komischen Oper heimkam, Frankreich hätte fabelhaft viel Getreide zu verkaufen, und die Regierung gab 1764 dem Verlangen der Nation nach freier Ausfuhr nach." So schrieb Voltaire, nicht ohne Spott, in seinem Dictionnaire philosophique (Article Blé ou Bled, Oeuvres, XVI, p. 457). Auch die Behandlung dieser politischen Frage wurde, wie alles, eine Modesache, wobei man, in echt gallischer Weise, von Prinzipien ausging, denen die tatsächlichen Verhältnisse mehr oder weniger entsprachen. Die Frage: Freihandel oder nicht? beschäftigte Staatsmänner und Literaten in gleicher Weise. Galiani, der diese verwickelten Probleme schon in seiner Heimat studiert hatte, konnte als Fachmann mitreden, und er fand das willigste Gehör, weil die Ökonomisten, die Vertreter des Freihandels, durch ihr ganzes Wesen und Gebaren den Philosophen wider den Strich gingen: denn in einer Gesellschaft, die in dem Denken vor allem eine Gelegenheit zu epikuräischem Genusse des Augenblickes schätzt, ist jede Schwerfälligkeit verhaßt. Wir wissen, daß Grimm und Diderot es waren, die Galiani veranlaßten, seine Ideen über die Getreidefragen niederzuschreiben: als deren Ausdruck besitzen wir die berühmten „Dialogues sur le commerce des blés", die erst nach seiner Abberufung aus Paris erschienen und allgemeines Aufsehen erregten, wie ein Feuerwerk, das plötzlich ein ganzes Gebiet in flüchtiger Beleuchtung zeigt.[2] Zum näheren Verständ-

[1]) Der Jansenisten, die sich im Friedhof von St. Medardus beim Grabe des Diakons Páris versammelten, wo Wunder geschehen sollten. [2]) Die Dialoge erregten sofort die Aufmerksamkeit des Auslandes. Wieland erklärte sie in seiner „Geschichte des Weisen Danischmed" für eines der besten, lehrreichsten und zugleich witzigsten und unterhaltendsten Bücher, das seit hundert

nis dieſer Geſpräche, deren Entſtehungsgeſchichte und äußere Schickſale in den erſten Briefen an Frau von Epinay im Einzelnen geſchildert werden, iſt es nötig, etwas näher auf die Handelspolitik und die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des alten Frankreichs einzugehen.

Die ganze altfranzöſiſche Kultur ruhte auf der Landwirtſchaft, und die aufſtrebende Induſtrie, die ſich in den Städten regte, war vielfach nur eine Gelegenheit zu Kriſen, in denen ſich das Werden einer neuen Welt anzeigte. Unter dem nationalſten der franzöſiſchen Könige, Heinrich IV., konnte Sully noch ſeine ganze Finanzpolitik auf den Ackerbau gründen: er war damit Realpolitiker, wie Colbert, der Vater des ſogenannten Merkantilismus, der andere Verhältniſſe vorfand, ſich als ſolchen zeigte, indem er die Induſtrie begünſtigte. Auch hierin konnte das Königtum, das in den Städten treue Helfer ſeiner Einheitspolitik beſaß, auf die Tradition der Jahrhunderte blicken. Im Intereſſe einer Induſtrie, die auf den Städten ruht, iſt es nun gelegen, daß die Lebensmittel, d. h. die wichtigſte Brotfrucht, das Getreide regelmäßig zugeführt werde und billig bleibe: damit iſt einer Zeit, die den intenſiven Betrieb nicht kennt und die Bodenrente ſinken ſieht, ein ſchweres Problem geſtellt, das auch heute noch die

---

Jahren zum Vorſchein gekommen ſei, indem er zugleich bedauert, daß es nicht den Eindruck in der Welt gemacht habe, den es hätte machen ſollen, „ohne Zweifel bloß deswegen, weil ſehr wenig Leute Verſtand und Witz genug haben, es zu verſtehen.“ Im Jahre 1795 erſchien ein Neudruck der Dialoge in 2 Bänden in Berlin, und ein gleicher in Mailand 1803. Auch die Daire'ſche „Collection des principaux économistes“ (Paris, 1848) enthält ſie in dem 20. Bande. — Von Überſetzungen ins Deutſche ſind erſchienen: Dialogen über die Regierungskunſt, vornehmlich in Rückſicht auf den Getreidehandel. Von H. L. W. Barkhauſen. Lemgo 1777. — Handlungsdialogen, a. d. F. von H. B. Beriſch. Laubau, 1778. — Des Abbé Galiani Dialogen über den Getreidehandel, überſetzt von J. E. W. Biecht, Glogau 1802. 2 Bände. — Galianis Dialoge über den Getreidehandel (1770.) Mit einer Biographie Galianis herausgegeben von Dr. Franz Blei, Bern. Druck und Verlag von K. J. Wyß. 1895. Die Bleiſche Einleitung zu dieſer Überſetzung iſt vortrefflich. Blei war es auch, der das deutſche Publikum zuerſt mit geſchmackvoll gewählten Fragmenten aus den Briefen Galianis bekannt machte: im 1. Jahrgang der „Inſel“ (Heft 1 und 2) und neuerdings (in der Monographienſammlung „Die Literatur“) in dem Bändchen „Die galante Zeit“.

Gemüter beschäftigt. Nun ist Frankreich heute in der Lage, alle Erzeugnisse, die seine Bewohner brauchen, in raschem Austausch, auf modernen Verkehrswegen, nach Bedürfnis im Lande zu verteilen. Die alten Verkehrswege aber machten diese Verteilung unmöglich, und damit war das Bestreben der Industrie oder der Städte, die Herrschaft über den Getreidepreis zu erlangen, vor eine Hauptschwierigkeit gestellt. Dazu kam, daß das Land selbst keine wirtschaftliche Einheit darstellte: die Provinzen, die vielfach getrennte Verwaltung besaßen, lebten auch in wirtschaftlicher Hinsicht ihr besonderes Leben; ein äußerst verwickeltes Zollsystem erschwerte zudem den Handel zwischen den einzelnen Provinzen, und so konnte es kommen, daß in der einen Überfluß und in der andern gleichzeitig Hungersnot herrschte.[1]

Die altfranzösische Zentralisationspolitik, deren Folgerichtigkeit wir heute überblicken können, hatte übrigens schon Colbert zu einer Unifikation der Fluß- und Wegabgaben und einer Vereinfachung der Verkehrswege veranlaßt, und in diesem Bestreben fand er die Unterstützung aller nationalökonomischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Um andauernd billige Getreidepreise zu erhalten, legte der Minister Ludwigs XIV. auf die Getreideausfuhr in schlechten Erntejahren hohe Zölle; dagegen sollte sie in Jahren günstiger Ernte frei sein. Die Einfuhr von Getreide wurde hingegen zu jeder Zeit, bei Mißernten und glänzenden Ernten, begünstigt: damit wollte Colbert nicht nur dem Spekulantentum entgegenarbeiten, das nun nicht in der Lage war, die Preise willkürlich in die Höhe zu treiben, sondern auch die Getreidepreise billig erhalten. Die Ausfuhr in reichen Erntejahren aber sollte dem Bauern die Möglichkeit sichern, sein Getreide auf alle Fälle abzusetzen.

Die Nachfolger Colberts hielten sich nur an gewisse Seiten seiner Politik: das Gesetz vom Jahre 1699 ist ein prinzipielles Verbot der Ausfuhr; denn der Zoll, der anfangs 11 % des Wertes betrug und nach und nach auf 25 % stieg, kam einem völligen Ausfuhrverbot gleich, welches auch in den Ordonnanzen

[1]) Vergleiche: L'Abbé Galiani et la question du commerce des blés à la fin du règne de Louis XV. par Eugène Gaudemet, Paris 1899, Arthur Rousseau, éditeur.

vom 13. Juli 1735 erklärt wurde, nachdem im Gesetz vom 13. März 1720 der Ausfuhrzoll auf Korn von 22 Livres auf 66 erhöht wurde. Von 1700—1764 war der Durchschnittspreis des Setiers (156 Liter) Getreide von 32,97 Livres auf 15,41 gefallen. Die Berichte der Epoche sind einig in der Beurteilung der elenden Lage der Landwirtschaft zu der Zeit, da Galiani nach Frankreich kam. Die Ursache dieses Zustandes hat verschiedene Ursachen: die Finanzverwaltung Frankreichs (sein Finanzpachtsystem), Kriege, und vor allem Mangel an Produktionsmitteln und rationellen Bebauungsmethoden.

In einer Welt, die alle Verhältnisse mit kritischem Verstande zu betrachten liebt und in diesem Verstande selbst eine Gottheit verehrt, die allein bessere Zustände herbeiführen kann, darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Opposition gegen diese Übelstände laut zu werden anfängt und auch das Heilmittel gleich bei der Hand hat: denn das Kennzeichen dieser Zeit ist ein naturgläubiger Optimismus, der sein sicheres Paradies in naher Zukunft tagen sieht.

Das Verlangen nach Reform nimmt hier im alten Frankreich die Form eines Systems an, das vom kulturpsychologischen Standpunkte aus die gleichen nationalen Züge aufweist wie die materialistischen Systeme der Philosophen.

Schon zweimal sind wir dem Rufe nach Natur begegnet: bei Diderot, der in einem sozialen Naturalismus der Moral die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes zu finden hofft, und bei Rousseau, der die Güte des Naturmenschen als Rhetor predigt. Diderot ist sentimental, und Rousseau ist romantisch. Diesen beiden gesellt sich nun ein dritter Zeitgenosse, der die Natur mit Hilfe der rechnenden Wissenschaft, more mathematico, d. h. durch den allmächtigen Verstand zu der Geltung bringen will, die alles Elend aus der Welt schafft: es ist der Schöpfer des physiokratischen Systems, der Leibarzt Ludwigs XV., Quesnay, den seine begeisterten Anhänger den Confutse Europas nannten.

François Quesnay wurde am 4. Juni 1694 in Méré bei Monfort de l'Amaury, nicht weit von Versailles, als Sohn eines Landarbeiters geboren. Er bildete sich zum Chirurgen aus, als welcher er in Nantes wirkte. Durch seine medizinischen Schriften, in denen er sich als Vorläufer der Naturheilkünstler

zeigt, erwarb er sich im Jahre 1744 den Doktorhut und wurde 1749 von der Pompadour zu ihrem Leibarzt berufen, als welcher er auch die Gunst des Königs gewann, der ihn zu seinem eigenen Leibarzt machte und in den Adelsstand erhob. Quesnay stand anfangs in Verbindung mit den Enzyklopädisten, zog sich aber von ihnen zurück, als sie immer tiefer in das atheistisch-materialistische Fahrwasser gerieten. Seine erste größere Schrift „Tableau économique", die 1758 in einem Privatdruck hergestellt wurde, erschien 1760 als Anhang zu dem Buche „L'ami des hommes" seines Gesinnungsgenossen, des Marquis von Mirabeau. Im Jahre 1767 gab Dupont de Nemours, der zu den unbedingten Anhängern Quesnays gehörte, die „Physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain" heraus. Das Wort Physiokratie (Naturherrschaft) selbst kommt in den Schriften Quesnays nur einmal vor. [1]

Das ganze System, das heute nur noch historischen Wert hat, atmet durchaus den deduktiven Geist, der dem Jahrhundert eigen ist. Das ganze Gebiet der menschlichen und sozialen Handlungen soll den Gesetzen mathematischer Berechnung unterliegen. Quesnay teilt alle Verhältnisse in zwei Kategorien oder Rechtsordnungen ein: die natürliche Ordnung, ordre naturel, und die positive Ordnung, ordre positif. Aus der Natur, kraft der dem Weltplan innewohnenden Gesetze, fließt die ganze natürliche Ordnung, deren Gesetze unabänderlich sind, während der Bau, der sich über diesem Naturgrund erhebt, die positive Ordnung, von wechselnden Gesetzen regiert wird, die, als Produkte einer bestimmten Zeit, sich dem Charakter der einzelnen Völker, ihren Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen anzupassen haben. Die natürliche Ordnung gibt nur die fundamentalen Grundgesetze, die

[1]) Diese hat A. Oncken herausgegeben: „Oeuvres économiques et philosophiques de François Quesnay avec les éloges et d'autres travaux biographiques sur Quesnay par différents auteurs publiées avec une introduction et des notes par A. Oncken." Frankfurt 1888, Baer & Co. Vgl. auch Onckens „Die Maxime des Laissez faire et laissez passer. Ihr Ursprung, ihr Werden." Ein Beitrag zur Geschichte der Freihandelslehre. Bern 1886.

der Mensch durch seine Vernunft erkennt; sie brauchen keine Begründung, sie sind „evident".[1] Immer wieder muß daher das Menschengeschlecht danach trachten, zur natürlichen Weltordnung zurückzukehren: nur wenn beide Ordnungen in voller Harmonie stehen, entsteht ein „gouvernement économique". Der Hauptsatz des Systems lautet: Grund und Boden sind die einzige Quelle aller Reichtümer, d. h. greifbarer, materieller Güter. Auch der Handel ist nur ein Teil der Agrikultur. Nur durch die Mitwirkung der Natur wird ein „produit net", ein Reinertrag über das hinausgewonnen, was zur Lebenshaltung der dabei Beschäftigten nötig war, und nur auf diesen Reinertrag darf eine Steuer (impôt unique) gelegt werden. Die Bevölkerung eines Staates aber zerfällt in drei Klassen: die Grundeigentümer, die Ackerbauer (die eigentlich produktive Klasse) und die Industriellen und Handelsleute, die Quesnay die unfruchtbaren Klassen (classes stériles) nennt. Darunter breitet sich das Proletariat (die classe salariée) aus, die nur das verdient, was sie als Existenzminimum braucht.[2]

Wer im Grund und Boden die einzige Quelle aller Reichtümer sieht, muß danach trachten, vor allem die Klasse der Ackerbauer, der produktiven Leute zu fördern: nur hohe Preise können den Wohlstand einer Bevölkerung durch den Ertrag der Agrikultur sichern. Von diesem Standpunkte aus verlangen die Ökonomisten, ganz im Gegensatze zu den heutigen Agrariern, den freien Handel mit allen Produkten, die der Boden, als einzige

---

[1]) Über dieses Lieblingswort der Physiokraten macht sich Galiani in seinen Gesprächen besonders lustig. Im achten Dialoge bemerkt der Marquis: „Überall glaubten sie der Evidenz zu begegnen, aber sie hat sich nirgends finden lassen", und der Chevalier entgegnet: „Sie hielt sich ihrer Schulden wegen versteckt. Die Evidenz ist eine Spitzbübin, die aller Welt schuldig ist. Sie hat allen Wissenschaften Schuldscheine versprochen und ausgestellt, und immer nur die einzigen Geometer bezahlt, die deswegen aber nicht weniger Hungerleider geblieben sind." [2]) „En tout genre de travail il doit arriver et il arrive en effet que le salaire de l'ouvrier se borne à ce qui lui est nécessaire pour lui procurer la subsistence." Turgot, Essai sur la formation et la distribution des richesses. Edit. Daire, I, p. 10. Hier haben wir den Ursprung des Lassalleschen „ehernen Lohngesetzes" zu suchen, das auch nur noch den Wert einer historischen Theorie besitzt.

Quelle aller Reichtümer erzeugt. Die Maxime des Freihandels entſpringt hier nicht der Forderung des Individuums nach voller Freiheit, wie ſie etwa Turgot, der den Phyſiokraten naheſtand, vertreten mochte, ſondern der dominierenden Stellung, die dem Ackerbau eingeräumt wird. Der Spruch „Pauvres paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi“ (auf deutſch: Hat der Bauer Geld, hat's alle Welt) ſagt in volkstümlich klarer Weiſe, worin die Phyſiokraten das Heil des Staates erblickten. Solche Forderungen, die mit Notwendigkeit auf eine Reform unglücklicher Zuſtände abzielen, kann nur eine ſtarke Regierungsgewalt erfüllen: dem „être suprême“, dem höchſten Weſen, dem „auteur de la nature“, der alles leitet, entſpricht auf Erden der König: die Ökonomiſten ſind Monarchiſten, ja, ihr Ideal iſt eine Theokratie, die das Recht haben ſollte, alle Verhältniſſe zwiſchen den Menſchen durch ewige Geſetze zu fixieren.

Auf der „Phyſiokratie“ ſteht das von Quesnay verfaßte Motto: „Ex natura jus, ordo et leges; ex homine arbitrium, regimen, et coercitio“; damit iſt die Rangordnung der beiden Rechtsordnungen beſtimmt. Das phyſiokratiſche Syſtem war in ſeiner Abſtraktheit allgemein genug, um dem Intendanten Gournay, der nicht wie Quesnay vom Pflug, ſondern vom Kontor ausging, zu geſtatten, die bekannte Maxime aller Freihändler, das laisser aller et laisser passer zu formulieren und zu vertreten. Solch abſtrakte Schemen vermögen ſich mit Leichtigkeit allen wirklichen Verhältniſſen anzupaſſen. Als hiſtoriſches Gebilde verrät das Syſtem in allen Teilen den logiſchen Charakter des franzöſiſchen Geiſtes; der Fanatismus aber, den ſeine Anhänger entfalteten, iſt ein Zeichen der Zeit, die ihre religiöſen Lehren mit dem Eifer junger Sekten vortrug. Dieſer apokalyptiſche Ton mag ſchuld daran ſein, daß ſo viele Zeitgenoſſen (Buffon, Voltaire, die Enzyklopädiſten) Ärgernis an dem Treiben der Ökonomiſten nahmen, die bald darauf in Turgot ihren bedeutendſten Anhänger zur Macht gelangen ſahen.

An deſſen Tätigkeit wurde der rein abſtrakte Charakter des Syſtems ſofort deutlich: denn die freie Getreideausfuhr, die der Reformminiſter durchſetzte, führte raſch zu Getreiderevolten, weil die Verkehrstechnik nicht ſo weit entwickelt war, um die Abſichten

der freihändleriſch geſinnten Regierung zu verwirklichen. Und hier ſetzt auch die Oppoſition Galianis ein: dieſer iſt durchaus kein grundſätzlicher Gegner der Phyſiokraten, ja in ſeiner Wertſchätzung des Ackerbaus ſteht er ihnen ſehr nahe: aber er erkannte, daß Frankreich gar nicht ſo ausſchließlich ein Agrarland ſei, wie es die Ökonomiſten Wort haben wollten, und daher betrachtet er ſie, mit ihrer Forderung freier Getreideausfuhr, die den unvermeidlichen Getreideſpekulanten alle Macht in die Hand gab, als eine Bande von Aufwiegleru, die an den Brotrevolten ſchuld waren. Der Italiener, der ſein Urteil nach den tatſächlichen Verhältniſſen bildete, will vor allem die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Landes ſchaffen und fördern: er iſt in gewiſſer Hinſicht ein Vorläufer unſeres Friedrich Liſt, der in ſeinem „Nationalen Syſtem der politiſchen Ökonomie“ ebenfalls den Freihandelslehren entgegentrat. Auch der abſtrakte Royalismus der Sekte war ihm verdächtig, und der maßvolle Tocqueville hat das Urteil des genialen Denkers beſtätigt: er findet in ihren Schriften das revolutionäre, demokratiſche Temperament, dem alle Privilegien verhaßt ſind, und wirft ihnen vor, ſie hätten die Gleichheit bis in die Knechtſchaft hinein angebetet. (Tocqueville, L'Ancien régime et la révolution, p. 234).

Wer neue Welten ſchafft oder zu ſchaffen glaubt, darf keinen Sinn für die Vergangenheit haben, die ſelbſt eine Welt bedeutet: der unhiſtoriſche Sinn des Zeitalters prägt ſich in den Spekulationen der Phyſiokraten am reinſten aus. Sie haben keinen Sinn für die Mannigfaltigkeit des Lebens, deſſen Ausdruck die wirklichen Verhältniſſe, als Reſultat der geſchichtlichen Mächte, ſind. Quesnay ſagt es deutlich: „Le système des contre-forces dans un gouvernement est une idée funeste.“ Das heißt: alle hiſtoriſchen Mächte, die in provinziellen Sonderrechten und Einrichtungen, in Gemeinden und Parlamenten wirkſam ſind, alle Privilegien und Standesvorrechte ſind, als ſchädlich, zu bekämpfen. Das Wort Ludwigs XIV. „L'état, c'est moi!“ wird im Munde der Ökonomiſten zu der Formel des Abbé Baudeau: „L'état fait des hommes tout ce qu'il veut.“ Damit iſt die Staatsallmacht, oder wenn man will, der Staatsſozialismus proklamiert,

der mit dem absoluten Königtum nicht vereinbar ist. Wie sich diese Staatsallmacht ferner mit der Formel des laissez faire et laissez passer vertragen soll, die doch die Entfesselung des Individuums bedeutet, ist diesen Männern selbst nicht klar, die in ihrem System gefangen sitzen und seine Beschränktheit als unendliches Glück empfinden.

Wer Sinn für zugespitzte Situationen hat, an denen die französische Geschichte so reich ist, mag sich die Gesellschaft der Ökonomisten in der Dienstwohnung Quesnay's, im Zwischengeschoß des Königsschlosses zu Versailles, vorstellen, wie sie uns die Kammerfrau der Pompadour schildert: die ausschweifendsten Hoffnungen werden in Gegenwart der klugen Maitresse des Königs laut, die stumm zuhört, während ihr Bruder, der Marquis de Marigny, schweigend das Gemach verläßt, in dem die „Illuminierten" ein neues Frankreich und eine neue Erde schaffen.[1] Als Vergötterer des Einheitsstaates bleiben die Physiokraten im Bannkreise der französischen Tradition, die in Bossuet ihren religiösen Theoretiker besessen hatte: aber die Mittel, die sie zur Stärkung dieses Staates, als des Erhalters eines glückseligen Zustandes, erstrebten, waren, ohne ihr Wissen, revolutionär. Der Musterstaat der Physiokraten ist China,[2] dessen Einrichtungen in der Phantasie aller Literaten eine große Rolle spielen.

Obwohl der träge Ludwig XV. nicht für die Ideen seines Leibarztes zu gewinnen war, wurde doch der Einfluß der Sekte bestimmend für die französische Getreidehandelspolitik zwischen 1760—1770. Im Jahre 1762 wurde der Binnenhandel mit Kornfrucht frei erklärt, und im Jahre 1764 erschien das vielberufene Edikt, das bei einem Zoll von 1% des Preises die Auslandseinfuhr des Getreides frei erklärte, wenn der Preis während dreier Märkte 30 Livres für den Setier erreiche. Die Folge des Ediktes war zunächst ein regerer Anbau brachliegender Strecken, aber auch, weil die Ernten schlecht ausfielen, gegen alle Erwartung ein rasches Steigen der Getreidepreise. Als nun vollends im Winter 1769—1770 die Teuerung einer Hungersnot

[1]) Mémoires de Madame de Hausset. Paris 1850. (Collection Didot.) [2]) Quesnay, le Despotisme de la Chine, 1767. Oncken, p. 565.

gleichkam, hob der Generalkontrolleur der Finanzen, der vielberufene Abbé Terray, der kein prinzipieller Gegner der freien Ausfuhr war, das Edikt von 1764 im Jahre 1770 wieder auf. Kurz vor der Aufhebung trat Galiani mit seinen Dialogen in den Kampf der Meinungen ein.

Der Neapolitaner verrät in diesem Werke nur in dem leichten Vortrag seine Doppelnatur: im allgemeinen spricht ein Staatsmann, der in den glänzendsten Salons gelernt hat, seine Gedanken in die wirksamste Form zu kleiden und seinem heftigen Widerwillen gegen die großen Worte und Abstraktionen der Wettermacher und Philosophen den heitersten Ausdruck zu geben. Er ist Realpolitiker in dem Sinne, wie Bismarck es gewesen ist. Für ihn gibt es in der Politik keine absoluten Werte: Zeit und Verhältnisse, die allmächtig sind, verlangen ihre eigene Behandlung; alles ist relativ in einer Welt der Relativitäten: „Die Politik ist nicht allein eine Wissenschaft der Erziehung, sie ist in erster Linie die Wissenschaft einer möglichen Verbesserung... Streichen Sie aus der Politik diese großen Worte ohne Sinn, von der Macht der Reiche, von ihrem Fall, von ihrer Erhebung ꝛc. Lieben Sie nicht die Monstra der Einbildung und nicht die moralischen Wesen. Von nichts anderem soll die Rede sein, als von dem Glück der wirklichen Wesen, der existierenden oder kommenden Individuen. Wir und unsere Kinder, — das ist alles. Der Rest ist Träumerei. Ich glaube, der Mensch kann seinen Mitmenschen Gutes und Böses zufügen. Fürsten werden geboren und sterben, das macht mir und den andern nichts. Diese muß man glücklich machen; sind sie es nicht in Frankreich, so muß man sie sämtlich nach Lappland schicken, oder wenn sie sich da übel befinden, nach Kamtschatka..... Aufgabe der Politik ist: Berechnung von Gut und Böse, und das Finden eines mittleren Punktes." „Allgemeine Theorieen und Nichts sind in der Politik ungefähr dasselbe. Die Ökonomisten glaubten, man wisse mit einigen großen, unbestimmten Worten und einem Dutzend allgemeiner Räsonnements alles, und ich habe ihnen bewiesen, daß sie nicht nichts wissen... Sie haben nicht recht, wenn Sie behaupten, daß sich die ganze Theorie der Politik darauf reduziere, richtig zu sehen. Diese Sorten Wahrheiten, die man in Spanien Weis-

heiten des Pedro Grullo (Gemeinplätze) nennt, sind zu allgemein, zu gewöhnlich, und zu flach, als daß man sie im Ernst aussprechen könnte. . . Sagen wir, die Politik ist die Wissenschaft, den Menschen das größtmöglichste Gute zu tun, mit dem kleinstmöglichsten Übel, je nach den Umständen. Es ist das Problem de maximis et minimis zu lösen. Politik — man mache eine Kurve oder Parabel: die Abszisse ist das Gute, die Coordinate das Schlechte. Man wird den Punkt finden, in dem sich das Mindeste des möglichen Schlechten mit dem Größten des möglichen Guten trifft. Dieser Punkt ist die Lösung des Problems. Jedes Problem der Politik ist nichts anderes als eine unbestimmte Gleichung, die nur durch Anwendung auf einen bestimmten Fall zu lösen ist." (An Frau von Epinay, 6. November 1773).

Wie sehr Galiani mit seiner Forderung der Berücksichtigung tatsächlicher Verhältnisse recht behalten sollte, bewies die Geschichte der kurzen Amtstätigkeit des liberalen Reformministers Turgot, der, wie erwähnt, den Physiokraten nahe stand. Unter dem Abbé Terray, der in Galianis Buch ein Hilfsmittel im Kampfe gegen die Freihändler ins Treffen führen konnte, waren Gesellschaften entstanden, die das Getreidemonopel an sich zu reißen suchten; ja es wird behauptet, daß auch Ludwig XV., der das Getreide der königlichen Domänen möglichst teuer zu verkaufen suchte, in diese Machenschaften verflochten gewesen sei.[1] Das Turgot'sche Edikt vom 13. September 1774, das den Getreidehandel freigab, wurde von den Enzyklopädisten als Meisterwerk begrüßt, weil es, gegen das sonstige Herkommen, die Gründe darlegte, die zu seiner Promulgation führten; aber die kärgliche Ernte des Jahres machte alle Hoffnungen, die man an die Wirkung des Freihandels geknüpft hatte, zu nichte: es kam in Dijon (im April 1775) und in Paris (im Mai) zu Brotrevolten, die zwar niedergeschlagen wurden, aber doch zur Erschütterung der Stellung des wohlmeinenden Ministers beitrugen.

Die Prophezeiungen Galianis beim Amtsantritt Turgots zeugen von unheimlichem Scharfblick; am 17. September 1774

[1]) Über den sogenannten Hungervertrag (pacte de famine), den, wie die Pariser glaubten, eine Spekulantengruppe zur Aushungerung des Volkes geschlossen haben sollte, siehe Leon Say: Turgot (Paris 1891), p. 99.

schreibt er über ihn an Frau von Epinay: „Er wird zu kurze Zeit im Amte bleiben, um seine Systeme durchführen zu können. Er wird einige Spitzbuben strafen; er wird fluchen, er wird sich ärgern, das Gute wollen und überall auf Dornen, Schwierigkeiten und Spitzbuben stoßen. Sein Kredit wird sinken, man wird ihn hassen, man wird sagen, daß er nichts taugt, die Begeisterung wird nachlassen, er wird zurücktreten oder man wird ihn entlassen, und man wird zum zweitenmale den Irrtum einsehen, ein solches Amt wie das seine, in einer solchen Monarchie wie die eurige einem sehr tugendhaften, sehr philosophischen Manne anvertraut zu haben. Die freie Getreideausfuhr wird ihm den Hals brechen; denken Sie daran!"

Über die Zustände in Frankreich hegt er keine Illusionen: „Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr erkenne ich es als die schwierigste Sache von der Welt, Frankreich in dem Zustand, indem es sich gegenwärtig befindet, gut zu regieren. Ihr seid genau in der Lage, wie Titus Livius die Römer schildert, die weder ihre Übel noch deren Heilmittel ertragen konnten. Die Laster haben Wurzel gefaßt und sind mit den Sitten zusammengewachsen. Schafft Ihr die Mädchen ab? Der Luxus wird zugrunde gehen und damit seine Künste (arts voluptueux), und die Vorherrschaft Frankreichs in diesen Dingen, das was den Eckstein seines Handels, seines Reichtums, seines Ansehens ausmacht, ist dahin. Eure Laster sind ungeheuer; aber sie sind von der Art, daß ganz Europa sich darum reißt und Euch als seine Lehrer teuer bezahlt. Sind die Mädchen vertrieben, dann geht es gegen die Philosophen. Die gehören zusammen; sie sind ein anderer Luxus; aber sie verleihen Eurer Nation den gegenwärtigen Glanz. Ihr seid nichts mehr, wenn Ihr nicht mehr die Lehrmeister der Laster seid." (Brief vom 4. Juni 1774).

Wer die Menschen nur aus Büchern kennt, ist nicht dazu geschaffen, sie zu regieren. Um die Genialität des Scharfblicks, mit dem Galiani in Frankreich Menschen und Dinge sah, richtig zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß dieser Menschenanatom aus einer anderen, älteren Zivilisation in eine jüngere Kultur kam: er konnte die Behauptung der Physiokraten, daß der Ackerbau die alleinige Quelle aller Reichtümer sei, an historischen

Beispielen seines Vaterlandes widerlegen, deren Städte, wie auch Holland und Genf, als Handelsstaaten zu Reichtümern gekommen waren. Die Frage, inwieweit der Handel als produktive Arbeit betrachtet werden müsse, wirft er nicht auf. Er erkennt zuerst den Unterschied zwischen dem Getreide als Nahrungsmittel und als Handelsartikel. Er verlangt eine Art Statistik, wie sie heute über die Baumwolle veröffentlicht wird, damit die jeweiligen Machthaber in der Lage seien, zu beurteilen, wann und ob die freie Ausfuhr zu gestatten sei oder nicht. Für ihn gehört das Brot nicht in den Handel, sondern in die Politik, die zuerst für die technischen Möglichkeiten der Freiheit, d. h. für die innere Zirkulation sorgen müsse, ehe sie diese Freiheit proklamieren darf. Die Dialoge geben sich aber nicht mit den Einzelheiten der Frage ab, wie diese ganze Frage zu behandeln sei; Galiani, der durch den Mund des Chevaliers Zanobi spricht, hält es für wichtiger, Regierungsmaximen aufzustellen, die einen außerordentlichen Menschenkenner verraten.

Man kann die ganze Politik, die Galiani vorschlägt, eine Art Staatssozialismus nennen, der nur von reinen Nützlichkeitsrücksichten ausgeht; denn Galiani will nicht bloß, daß die Ruhe der Besitzenden nicht gestört werde, er weiß auch, was er, der an einer reich besetzten Tafel sitzt, zu verlieren hat. Der König und die herrschenden Stände gehören, als Genießende, zusammen: Wenn jener bei schweren Hungersnöten eingreift, indem er selber das Getreide aufkauft und an das Volk abgibt, erweist er diesem eine Wohltat, die ihm selber zugute kommt. Republiken mögen Freihandel treiben; einer Monarchie ist das nicht gestattet: „In jedem Staate richten sich die Getreidegesetze nach dem Geiste der Regierung. Unter einem Despoten ist die freie Ausfuhr unmöglich; der Tyrann fürchtet sich zu sehr vor dem Geschrei seiner hungerigen Sklaven. In einem demokratischen Staate ist die freie Ausfuhr natürlich und unfehlbar: da Regierung und Regierte die gleichen Leute sind, herrscht zwischen ihnen unendliches Vertrauen. Bei einer gemischten, gemäßigten Regierung muß die Freiheit auch entsprechend gemäßigt werden." (An Suard, 8. September 1770).

Galiani fürchtet wohl die Hofbegünstigungen, aber nicht

die Getreidemonopole, die sich bei der Freigebung des Getreidehandels bilden; der Realpolitiker bemerkt ganz ruhig (in der Denkschrift an Sartine)[1] über die verlästerten Monopolisten: „Ich verstehe darunter Leute, welche durch die Machtmittel: Geld, Talent und Autorität, imstande sind, die kleinen Händler zu beherrschen und zugrunde zu richten und zu gleicher Zeit Gesetze zu geben und die unglücklichen Konsumenten mit Füßen zu treten. Diese Klasse von Menschen hat es zu jeder Zeit und unter jeder Regierungsform gegeben, weil es immer eine große Ungleichheit der Verhältnisse gab und ein noch größeres Mißverhältnis zwischen den Fähigkeiten und Talenten der Menschen. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Bekämpfung und Zerstörung der Monopole nichts anderes ist, als ein Streben, die allzugroße Ungleichheit des Besitzes zu mindern." Hier steht der Abbé dem Freihändler Turgot nahe, der neuerdings mit Recht als der Hauptgründer der Manchesterlehre angesehen wird.

Galiani ist, als Politiker, reiner Macchiavellist; er sagt es selbst: „In der Politik lasse ich nur den reinen, ungemischten, rohen, grünen Macchiavellismus in seiner ganzen Wucht und Schärfe gelten. Er (der Abbé Raynal) wundert sich, daß wir den Negerhandel in Afrika gestatten; warum wundert er sich nicht, daß wir von Guienne aus Maultiere nach Spanien verkaufen? Gibt es etwas Schrecklicheres als Stiere zu kastrieren, und den Maultieren die Schwänze abzuschneiden? Er wirft uns unsere Räubereien in Indien vor, aber Scipio hat die Küsten der Berberei und Cäsar Gallien ausgeraubt. Er behauptet, das nehme ein schlechtes Ende; aber alles Gute nimmt ein schlechtes Ende. Das Kalbfleisch von Pontoise geht in Fäulnis über; esset also keines. Der Tanz ermüdet; also tanzt nicht. Aus Liebe entsteht Kummer; liebt also nicht. Meine Meinung aber ist: Kauft Neger solang es zu kaufen gibt, und hört auf damit, sobald es uns gelingt, sie in Amerika zu akklimatisieren. Ich meine, wir sollen unsere Verwüstungen in Indien so lange fortsetzen als es angeht, um uns zurückzuziehen, wenn wir Hiebe bekommen. Es gibt keinen einträglichen Handel in der Welt? Glauben Sie es nicht.

[1]) Abgedruckt in der Asse'schen Ausgabe der Briefe Galianis: I. p. 414.

Der einzig vorteilhafte ist, für die Hiebe, die man austeilt, Rupien einzustecken. Es ist der Handel des Stärkern." (Brief vom 5. September 1772).

Der reine Macchiavellist ist durch keine historische Tradition oder gar durch ein System gebunden: er mag, wenn es die Verhältnisse verlangen, auch von seinen Gegnern das annehmen, was seine Zwecke fördern kann. Die Geschichte ist nichts Starres, sondern nur die Grundlage des Bestehenden, an dem wir leiden. Galiani ist unbefangen genug, auch rein physiokratische Anschauungen zu vertreten: „Das Regierungssystem sämtlicher Staaten ist auf eine alte Gewalttat gegründet, die man gegen die Besitzer der einzigen wirklichen Güter begangen und aufrecht erhalten hat. Man hat sich auf den Bauern wie auf ein Pferd gesetzt. Könige, Päpste, Parlamente, die Sorbonne, die Fakultäten, das Kapitel des Ordens vom hl. Geist bis zu dem des hl. Michael, alles ist auf sie hinaufgestiegen und hat den Getreidepreis herabgedrückt." (Brief vom 22. Dezember 1770).

Man vergesse nicht, daß der Abbé, als Nationalökonom, in dem Preis einer Ware etwas Relatives sieht: „Un' idea di proporzione fra il possesso d'una cosa et quello di un altra nell concetto d'un uomo", d. h. der Ausdruck eines Verhältnisses zwischen dem Besitz einer Sache und dem einer andern, wie sie sich in der Auffassung oder Schätzung eines Menschen ausprägt. (Della Moneta, V). Diese Werttheorie ist durchaus psychologisch und modern, und das gleiche gilt von seiner endgültigen Auffassung des Geldes als eines reinen Verkehrsmittels. In seiner Preistheorie, daß hohe Preise nicht ein Zeichen des Niederganges, sondern des wirtschaftlichen Aufschwungs seien, steht er den Physiokraten nahe; aber seine Ansicht, daß nur der Mensch allein Arbeit vollbringe und dadurch zum eigentlichen Reichtumsobjekt werde, scheidet ihn schroff von den Ökonomisten: er ist vielmehr damit ein Vorläufer Adam Smiths und Ricardos, aus deren Satz, daß nur die Arbeit Wert schaffe, die Marx'sche Theorie des Mehrwertes hervorgegangen ist.

Die ausgesprochen macchiavellistische Tendenz der Gespräche über den Getreidehandel macht es bisweilen nicht leicht, die vorgetragenen Theorien scharf zu fassen: im allgemeinen aber ist

das Handelssystem, das Galiani vorschlägt, ein Übergangssystem zwischen Schutzzoll und Freihandel, der eintreten soll, wenn die Verhältnisse es gestatten, d. h. wenn das Land selbst, durch seine Industrie, die der Politiker als regulatives Element sichern Wohlstandes ansieht, imstande ist, die Getreidepreise zu halten. Galiani schreibt also nicht, wie die Physiokraten, dem Freihandel die Wirkung zu, die Preise für die Bodenprodukte in die Höhe zu treiben, sondern der Industrie, und wenn schon Getreide ausgeführt werden soll, so will er wenigstens einen Zoll darauf legen (15 Sous für den Setier) und der französischen Marine das Recht wahren, das verkaufte Getreide zu transportieren. Doch besser bleibt es immer, mit seinem Bruder statt mit seinem Feinde Handel zu treiben, d. h. den inneren Handel so zu fördern, daß er die Vermehrung der Bevölkerung fördert: denn für Galiani sind, wie schon erwähnt, die eigentlichen Reichtümer die Menschen, und nicht die materiellen Güter, deren Produktion von der Natur Schranken gesetzt sind.

Die Regierungsmaximen, die der Chevalier Zanobi, d. h. Galiani selbst in den „Gesprächen" vorträgt, zeugen von einer anderen Menschenkenntnis als sie selbst Voltaire besaß, dem der Emporkömmling zuweilen den Blick trübt. Der Abbé spricht es, als Akademiker, der an nichts glaubt, ruhig aus: die Hauptsache des Staatsgeheimnisses besteht darin, dem Volke den Glauben beizubringen, es bestehe eins . . „Sobald sich die Menschen wohlbefinden, sind sie ruhig . . . . . Der Mensch ist ein furchtsames, faules Gewohnheitstier, das sich durch Herkommen leiten und alles gerne beim alten läßt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sich auch der Stand der Dinge gleich geblieben oder ob er sich geändert habe. Aber der wahre Philosoph, der Weise kann die Zeit der Verbesserung beschleunigen. Er kann einem Volke viele Versuche ersparen, die es zu seinem Schaden machen würde, die ihm teuer zu stehen kämen. Er sieht, er berechnet das Gute, das Nützliche, die geeignete Zeit und weist darauf hin. Die sich selbst überlassene Natur würde endlich selbst so weit gelangen, über tausend mißlungene Versuche und Fehlgriffe hinweg, welche die Menschen ebenfalls klug machen würden; aber diese Klugheit käme zu spät. Der wahre philosophische Politiker ist der

Arzt eines Staates. Und die guten Ärzte heilen nicht, aber sie beschleunigen die Heilung, indem sie der Natur nachhelfen." (Dialoge, S. 68). Mit klaren Worten weist Galiani auf die Sucht der Franzosen hin, in Abstraktionen zu schwelgen: „Die Hauptquelle der Irrtümer, die alle Menschen mehr oder weniger beeinflußt und der man sich am wenigsten erwehren kann, ist die Gewohnheit, das Besondere zu verallgemeinern. Man erkennt diesen Fehler umso weniger, als er nur zur Hälfte einer ist; die Idee kann in gewissen Fällen und unter gewissen besonderen Umständen richtig sein; der Fehler liegt bloß darin, daß man sie generalisiert." (S. 74). „Eine Wahrheit, die aus dem Zusammenhang gerissen wird, wirkt oft schädlicher als ein Irrtum." (S. 124). Wir sind die Opfer unserer Vergleichungswut: „Hätte man in den Wissenschaften den Gleichnissen weniger getraut, so würden wir viel weniger Irrtümer haben." (S. 127). „Der Enthusiasmus ist der Feind alles vernünftigen Denkens." (S. 179). „Die Tugend, das Bestreben, Gutes zu wirken, ist so gut eine Leidenschaft wie alle anderen. Sie ist selten; aber wo man sie trifft, ist sie viel zu heftig. Denn solange uns der Sporn des Wohltuns antreibt, hält uns kein Bedenken in unserem Laufe auf . . . . . Diese Heftigkeit und diese Hitze erzeugen den Enthusiasmus. Man ist ohne jede Untersuchung überzeugt von dem, was man wünscht; man überzeugt auch die andern durch die Wärme seines Vortrages und — weil man eben ein Mann von Tugend ist. Man liefert keine guten Beweise, man zeigt kein scharfes Denken, aber man hat die heiße Kühnheit der Wahrheit, den schönen Mut zur Tugend, das Feuer der eigenen Überzeugung — und damit reißt man andere mit sich fort; denn jene sehen keinen Grund zum Mißtrauen . . . Schelme und Betrüger braucht man nicht zu fürchten; über ein Kurzes zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt. Aber hüten Sie sich vor dem Rechtschaffenen, wenn ihn ein Wahn gefangen hält. Er ist mit sich selbst im Klaren; jedermann vertraut ihm; aber unglücklicherweise irrt er sich in den Mitteln, den Menschen das Beste anzutun." (S. 180). „In der ganzen Kunst, die Menschen zu regieren, kommt alles auf die zwei Punkte an: auf den Zweck, den man sich setzt, und auf die Mittel, ihn zu

erreichen." (S. 182). „Enthusiasmus und Regierungskunst sind unvereinbare Gegensätze!"

Wie fremd mochte diese Sprache den Philosophen klingen, die an den Menschen Rousseaus glaubten! Man rede doch nicht von der Güte der Natur! „Was ist denn diese? Sie ist ein unermeßliches unbestimmtes Etwas. Sie ist ihres Schöpfers würdig. Und wir? Was sind wir? Ganz kleine Tierchen, Atome, Nichts .... Es ist ganz richtig: die Natur kehrt immer wieder zu den Gesetzen zurück, welche die Bedingung ihrer Erhaltung sind. Es ist ganz wahr, daß sie alles wieder ins Gleichgewicht bringt; aber wir können diese Rückkehr und ihr Gleichgewicht nicht abwarten; Zeit, Raum und Bewegung kommen für die Natur nicht in Betracht, aber wir können nicht warten. Unsere Zeit, unser Raum, unsere Bewegung sind beschränkt; wir müssen uns nach gegebenen Maßen richten. Lassen Sie uns also kein Bündnis mit der Natur schließen; ein solches wäre zu ungleich. Unser Beruf hier unten ist vielmehr, sie zu bekämpfen. Sehen Sie einmal um sich! Sehen Sie die bebauten Felder, die fremden Pflanzen, die man unserm Klima angepaßt hat, Schiffe, Wagen, Haustiere, Häuser, Straßen, Häfen, Dämme, Chausseen — das sind unsere Wälle, hinter denen wir gegen die Natur kämpfen. Alle Annehmlichkeiten unseres Lebens, ja beinahe unser Leben selbst, sind der Preis unseres Sieges. Mit den Fähigkeiten und Künsten unseres geringen Verstandes liefern wir der Natur Schlachten, und oft gelingt es uns, sie zu überwinden und zu bändigen, indem wir ihre eigenen Kräfte gegen sie gebrauchen: Ein ganz einziger Kampf, der uns zum Ebenbild der Gottheit macht ... Der denkende Mensch kann fast so weit und groß wie die Natur selbst werden — dies ist eine Wahrheit, weil man Ursache und Wirkung vor Augen hat. Aber die Zeitdauer, die die Natur für ihren Gang notwendig hat, zählt man nicht. Man gleicht die Ungleichheit mit Kompensationen aus, die keine Realität haben und nur in den Köpfen derer spuken, die sie erdenken ... Wir sollen der Natur nicht die Sorge für unsere Bettelwirtschaft überlassen. Dazu ist sie eine viel zu vornehme Dame. Überlassen wir ihr die großen Bewegungen, die Revolutionen,

die langen Epochen, wie wir ihr die Bewegung der Gestirne überlassen. Die Politik ist nichts anderes, als die Wissenschaft, den augenblicklichen Bewegungen, die durch außergewöhnliche Ursachen entstehen, zuvorzukommen oder sie abzuwehren. Weiter geht sie nicht. Was die großen Revolutionen betrifft, so sind sie allein das Werk der Natur; der Mensch vermag da nichts mit seinen Kräften, und weit entfernt, der Urheber davon zu sein, ist er nur das erste Werkzeug, das erste Instrument in ihren Händen." (S. 184, 186). Um einen Gegensatz zu diesen Ausführungen eines Staatsmannes zu gewinnen, vergleiche man damit das berühmte Fragment Goethes „Über die Natur" aus dem Jahre 1781: auch in diesem Bekenntnis spürt man den Atem der Zeit, deren Gemütskraft Rousseau geweckt hatte; aber es offenbart auch jenen Seelenzustand, der alles mit dem allmächtigen Gefühl erfaßt und sich im Schoße eines ungeheuren Seins wohlgeborgen weiß.

9.

Goethe macht in seiner „Italienischen Reise", die durchaus als Bekenntnis eines Strebenden genossen sein will, der, um seiner Bildung willen, vielem mit Vorsicht aus dem Wege geht, am 20. März 1787 die Bemerkung: „Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte." In gewissem Sinne gilt dies auch für Galiani, wobei man allerdings nicht im Sinne Goethes an die Schönheit der südlichen Natur denken darf, über deren Üppigkeit das Schicksal, in der Gestalt des Vesuvs, Unheil droht. Das ganze achtzehnte Jahrhundert kennt, bis auf Rousseau, nicht den Naturgenuß, und erst das neunzehnte hat die Schönheit und den Zauber des Meeres entdeckt. Die Entdeckung der Natur als Gegenstand ästhetischen Genusses ist ein nordisches Ereignis, und auch heute noch mag einem Südländer das Amiel'sche Wort: Eine Landschaft ist ein Seelenzustand! als sentimentales Paradoxon erscheinen. Auch Galiani hat, wie Voltaire, nicht den mindesten Natursinn: die Welt, in der er lebt und webt, ist eine reine Welt des Geistes, wo Klarheit herrscht.

Als die französische Kulturwelt zum ersten Male Einblick in

die Briefe Galianis bekam, sah sie in diesen übermütigen Dokumenten kaum vergangener Zeiten nur einen der zahllosen Spiegel mehr, aus denen das lustige aristokratische Altfrankreich heraus-lachte. Es bedurfte einiger Zeit, bis die Europäer, an die sich der halbe Kosmopolit Galiani wendet, hinter die Bedeutung dieser Briefe kamen, denen selbst bei den heikelsten Franzosen die Italianismen der Form und des Denkens keinen Eintrag tun konnten. In der Geschichte der französischen Kultur wird der Abbé Galiani durch seine Briefe fortleben: sie offenbaren nicht nur einen geborenen Briefschreiber, sondern auch eine Natur im Sinne Goethes.

Menschliche Verhältnisse pflegen nur so lange reizvoll zu sein, als wir sie nicht durchschaut haben: Leute mit allzuscharfem Verstand neigen daher leicht zu jener Melancholie, die in einem ungetrübten Blick eine Nährquelle und ein Heilmittel besitzt. Den Pariser Freunden, die sich an den glänzenden Improvisationen des Abbé erfreuten, entging nicht, daß er eine melancholische Seele habe, deren Äußerungen wir gelegentlich in Briefen belauschen können: es sind dies nicht die funkelnden Paradoxe, die er als genialer Harlekin hinwirft, oder die Äußerungen eines Denkers, der sich in kein System einsperren läßt, sondern kurze Klagen, die den trüben Untergrund dieses klaren Geistes offenbaren: „Wir sind alt! — Alles Wahre ist traurig. — Man ist weise und resigniert im Verhältnis zu dem, was man gelitten hat. Die Philosophie ist nämlich keine Folge der Vernunft, sondern der Gewohnheit; sie ist eine bange Furcht, manchmal ein vernünftiges Verzweifeln.“ (18. Dezember 1773). Vielleicht darf ich auch an die Bemerkung Goethes in Italien erinnern, daß den Naturkindern, die sich des glücklichsten Himmels erfreuen, ein eigener Zug von Melancholie eigen sei.

Galiani ist Skeptiker; aber sein Skeptizismus ist einzig in seiner Art, schon weil er sich mit einem prophetischen Scharfblick verbindet, der in diesem Jahrhundert der Gläubigkeit an die alleinseligmachende Vernunft ganz seltsam anmutet. Er ist radikal: „Voltaire hat recht: Der Mensch hat fünf eigens dafür geschaffene Organe, die ihm Vergnügen und Schmerz anzeigen. Er besitzt kein einziges, das ihn Wahrheit und Irrtum einer Sache erkennen

läßt. Er ist also weder für die Erkenntnis der Wahrheit, noch für die Täuschung geschaffen. Das ist gleichgültig. Er ist geschaffen, um zu genießen oder zu leiden. Genießen wir, und suchen wir dem Leiden zu entfliehen. Das ist unser Los." (An Frau von Epinay, 15. September 1770). Doch gibt es nicht Philosophen, die von einer bessern Welt träumen? Der Abbé sagt ihnen, was er davon hält: „Die bessere Welt ist eine Sache, die nur in unserm Hirn existiert, da sie nur ein Verhältnis ausdrückt, und man hat daraus den Eckstein der ganzen Physik einer ganzen Welt gemacht, die außer uns ist. Welche Dummköpfe sind doch diese Metaphysiker." (Brief vom 14. März 1772).

Die Pariser Philosophen glauben mit der Inbrunst der Sektierer an die Verbesserungsfähigkeit der Menschen; ja, durch diesen Glauben, der aus reinen Vernunftgründen abgeleitet wird, stehen sie in absolutem Gegensatz zu dem siebzehnten Jahrhundert, das in Pascal und Larochefoucauld seine pessimistischen Moralisten verehren konnte. Der Abbate Galiani, der in Neapel, das heißt in einer Stadt lebt, wo sich das animalische Leben einer alten Rasse ohne heuchlerische Hüllen zeigt, ist durch Amt und Würden vor dem flachen Optimismus schöner Lebenskünstler bewahrt; er antwortet seiner Freundin, der ein pädagogischer Trieb innewohnt: „Meine Schrift über Erziehung ist fertig. Ich beweise darin, daß die Erziehung die gleiche für Menschen und Tiere ist. Sie reduziert sich auf zwei Punkte: Man muß lernen, die Ungerechtigkeit zu erdulden und die Langeweile zu ertragen. Wie behandelt man ein Pferd in der Reitschule? Das Pferd kann von Natur den Paßgang, traben, galoppieren, im Schritt gehen. Aber es tut das, wann es mag. Man verlangt von ihm diese Gangarten auch wenn es nicht will, gegen seine Einsicht (das ist die Ungerechtigkeit), und das dauert zwei Stunden (das ist die Langeweile). Wenn man also ein Kind lateinisch, griechisch, französisch lernen läßt, ist es nicht der Nutzen der Sache, der im Spiel ist, sondern es soll sich daran gewöhnen, den Willen anderer zu tun, (und sich langeweilen) und Prügel von einem andern Wesen zu erdulden, das ihm gleich ist (zu leiden). Ist es daran gewöhnt, so ist es erzogen, ist es sozial; es geht in die Welt, es achtet die Beamten, Minister,

Könige (und beklagt sich nicht darüber). Der so erzogene Mensch übt seinen Beruf aus: er sitzt in seinem Bureau, oder im Gericht, oder auf der Wache, oder im Oeil de boeuf; er gähnt, er bleibt da und verdient sich sein Brot. Tut er es nicht, so ist er in der Gesellschaft zu nichts zu brauchen. Die Erziehung ist also nichts anderes als die Ausmerzung der natürlichen Talente, um an ihre Stelle die sozialen Pflichten zu setzen. Die Erziehung muß die Talente amputieren und beschneiden. Tut sie es nicht, so entsteht der Dichter, der Improvisator, der Haudegen, der Maler, der Spaßvogel, das Original, die belustigen und Hungers sterben, weil sie in keiner von den Nischen der Gesellschaftsordnung Platz finden können." (An Frau von Epinay, 4. August 1770).

Andere reden von der Religion als von einer eingeborenen Tatsache; Galiani meint: „Die Natur hat uns keine Spur, keinen Instinkt davon in die Seele gelegt; wir verdanken sie gänzlich der Erziehung... Sie allein unterscheidet den Menschen von den Tieren. Anstatt den Menschen als ein animal rationale zu definieren, sollte man ihn ein religiöses Tier heißen. Tugend, Moral, Gefühl sind instinktiv in uns; der Glaube an ein unsichtbares Wesen fließt daraus nicht." (Dialogue sur les femmes, II. p. 58).

Besser wäre es noch, den Menschen ein gläubiges Tier zu nennen: „Der Unglaube ist die größte Kraftäußerung, die der menschliche Geist gegen seinen eigensten Instinkt und Geschmack sich leisten kann. Es handelt sich dabei um den ständigen Verzicht auf alle Freuden der Phantasie und auf den Geschmack am Wunderbaren; es handelt sich um die Ausleerung des ganzen Schulsacks, und der Mensch möchte Gewißheit!" (An Frau von Epinay, 21. September 1776). Auch hier spricht der Abbate als reiner Beobachter, der gewisse Grundneigungen der menschlichen Natur feststellt und darin das Vergnügen eines Mannes findet, dem die Menschen ein Schauspiel gewähren, das bald ernst, bald heiter ist und nur in Form und Manier wechselt.

Was ist die Tugend? Was Enthusiasmus? Was die Moral? „Die Moral hat sich unter den Menschen erhalten, weil man wenig davon sprach, und niemals in lehrhafter, sondern in

rhetoriſcher oder poetiſcher Form. Als die Jeſuiten ſie in ein Syſtem brachten, verunſtalteten ſie ſie ſchrecklich. Die Tugend iſt in der Tat Enthuſiasmus. Wenn man etwas Mathematiſches aus ihr macht, ſo heißt das Gute = x, das Böſe = y, und die Gleichung lautet:

$$\begin{matrix} + x \\ - x \end{matrix} = o \quad \begin{matrix} + y \\ - y \end{matrix} = o.$$ (Brief vom 26. April 1777).

Rund um Galiani her klingt es von großen Worten, die alle von der großen Revolution reden, welche dem Menſchen das Paradies bringen werde. Aber der Abbate iſt weit davon entfernt, an das Glück dieſer Zukunft zu glauben; ſeine Prophezeihung lautet anders: „In hundert Jahren werden wir den Chineſen ähnlicher ſein als heute. Dann wird es zwei ausgeſprochene Religionen geben, die der Großen und der Gebildeten, und die des Volkes, das in drei oder vier friedliche Sekten geſpalten ſein wird. Pfaffen und Mönche werden zahlreicher ſein als jetzt, und wenig begütert in ihrer dunklen Ecke. Der Papſt wird nur noch ein hervorragender Biſchof, kein Fürſt mehr ſein; Stück für Stück wird man ihm ſeinen Staat wegnehmen. Es wird viel Soldaten geben und beinah keine Kriege mehr. Die Truppen werden bei den Paraden glänzen, aber weder Gemeine noch Offiziere werden grauſam oder tapfer ſein. Die Feſtungen werden fallen, und in den Anlagen auf ihren Wällen wird man ſpazieren gehen . . . . . England trennt ſich von Europa, wie China von Japan. Es wird den Handel beherrſchen. Überall wird der Deſpotismus herrſchen, aber ein Deſpotismus ohne Grauſamkeit, ohne Blut. Ein Deſpotismus der Chikane, der ſich auf die Auslegung alter Geſetze, auf die Liſt und Verſchlagenheit der Advokaten ſtützt und nur das Geld der Maſſe will. Überall werden die Fabriken blühen wie in Indien.“ (An Frau von Epinay, 27. April 1771). Dieſer Prophezeihung ſchließt ſich eine andere an: „Dies iſt der Fortſchritt der Kultur: Wir verfallen der Monotonie . . . . und bald wird ganz Europa wie Paris ausſehen; die Reiſeluſt wird aufhören, denn es gibt nichts mehr dabei zu lernen, nichts mehr zu ſehen: Alles wird ſich ähnlich ſein. An den beiden Enden des großen Feſtlandes werden auf der einen Seite die Chineſen, auf der anderen Seite die Europäer wohnen, als zwei Nationen

die Getreidemonopole, die sich bei der Freigebung des Getreidehandels bilden; der Realpolitiker bemerkt ganz ruhig (in der Denkschrift an Sartine)[1] über die verlästerten Monopolisten: „Ich verstehe darunter Leute, welche durch die Machtmittel: Geld, Talent und Autorität, imstande sind, die kleinen Händler zu beherrschen und zugrunde zu richten und zu gleicher Zeit Gesetze zu geben und die unglücklichen Konsumenten mit Füßen zu treten. Diese Klasse von Menschen hat es zu jeder Zeit und unter jeder Regierungsform gegeben, weil es immer eine große Ungleichheit der Verhältnisse gab und ein noch größeres Mißverhältnis zwischen den Fähigkeiten und Talenten der Menschen. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Bekämpfung und Zerstörung der Monopole nichts anderes ist, als ein Streben, die allzugroße Ungleichheit des Besitzes zu mindern." Hier steht der Abbé dem Freihändler Turgot nahe, der neuerdings mit Recht als der Hauptgründer der Manchesterlehre angesehen wird.

Galiani ist, als Politiker, reiner Machiavellist; er sagt es selbst: „In der Politik lasse ich nur den reinen, ungemischten, rohen, grünen Machiavellismus in seiner ganzen Wucht und Schärfe gelten. Er (der Abbé Raynal) wundert sich, daß wir den Negerhandel in Afrika gestatten; warum wundert er sich nicht, daß wir von Guienne aus Maultiere nach Spanien verkaufen? Gibt es etwas Schrecklicheres als Stiere zu kastrieren, und den Maultieren die Schwänze abzuschneiden? Er wirft uns unsere Räubereien in Indien vor, aber Scipio hat die Küsten der Berberei und Cäsar Gallien ausgeraubt. Er behauptet, das nehme ein schlechtes Ende; aber alles Gute nimmt ein schlechtes Ende. Das Kalbfleisch von Pontoise geht in Fäulnis über; esset also keines. Der Tanz ermüdet; also tanzt nicht. Aus Liebe entsteht Kummer; liebt also nicht. Meine Meinung aber ist: Kauft Neger solang es zu kaufen gibt, und hört auf damit, sobald es uns gelingt, sie in Amerika zu akklimatisieren. Ich meine, wir sollen unsere Verwüstungen in Indien so lange fortsetzen als es angeht, um uns zurückzuziehen, wenn wir Hiebe bekommen. Es gibt keinen einträglichen Handel in der Welt? Glauben Sie es nicht.

---

[1]) Abgedruckt in der Asse'schen Ausgabe der Briefe Galianis: I. p. 414.

Der einzig vorteilhafte ist, für die Hiebe, die man austeilt, Rupien einzustecken. Es ist der Handel des Stärkern." (Brief vom 5. September 1772).

Der reine Machiavellist ist durch keine historische Tradition oder gar durch ein System gebunden: er mag, wenn es die Verhältnisse verlangen, auch von seinen Gegnern das annehmen, was seine Zwecke fördern kann. Die Geschichte ist nichts Starres, sondern nur die Grundlage des Bestehenden, an dem wir leiden. Galiani ist unbefangen genug, auch rein physiokratische Anschauungen zu vertreten: „Das Regierungssystem sämtlicher Staaten ist auf eine alte Gewalttat gegründet, die man gegen die Besitzer der einzigen wirklichen Güter begangen und aufrecht erhalten hat. Man hat sich auf den Bauern wie auf ein Pferd gesetzt. Könige, Päpste, Parlamente, die Sorbonne, die Fakultäten, das Kapitel des Ordens vom hl. Geist bis zu dem des hl. Michael, alles ist auf sie hinaufgestiegen und hat den Getreidepreis herabgedrückt." (Brief vom 22. Dezember 1770).

Man vergesse nicht, daß der Abbé, als Nationalökonom, in dem Preis einer Ware etwas Relatives sieht: „Un' idea di proporzione fra il possesso d'una cosa et quello di un altra nell concetto d'un uomo", d. h. der Ausdruck eines Verhältnisses zwischen dem Besitz einer Sache und dem einer andern, wie sie sich in der Auffassung oder Schätzung eines Menschen ausprägt. (Della Moneta, V). Diese Werttheorie ist durchaus psychologisch und modern, und das gleiche gilt von seiner endgültigen Auffassung des Geldes als eines reinen Verkehrsmittels. In seiner Preistheorie, daß hohe Preise nicht ein Zeichen des Niederganges, sondern des wirtschaftlichen Aufschwungs seien, steht er den Physiokraten nahe; aber seine Ansicht, daß nur der Mensch allein Arbeit vollbringe und dadurch zum eigentlichen Reichtumsobjekt werde, scheidet ihn schroff von den Ökonomisten: er ist vielmehr damit ein Vorläufer Adam Smiths und Ricardos, aus deren Satz, daß nur die Arbeit Wert schaffe, die Marx'sche Theorie des Mehrwertes hervorgegangen ist.

Die ausgesprochen machiavellistische Tendenz der Gespräche über den Getreidehandel macht es bisweilen nicht leicht, die vorgetragenen Theorien scharf zu fassen: im allgemeinen aber ist

das Handelssystem, das Galiani vorschlägt, ein Übergangssystem zwischen Schutzzoll und Freihandel, der eintreten soll, wenn die Verhältnisse es gestatten, d. h. wenn das Land selbst, durch seine Industrie, die der Politiker als regulatives Element sichern Wohlstandes ansieht, imstande ist, die Getreidepreise zu halten. Galiani schreibt also nicht, wie die Physiokraten, dem Freihandel die Wirkung zu, die Preise für die Bodenprodukte in die Höhe zu treiben, sondern der Industrie, und wenn schon Getreide ausgeführt werden soll, so will er wenigstens einen Zoll darauf legen (15 Sous für den Setier) und der französischen Marine das Recht wahren, das verkaufte Getreide zu transportieren. Doch besser bleibt es immer, mit seinem Bruder statt mit seinem Feinde Handel zu treiben, d. h. den inneren Handel so zu fördern, daß er die Vermehrung der Bevölkerung fördert: denn für Galiani sind, wie schon erwähnt, die eigentlichen Reichtümer die Menschen, und nicht die materiellen Güter, deren Produktion von der Natur Schranken gesetzt sind.

Die Regierungsmaximen, die der Chevalier Zanobi, d. h. Galiani selbst in den „Gesprächen" vorträgt, zeugen von einer anderen Menschenkenntnis als sie selbst Voltaire besaß, dem der Emporkömmling zuweilen den Blick trübt. Der Abbé spricht es, als Akademiker, der an nichts glaubt, ruhig aus: die Hauptsache des Staatsgeheimnisses besteht darin, dem Volke den Glauben beizubringen, es bestehe eins . . „Sobald sich die Menschen wohlbefinden, sind sie ruhig . . . . . Der Mensch ist ein furchtsames, faules Gewohnheitstier, das sich durch Herkommen leiten und alles gerne beim alten läßt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sich auch der Stand der Dinge gleich geblieben oder ob er sich geändert habe. Aber der wahre Philosoph, der Weise kann die Zeit der Verbesserung beschleunigen. Er kann einem Volke viele Versuche ersparen, die es zu seinem Schaden machen würde, die ihm teuer zu stehen kämen. Er sieht, er berechnet das Gute, das Nützliche, die geeignete Zeit und weist darauf hin. Die sich selbst überlassene Natur würde endlich selbst so weit gelangen, über tausend mißlungene Versuche und Fehlgriffe hinweg, welche die Menschen ebenfalls klug machen würden; aber diese Klugheit käme zu spät. Der wahre philosophische Politiker ist der

Arzt eines Staates. Und die guten Ärzte heilen nicht, aber sie beschleunigen die Heilung, indem sie der Natur nachhelfen." (Dialoge, S. 68). Mit klaren Worten weist Galiani auf die Sucht der Franzosen hin, in Abstraktionen zu schwelgen: „Die Hauptquelle der Irrtümer, die alle Menschen mehr oder weniger beeinflußt und der man sich am wenigsten erwehren kann, ist die Gewohnheit, das Besondere zu verallgemeinern. Man erkennt diesen Fehler umso weniger, als er nur zur Hälfte einer ist; die Idee kann in gewissen Fällen und unter gewissen besonderen Umständen richtig sein; der Fehler liegt bloß darin, daß man sie generalisiert." (S. 74). „Eine Wahrheit, die aus dem Zusammenhang gerissen wird, wirkt oft schädlicher als ein Irrtum." (S. 124). Wir sind die Opfer unserer Vergleichungswut: „Hätte man in den Wissenschaften den Gleichnissen weniger getraut, so würden wir viel weniger Irrtümer haben." (S. 127). „Der Enthusiasmus ist der Feind alles vernünftigen Denkens." (S. 179). „Die Tugend, das Bestreben, Gutes zu wirken, ist so gut eine Leidenschaft wie alle anderen. Sie ist selten; aber wo man sie trifft, ist sie viel zu heftig. Denn solange uns der Sporn des Wohltuns antreibt, hält uns kein Bedenken in unserem Laufe auf . . . . . Diese Heftigkeit und diese Hitze erzeugen den Enthusiasmus. Man ist ohne jede Untersuchung überzeugt von dem, was man wünscht; man überzeugt auch die andern durch die Wärme seines Vortrages und — weil man eben ein Mann von Tugend ist. Man liefert keine guten Beweise, man zeigt kein scharfes Denken, aber man hat die heiße Kühnheit der Wahrheit, den schönen Mut zur Tugend, das Feuer der eigenen Überzeugung — und damit reißt man andere mit sich fort; denn jene sehen keinen Grund zum Mißtrauen . . . Schelme und Betrüger braucht man nicht zu fürchten; über ein Kurzes zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt. Aber hüten Sie sich vor dem Rechtschaffenen, wenn ihn ein Wahn gefangen hält. Er ist mit sich selbst im Klaren; jedermann vertraut ihm; aber unglücklicherweise irrt er sich in den Mitteln, den Menschen das Beste anzutun." (S. 180). „In der ganzen Kunst, die Menschen zu regieren, kommt alles auf die zwei Punkte an: auf den Zweck, den man sich setzt, und auf die Mittel, ihn zu

erreichen." (S. 182). „Enthusiasmus und Regierungskunst sind unvereinbare Gegensätze!"

Wie fremd mochte diese Sprache den Philosophen klingen, die an den Menschen Rousseaus glaubten! Man rede doch nicht von der Güte der Natur! „Was ist denn diese? Sie ist ein unermeßliches unbestimmtes Etwas. Sie ist ihres Schöpfers würdig. Und wir? Was sind wir? Ganz kleine Tierchen, Atome, Nichts .... Es ist ganz richtig: die Natur kehrt immer wieder zu den Gesetzen zurück, welche die Bedingung ihrer Erhaltung sind. Es ist ganz wahr, daß sie alles wieder ins Gleichgewicht bringt; aber wir können diese Rückkehr und ihr Gleichgewicht nicht abwarten; Zeit, Raum und Bewegung kommen für die Natur nicht in Betracht, aber wir können nicht warten. Unsere Zeit, unser Raum, unsere Bewegung sind beschränkt; wir müssen uns nach gegebenen Maßen richten. Lassen Sie uns also kein Bündnis mit der Natur schließen; ein solches wäre zu ungleich. Unser Beruf hier unten ist vielmehr, sie zu bekämpfen. Sehen Sie einmal um sich! Sehen Sie die bebauten Felder, die fremden Pflanzen, die man unserm Klima angepaßt hat, Schiffe, Wagen, Haustiere, Häuser, Straßen, Häfen, Dämme, Chausseen — das sind unsere Wälle, hinter denen wir gegen die Natur kämpfen. Alle Annehmlichkeiten unseres Lebens, ja beinahe unser Leben selbst, sind der Preis unseres Sieges. Mit den Fähigkeiten und Künsten unseres geringen Verstandes liefern wir der Natur Schlachten, und oft gelingt es uns, sie zu überwinden und zu bändigen, indem wir ihre eigenen Kräfte gegen sie gebrauchen: Ein ganz einziger Kampf, der uns zum Ebenbild der Gottheit macht ... Der denkende Mensch kann fast so weit und groß wie die Natur selbst werden — dies ist eine Wahrheit, weil man Ursache und Wirkung vor Augen hat. Aber die Zeitdauer, die die Natur für ihren Gang notwendig hat, zählt man nicht. Man gleicht die Ungleichheit mit Kompensationen aus, die keine Realität haben und nur in den Köpfen derer spuken, die sie erdenken ... Wir sollen der Natur nicht die Sorge für unsere Bettelwirtschaft überlassen. Dazu ist sie eine viel zu vornehme Dame. Überlassen wir ihr die großen Bewegungen, die Revolutionen,

die langen Epochen, wie wir ihr die Bewegung der Gestirne überlassen. Die Politik ist nichts anderes, als die Wissenschaft, den augenblicklichen Bewegungen, die durch außergewöhnliche Ursachen entstehen, zuvorzukommen oder sie abzuwehren. Weiter geht sie nicht. Was die großen Revolutionen betrifft, so sind sie allein das Werk der Natur; der Mensch vermag da nichts mit seinen Kräften, und weit entfernt, der Urheber davon zu sein, ist er nur das erste Werkzeug, das erste Instrument in ihren Händen." (S. 184, 186). Um einen Gegensatz zu diesen Ausführungen eines Staatsmannes zu gewinnen, vergleiche man damit das berühmte Fragment Goethes „Über die Natur" aus dem Jahre 1781: auch in diesem Bekenntnis spürt man den Atem der Zeit, deren Gemütskraft Rousseau geweckt hatte; aber es offenbart auch jenen Seelenzustand, der alles mit dem allmächtigen Gefühl erfaßt und sich im Schoße eines ungeheuren Seins wohlgeborgen weiß.

9.

Goethe macht in seiner „Italienischen Reise", die durchaus als Bekenntnis eines Strebenden genossen sein will, der, um seiner Bildung willen, vielem mit Vorsicht aus dem Wege geht, am 20. März 1787 die Bemerkung: „Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte." In gewissem Sinne gilt dies auch für Galiani, wobei man allerdings nicht im Sinne Goethes an die Schönheit der südlichen Natur denken darf, über deren Üppigkeit das Schicksal, in der Gestalt des Vesuvs, Unheil droht. Das ganze achtzehnte Jahrhundert kennt, bis auf Rousseau, nicht den Naturgenuß, und erst das neunzehnte hat die Schönheit und den Zauber des Meeres entdekt. Die Entdeckung der Natur als Gegenstand ästhetischen Genusses ist ein nordisches Ereignis, und auch heute noch mag einem Südländer das Amiel'sche Wort: Eine Landschaft ist ein Seelenzustand! als sentimentales Paradoxon erscheinen. Auch Galiani hat, wie Voltaire, nicht den mindesten Natursinn: die Welt, in der er lebt und webt, ist eine reine Welt des Geistes, wo Klarheit herrscht.

Als die französische Kulturwelt zum ersten Male Einblick in

die Briefe Galianis bekam, sah sie in diesen übermütigen Dokumenten kaum vergangener Zeiten nur einen der zahllosen Spiegel mehr, aus denen das lustige aristokratische Altfrankreich herauslachte. Es bedurfte einiger Zeit, bis die Europäer, an die sich der halbe Kosmopolit Galiani wendet, hinter die Bedeutung dieser Briefe kamen, denen selbst bei den heikelsten Franzosen die Italianismen der Form und des Denkens keinen Eintrag tun konnten. In der Geschichte der französischen Kultur wird der Abbé Galiani durch seine Briefe fortleben: sie offenbaren nicht nur einen geborenen Briefschreiber, sondern auch eine Natur im Sinne Goethes.

Menschliche Verhältnisse pflegen nur so lange reizvoll zu sein, als wir sie nicht durchschaut haben: Leute mit allzuscharfem Verstand neigen daher leicht zu jener Melancholie, die in einem ungetrübten Blick eine Nährquelle und ein Heilmittel besitzt. Den Pariser Freunden, die sich an den glänzenden Improvisationen des Abbé erfreuten, entging nicht, daß er eine melancholische Seele habe, deren Äußerungen wir gelegentlich in Briefen belauschen können: es sind dies nicht die funkelnden Paradoxe, die er als genialer Harlekin hinwirft, oder die Äußerungen eines Denkers, der sich in kein System einsperren läßt, sondern kurze Klagen, die den trüben Untergrund dieses klaren Geistes offenbaren: „Wir sind alt! — Alles Wahre ist traurig. — Man ist weise und resigniert im Verhältnis zu dem, was man gelitten hat. Die Philosophie ist nämlich keine Folge der Vernunft, sondern der Gewohnheit; sie ist eine bange Furcht, manchmal ein vernünftiges Verzweifeln." (18. Dezember 1773). Vielleicht darf ich auch an die Bemerkung Goethes in Italien erinnern, daß den Naturkindern, die sich des glücklichsten Himmels erfreuen, ein eigener Zug von Melancholie eigen sei.

Galiani ist Skeptiker; aber sein Skeptizismus ist einzig in seiner Art, schon weil er sich mit einem prophetischen Scharfblick verbindet, der in diesem Jahrhundert der Gläubigkeit an die alleinseligmachende Vernunft ganz seltsam anmutet. Er ist radikal: „Voltaire hat recht: Der Mensch hat fünf eigens dafür geschaffene Organe, die ihm Vergnügen und Schmerz anzeigen. Er besitzt kein einziges, das ihn Wahrheit und Irrtum einer Sache erkennen

läßt. Er iſt alſo weder für die Erkenntnis der Wahrheit, noch für die Täuſchung geſchaffen. Das iſt gleichgültig. Er iſt geſchaffen, um zu genießen oder zu leiden. Genießen wir, und ſuchen wir dem Leiden zu entfliehen. Das iſt unſer Los." (An Frau von Epinay, 15. September 1770). Doch gibt es nicht Philoſophen, die von einer beſſern Welt träumen? Der Abbé ſagt ihnen, was er davon hält: „Die beſſere Welt iſt eine Sache, die nur in unſerm Hirn exiſtiert, da ſie nur ein Verhältnis ausdrückt, und man hat daraus den Eckſtein der ganzen Phyſik einer ganzen Welt gemacht, die außer uns iſt. Welche Dummköpfe ſind doch dieſe Metaphyſiker." (Brief vom 14. März 1772).

Die Pariſer Philoſophen glauben mit der Inbrunſt der Sektierer an die Verbeſſerungsfähigkeit der Menſchen; ja, durch dieſen Glauben, der aus reinen Vernunftgründen abgeleitet wird, ſtehen ſie in abſolutem Gegenſatz zu dem ſiebzehnten Jahrhundert, das in Pascal und Larochefoucauld ſeine peſſimiſtiſchen Moraliſten verehren konnte. Der Abbate Galiani, der in Neapel, das heißt in einer Stadt lebt, wo ſich das animaliſche Leben einer alten Raſſe ohne heuchleriſche Hüllen zeigt, iſt durch Amt und Würden vor dem flachen Optimismus ſchöner Lebenskünſtler bewahrt; er antwortet ſeiner Freundin, der ein pädagogiſcher Trieb innewohnt: „Meine Schrift über Erziehung iſt fertig. Ich beweiſe darin, daß die Erziehung die gleiche für Menſchen und Tiere iſt. Sie reduziert ſich auf zwei Punkte: Man muß lernen, die Ungerechtigkeit zu erdulden und die Langeweile zu ertragen. Wie behandelt man ein Pferd in der Reitſchule? Das Pferd kann von Natur den Paßgang, traben, galoppieren, im Schritt gehen. Aber es tut das, wann es mag. Man verlangt von ihm dieſe Gangarten auch wenn es nicht will, gegen ſeine Einſicht (das iſt die Ungerechtigkeit), und das dauert zwei Stunden (das iſt die Langeweile). Wenn man alſo ein Kind lateiniſch, griechiſch, franzöſiſch lernen läßt, iſt es nicht der Nutzen der Sache, der im Spiel iſt, ſondern es ſoll ſich daran gewöhnen, den Willen anderer zu tun, (und ſich langeweilen) und Prügel von einem andern Weſen zu erdulden, das ihm gleich iſt (zu leiden). Iſt es daran gewöhnt, ſo iſt es erzogen, iſt es ſozial; es geht in die Welt, es achtet die Beamten, Miniſter,

Könige (und beklagt ſich nicht darüber). Der ſo erzogene Menſch übt ſeinen Beruf aus: er ſitzt in ſeinem Bureau, oder im Gericht, oder auf der Wache, oder im Oeil de boeuf; er gähnt, er bleibt da und verdient ſich ſein Brot. Tut er es nicht, ſo iſt er in der Geſellſchaft zu nichts zu brauchen. Die Erziehung iſt alſo nichts anderes als die Ausmerzung der natürlichen Talente, um an ihre Stelle die ſozialen Pflichten zu ſetzen. Die Erziehung muß die Talente amputieren und beſchneiden. Tut ſie es nicht, ſo entſteht der Dichter, der Improviſator, der Haudegen, der Maler, der Spaßvogel, das Original, die beluſtigen und Hungers ſterben, weil ſie in keiner von den Niſchen der Geſellſchaftsordnung Platz finden können." (An Frau von Epinay, 4. Auguſt 1770).

Andere reden von der Religion als von einer eingeborenen Tatſache; Galiani meint: „Die Natur hat uns keine Spur, keinen Inſtinkt davon in die Seele gelegt; wir verdanken ſie gänzlich der Erziehung... Sie allein unterſcheidet den Menſchen von den Tieren. Anſtatt den Menſchen als ein animal rationale zu definieren, ſollte man ihn ein religiöſes Tier heißen. Tugend, Moral, Gefühl ſind inſtinktiv in uns; der Glaube an ein unſichtbares Weſen fließt daraus nicht." (Dialogue sur les femmes, II. p. 58).

Beſſer wäre es noch, den Menſchen ein gläubiges Tier zu nennen: „Der Unglaube iſt die größte Kraftäußerung, die der menſchliche Geiſt gegen ſeinen eigenſten Inſtinkt und Geſchmack ſich leiſten kann. Es handelt ſich dabei um den ſtändigen Verzicht auf alle Freuden der Phantaſie und auf den Geſchmack am Wunderbaren; es handelt ſich um die Ausleerung des ganzen Schulſacks, und der Menſch möchte Gewißheit!" (An Frau von Epinay, 21. September 1776). Auch hier ſpricht der Abbate als reiner Beobachter, der gewiſſe Grundneigungen der menſchlichen Natur feſtſtellt und darin das Vergnügen eines Mannes findet, dem die Menſchen ein Schauſpiel gewähren, das bald ernſt, bald heiter iſt und nur in Form und Manier wechſelt.

Was iſt die Tugend? Was Enthuſiasmus? Was die Moral? „Die Moral hat ſich unter den Menſchen erhalten, weil man wenig davon ſprach, und niemals in lehrhafter, ſondern in

rhetoriſcher oder poetiſcher Form. Als die Jeſuiten ſie in ein Syſtem brachten, verunſtalteten ſie ſie ſchrecklich. Die Tugend iſt in der Tat Enthuſiasmus. Wenn man etwas Mathematiſches aus ihr macht, ſo heißt das Gute = x, das Böſe = y, und die Gleichung lautet:

$$\begin{matrix} + x \\ - x \end{matrix} = o \quad \begin{matrix} + y \\ - y \end{matrix} = o.$$ (Brief vom 26. April 1777).

Rund um Galiani her klingt es von großen Worten, die alle von der großen Revolution reden, welche dem Menſchen das Paradies bringen werde. Aber der Abbate iſt weit davon entfernt, an das Glück dieſer Zukunft zu glauben; ſeine Prophezeihung lautet anders: „In hundert Jahren werden wir den Chineſen ähnlicher ſein als heute. Dann wird es zwei ausgeſprochene Religionen geben, die der Großen und der Gebildeten, und die des Volkes, das in drei oder vier friedliche Sekten geſpalten ſein wird. Pfaffen und Mönche werden zahlreicher ſein als jetzt, und wenig begütert in ihrer dunklen Ecke. Der Papſt wird nur noch ein hervorragender Biſchof, kein Fürſt mehr ſein; Stück für Stück wird man ihm ſeinen Staat wegnehmen. Es wird viel Soldaten geben und beinah keine Kriege mehr. Die Truppen werden bei den Paraden glänzen, aber weder Gemeine noch Offiziere werden grauſam oder tapfer ſein. Die Feſtungen werden fallen, und in den Anlagen auf ihren Wällen wird man ſpazieren gehen . . . . . England trennt ſich von Europa, wie China von Japan. Es wird den Handel beherrſchen. Überall wird der Deſpotismus herrſchen, aber ein Deſpotismus ohne Grauſamkeit, ohne Blut. Ein Deſpotismus der Chikane, der ſich auf die Auslegung alter Geſetze, auf die Liſt und Verſchlagenheit der Advokaten ſtützt und nur das Geld der Maſſe will. Überall werden die Fabriken blühen wie in Indien.“ (An Frau von Epinay, 27. April 1771). Dieſer Prophezeihung ſchließt ſich eine andere an: „Dies iſt der Fortſchritt der Kultur: Wir verfallen der Monotonie . . . . und bald wird ganz Europa wie Paris ausſehen; die Reiſeluſt wird aufhören, denn es gibt nichts mehr dabei zu lernen, nichts mehr zu ſehen: Alles wird ſich ähnlich ſein. An den beiden Enden des großen Feſtlandes werden auf der einen Seite die Chineſen, auf der anderen Seite die Europäer wohnen, als zwei Nationen

die einander ungefähr gleich sind. Sie werden die gleichen Verhältnisse haben: ein absolutes Regiment, gemildert durch Formen, langwierigen Geschäftsgang, sanfte Sitten. Es wird viel Soldaten und wenig Tapferkeit geben, viel Industrie nnd wenig Genie, viel Volk und wenig glückliche Leute. Die Republiken werden aus Europa verschwinden .... Wir werden also in spätestens hundert Jahren Chinesen sein. Ich vergnüge mich schon damit, meine Nase breitzudrücken und meine Ohren nach unten zu verlängern, und es gelingt mir nicht schlecht . . ." (An Frau von Epinay, 24. Juli 1773).

Und diese Prophezeihung stammt von einem Manne, der nicht an die Entwicklung im historischen Sinne glaubt und sich so vernehmen läßt: „. . Fall der Reiche? Was soll das heißen? Die Reiche sind weder unten, noch oben und fallen nicht. Sie wechseln ihre Physionomie, und man spricht von Ruinen und Stürzen, und diese Worte sind ein Spiel des Wahns und des Irrtums. Richtiger wäre es, von den Phasen der Reiche zu sprechen. Das Menschengeschlecht ist beständig wie der Mond; aber es wendet uns bald die eine, bald die andere Seite zu, weil wir nicht immer in der besten Lage sind, es in seiner Völle zu sehen. Es gibt Reiche, die nur im Verfall schön sind, wie Frankreich; andere, die nur in der Fäulnis etwas taugen, wie die Türkei; andere glänzen nur im ersten Viertel, wie die Herrschaft der Jesuiten; das einzige, das nur in seiner Völle schön gewesen, ist der Kirchenstaat. Das ist alles, was ich weiß, und dies ist nicht viel." (Brief vom 1. Januar 1774).

Frau von Epinay, die in dem Paris lebt, das ernster wird, je näher die große Revolution rückt, spricht von dem Verschwinden der altgallischen Heiterkeit, die sie der wachsenden Verderbtheit zuschreibt. Galiani, als Philosoph, hat andere Gründe dafür: „Ich möchte sie lieber der fabelhaften Vermehrung unseres Wissens zuschreiben. Durch unsere Aufklärung haben mir mehr Leere als Völle gefunden. Im Grunde wissen wir, daß unendlich viele Dinge, die unsere Väter für wahr hielten, falsch sind, und wir kennen wenig wahre, die ihnen unbekannt waren. Diese Leere, die in unserer Seele und in unserer Phantasie geblieben, ist, meiner Meinung nach, die wirkliche Ursache unserer Traurigkeit:

Le raisonner tristement s'accrédite.
Ah, croyez moi, l'erreur a son mérite.

Dies ſind die ſchönſten Verſe und der erhabenſte Gedanke des unſterblichen Voltaire." (7. November 1778).

Wir Neueren haben dieſe Worte vom Wert des Irrtums aus beredterem Munde vernommen. Einem ſolchen Denker bleibt im Grunde nur die Einſamkeit. Galiani iſt als Individualiſt ganz modern: er weiß es, daß er allein ſteht, daß er ſich keiner Sache hingeben, daß er ſich nicht opfern kann, als Menſch, Denker und Beamter nicht: „Ein Miniſter ſchließt ſich an die Leute an, die ihm ganz ergeben ſind, und ich bin deſſen nicht fähig; ich könnte mich ſelbſt dem Teufel nicht verſchreiben. Ich bin mein. Je suis à moi." (28. Dezember 1776).

Das Gefühl der Überlegenheit macht ſtolz und verſchloſſen: „Voltaire hat unrecht, die Philoſophen zu ermahnen: Liebet einander, Kindlein! Das ſoll man nur zu den Sektierern ſagen. So muß man zu den Ökonomiſten und Janſeniſten ſprechen. Sie brauchen dieſe Liebe. Die Philoſophen ſind nicht geſchaffen, um einander zu lieben. Die Adler fliegen nicht in Geſellſchaft; man muß das den Staren und Rebhühnern überlaſſen. Voltaire hat niemand geliebt und wird von niemand geliebt. Man fürchtet ihn, er hat ſeine Krallen, und das genügt. In der Höhe ſchweben und Krallen haben, das iſt das Los der großen Geiſter." (Brief vom 24. November 1770). Eine ſolche Natur, die von den Menſchen nichts Gutes denkt, braucht Wälle und Mauern, den goldenen Turm der Einſamen, in dem ſie ſich geſchützt weiß. Galiani iſt Monarchiſt: „Ich liebe die Monarchie, weil ich mich der Regierung näher fühle als dem Pfluge. Ich habe fünfzehntauſend Lire Einkommen, die ich verlöre, wenn die Bauern reicher würden. Wenn jeder wie ich handeln und ſeinen Intereſſen gemäß ſprechen würde, gäbe es keinen Streit mehr in der Welt. Der Blödſinn und der hohle Lärm rühren daher, daß jeder ſich um die Angelegenheiten der andern kümmert und nicht um die ſeinigen. Hol der Teufel den Nächſten! Es gibt keinen Nächſten. Sagt, was ihr wollt, oder haltet euer Maul." (2. Januar 1773).

Je sicherer diese Monarchie ist, desto ruhiger kann der infulierte Pfründner auf sein Einkommen rechnen; er will keine Kritik, er will keine Zeitungen: „Gott bewahre uns vor der Preßfreiheit! Nichts trägt mehr dazu bei, eine Nation zu verrohen, den Geschmack zu zerstören und die Beredsamkeit und jeden Geist zu verderben. Kennen Sie meine Definition des rhetorisch Erhabenen (sublime oratoire)? Es ist die Kunst, alles zu sagen, ohne in die Bastille zu kommen, in einem Land, wo es verboten ist, überhaupt etwas zu sagen. Wenn man der Redefreiheit Tür und Tor öffnet, werden die Vorstellungen des Parlaments, anstatt zu rhetorischen Meisterwerken zu geraten, so lauten: Majestät, Sie sind ein Hanswurst! Und anstatt der meisterhaft erzählten Schlüpfrigkeiten des jüngeren Crébillon wird man erleben, daß ein Liebender zu seiner Dame sagt: Mein Fräulein, ich möchte Sie .... Pfui Teufel!“ (24. September 1774).

Galiani besaß glühende Sinne, und seine Besuche in gewissen Pariser Straßen gaben seinen Freunden vielfach Gelegenheit, sich über diese Vergnügungen lustig zu machen.[1] Auch für diesen Hang, mit dem recht wohl seine gelegentliche Melancholie zusammenhängen mag, weiß er eine Erklärung, die tiefen Einblick in seine Seele gestattet; er fragt: „Warum alle Fanatiker das ehemäßige Konkubinat lieben? Beweis: der Abbé Saint-Pierre, Luther, Descartes, Rousseau. Und warum alle großen Charaktere die freie Liebe lieben? Zeugen: Cäsar, Augustus, Lorenzo de' Medici, Heinrich IV. ꝛc. Der Grund ist der: der Fanatiker ist glücklich in der Ausgestaltung seiner Ideen; er liebt es nicht, daß man ihn davon abbringe; nichts beruhigt mehr als eine Haushälterin. Die großen Männer lieben den Tumult der Ideen, und ihre Erholung davon besteht darin, daß sie sich in einen anderen, noch heftigeren Strudel stürzen. Die Galanterie ist der gewitterigste aller Stürme; sie ist ihre Erholung.“ (An Frau von Epinay, 24. Oktober 1772).

Aber deshalb hat er doch keine Illusionen über die Frauen: das Weib ist ihm ein von Natur aus schwaches und krankes

[1]) Vergleiche den „Sermon philosophique prononcé le jour de l'an 1770 dans la grande synagogue de la Rue Royale, Butte Saint-Roch“ von Grimm. (Corr. litt., XIX. p. 309).

Geſchöpf; aus dieſer Krankheit fließen alle ſeine Eigenſchaften: der Wechſel in den Stimmungen, das Anſchmiegende in ſeinem Weſen, und ſeine Phantaſie, die vom Uterus abhängt. (Dialogue sur les femmes, II., p. 50.) Über Frauenerziehung denkt er als Vergötterer des Inſtinkts: „Ich ſoll Ihnen ſagen, was eine Frau lernen ſoll? Sie ſoll vor allem ihre Phantaſie kultivieren; denn der wahre Wert der Frauen und ihrer Geſellſchaft beſteht darin, daß ſie ſtets mehr Originalität als die Männer haben; ſie ſind weniger verkünſtelt, weniger verdorben, weniger vom Natürlichen entfernt und eben deswegen liebenswürdiger. In Hinſicht auf die Moral ſollen ſie eifrig die Männer und niemals die Frauen ſtudieren. Sie ſollen alle Lächerlichkeiten der Männer und niemals die der Frauen kennen und ſtudieren.“ (An Frau von Epinay, 2. Februar 1771).

Form und Rhythmus der Gedanken ſtehen in innigem Verhältnis zu einander: die Galianiſchen Briefe an den Marcheſe Tanucci in italieniſcher Sprache haben nicht jenes hinreißende Tempo des Stils, das ſeine Briefe in franzöſiſcher Sprache auszeichnet und auch in der Überſetzung nicht verloren geht. Der Abbé mimt nicht nur ſeine kleinen Erzählungen, die das Entzücken ſeiner Freunde bilden: er mimt auch ſeine Gedanken, als Künſtler, der die Gabe hat, auch die abſtrakteſten in Bewegung vorzuführen oder durch Bilder zu veranſchaulichen. Vergeſſen wir nicht, daß dieſe Briefe, als perſönliches Bekenntnis, nicht an eine einzelne Empfängerin, ſondern an einen Kreis geiſtreicher Leute gerichtet ſind, die alle dem Kulturadel Europas angehören. Wie ſpaßhaft iſt nicht ſeine Erklärung der Weltſchöpfung: „Wißt ihr nicht, daß Gott die Welt aus nichts geſchaffen hat? Alſo iſt Gott unſer Vater und das Nichts unſere Mutter. Gewiß iſt unſer Vater ein großes Etwas, aber unſere Mutter iſt keinen Pfifferling wert. Man iſt ſeinem Vater ähnlich, aber auch der Mutter. Was gut in der Welt iſt, rührt vom Vater her, und was ſchlecht iſt, von der Nichtigkeit unſerer Mutter, die nicht viel wert war! So, mein teurer Abbé, jetzt ſind die Philoſophen ſtarr! Ihre Behauptung iſt falſch, ſo falſch, daß, wenn es wahr wäre, daß dieſe Welt die beſte aller Welten iſt, ſie offenbar unerſchaffen wäre, es keinen

Gott gäbe. Ihre Unvollkommenheit ist der überzeugendste Beweis für ihre Erschaffung und Unterordnung unter ein vollkommeneres Wesen als sie. Diese Beweisführung ist, wenn ich mich nicht täusche, neu und deswegen nicht schlechter." (An den Abbé Mayeul, 14. Dezember 1771).

Diese Ausbrüche einer Laune, die, um der Wirkung willen, alles auf die Spitze treibt, sind stets kurz: der Improvisator, der als Virtuose spricht, weiß, daß er nur auf diese Weise die glänzendste Wirkung erzielt. Die Seele des Witzes ist und bleibt die Kürze. Galiani ist eine Künstlernatur; das Wort „Quel plaisir que de délirer!" ist das Wort eines Mimen, der die fabelhafte Beweglichkeit des Geistes ohne Bedenken in den Dienst seiner Eitelkeit stellt und zuweilen in der Wahl der Mittel, die Eindruck machen sollen, wohl auch den Geschmack verletzt. Vergessen wir nicht, daß Galiani Neapolitaner und, als solcher, glücklich ist, wenn er seiner beweglichen Natur nachgeben kann. Als Südländer hat er mehr Phantasie als die Franzosen, deren Sprache indessen seinem Wesen besser liegt als die italienische, die in ihrem Pomp mehr an den Barockstil mahnt, während das geistreiche Spiel der Laune in den Dialogen und den Briefen an die glänzenden Arabesken gemahnt, die über die Wandfüllungen der Rokokosäle hinausgreifen und in ihrem Laufe nur der Laune eines Künstlergeistes gehorchen.

Doch dieser freie Geist, der den Instinkt vergöttert, ist zugleich einer der positivsten Denker seiner Zeit, ja, der erste historische Kopf des Jahrhunderts. Erst der historische Sinn hat den Sinn für alle Relativitäten geweckt: dieser ist ganz einfach Sinn für das Individuelle, für alls Gewordene und Gewachsene in Kunst und Leben, in Politik und Handel. Vielleicht verdankte Galiani seinem künstlerischen Temperament diesen Blick für die relativen Werte aller menschlichen Verhältnisse: auch in dem Theoretiker des „Principe", in Macchiavelli steckte ein Komödiendichter. Galiani war glücklich, daß man ihn mit dem großen Florentiner verglich, und als Verehrer der Wirklichkeit, die jeden bedrängt, scheut er keinen Gegner: sobald er seiner Sache sicher ist, fürchtet er sich nicht, sich selbst der Natur als Gegner gegenüberzustellen. (Dialoge, S. 153). Als Staatsmann

aber läßt er seinen Skeptizismus zu Hause: in der Politik glaubt er an Tatsachen, denen gegenüber eine Formel nur insoferne Wert hat, als sie jene zusammenfaßt. Das Leben selbst ist Gegenwart: dies gilt in erhöhtem Maße für den Staatsmann, der in einem Spiel ungeheurer Kräfte steht, die keine moralische Ausdeutung vertragen. Die Formel für eine solche Politik heißt: On arrivera quand on pourra, mais il faut arriver. Das ist nicht leicht; denn die Mehrzahl der Menschen sind Dummköpfe: Les sots font le texte; mais les gens d'esprit écrivent le commentaire. (An Frau von Epinay, 18. Mai 1771). Das lautet anders als die Gleichheitsformel Rousseaus, der die Entstehung der menschlichen Gesellschaft auf einen Vertrag zurückführen wollte. Galiani erklärt: „Die Natur gibt dem Menschen Gewalt, Freiheit, Besitz, von den Römern occupatio genannt. Die Gesellschaft, d. h. die Gesetze, geben das Recht. Das Recht ist ein Gleichgewicht verschiedener Zweckmäßigkeiten. Utilitas justi prope mater et aequi. Das Recht ist also ein Ergebnis verschiedener Gewalten, und die Gesetze sind ein Beweis für das hohe Alter der Welt, weil es nötig war, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch diese Gewalten zu bestehen. Der Versuch aller dieser Gewalten hat, in letzter Linie, die Gesetze gegeben und das Recht hervorgebracht." (An Frau von Epinay, 9. Februar 1771).

Die Treffsicherheit dieses Geistes ist ganz außerordentlich: im Gegensatze zu den Franzosen vergißt er nie, daß Ursache und Wirkung keine einzelnen Phänomene sind, sondern in innigster Wechselwirkung stehen. Auch dieses Verhältnis deutet auf einen Künstlergeist, der den Zusammenhang der Dinge sieht und im Schauen Genuß und Gewißheit findet, ohne von dem Drange gequält zu werden, seine Erkenntnisse in einem großen Lebenswerke niederzulegen. In einer solchen Natur mag sich das Gefühl bestimmter Überlegenheit sehr wohl mit dem eines klar erkannten Mangels verbinden: Galiani gesteht es ganz ruhig ein: „So bin ich nun einmal, zwei verschiedene Menschen, die in einem zusammengeknetet sind, und doch nicht einmal den Platz eines einzigen ausfüllen." (An Suard, 13. Juli 1770).

10.

Die Weltanſchauung der Briefe Galianis liegt klar zutage; ſie hat keine Hintergründe, die auf eine geheimnisvolle Natur ſchließen laſſen, deren ſchöpferiſche Elemente mit Notwendigkeit wirken und den Träger auf Höhen führen, die er ſelbſt nicht ahnen konnte. Dieſer Intellektualismus eines Mannes, deſſen Sinn für die Wirklichkeiten des Lebens und der Gegenwart genial zu nennen iſt, ſteht nur durch den hiſtoriſchen Sinn des Betrachters im Gegenſatz zu den führenden Zeitgenoſſen in Frankreich; ſonſt hat er alles, was ſie groß und einflußreich macht: Witz, Grazie, Anmut, Feuer, Sinn für glänzende Form und die Forderung des Tages, auch das Tiefſte in leichtem Gewand und gewählter Form vorzubringen. In ſeinem Munde bekommt ſelbſt der Wahlſpruch des naiven Montaigne „Que ſçais-je?“ ein leichteres Ausſehen; dieſes „Übrigens, was weiß man denn?“ entſpringt der gleichen Skepſis und klingt doch viel leichtfertiger, als Bekenntnis einer weniger edlen Seele, die in dem Feuereifer der dogmatiſchen Freunde lediglich ein beglückendes Schauſpiel genießt. Auch Galiani lebt dem Tage: alle ſeine Bekenntniſſe fließen aus dem täglichen Behagen, das der Erkenner ſelbſt vor den Abgründen des Lebens empfinden mag; aber er weiß recht wohl, daß nur mittelmäßige Geiſter den Jargon der Mode reden, während große Naturen, die ſich ihrer Auserleſenheit bewußt ſind, Ruhm und Beifall gering ſchätzen.

Die Begeiſterung muß blind ſein, wenn ſie auf Höhen und Gipfel gelangen will. Galiani aber iſt ganz ungeheure Klarheit, und juſt dieſe Klarheit hindert ihn vielleicht daran, ein Werk zu ſchaffen, das uns ſein Weſen in jener Steigerung zeigte, deren der ſchaffende Menſch fähig iſt. Schriftſteller und Denker, die nicht größer ſind als ihre Bücher, pflegen in der Regel keine umfaſſenden Geiſter zu ſein; Galiani aber iſt viel bedeutender als ſeine Bücher und ſeine Briefe: dies gibt ſeinen Ergüſſen des Augenblicks einen ganz beſonderen Nachhall, den nur wir empfinden. Die Männer und Frauen, zu denen er in ſeinen Epiſteln ſpricht, ſind ſtärker im Banne der Zeit befangen als der geiſtvolle Abbate, der ſeine Überlegenheit als Lachender

genießt; aber sie glauben mit Inbrunst an ihr Werk, und so vermögen sie in höchstem Sinne auf die Zeit zu wirken. Mit dieser Feststellung ist aber auch ihr Schicksal vor der Nachwelt umschrieben: wer ganz in seiner Zeit aufgeht, hat wenig Aussicht, andauernd auf die Zukunft zu wirken; er wird sehr bald zu einer historischen Größe, die als Element der Entwicklung nur von jenen Menschen geschätzt wird, die ein Organ für die Vergangenheit haben. In jedem großen Geiste muß etwas walten, was, oft zum Leiden seines Trägers, gegen den Tag steht und, als außerzeitlich, über Wahn und Meinen der kurzsichtigen Zeitgenossen hinausweist. Nur durch dieses Außerzeitliche sind wir mit der Zukunft oder mit der Ewigkeit verbunden; es wird uns in höherem Sinn zum Schicksal, es reiht uns in die große Gemeinde derer ein, die als Einzige immer nur zu Einzigen sprechen. Ein solches Schicksal kann sehr wohl eine Tragödie bedeuten. Das Los der Naturen aber, denen es vergönnt war, in höchstem Sinne auf die Zeit zu wirken, ist in anderer Weise bitter: sie müssen es nicht selten erleben, daß sich ihr Werk gegen sie selbst wendet. Das Leben duldet keine Erstarrung, und die individuelle Beschränkung, die in dem Schicksalsmanne waltet, darf niemals zum Hemmnis anderer Naturen werden. Diese Erkenntnis ist die Melancholie der großen Mittagsstunde, die den schöpferischen Menschen befällt, wenn ihm, oft plötzlich, der Sinn seines Weges aufgeht. Zum Glücke ist sie nur in wenigen Menschen lebendig, und zumal der Skeptiker läuft keine Gefahr, von ihr befallen zu werden. Es besteht kein Zweifel, daß die „Philosophen", die Galiani als Denker überragte, eine neue Epoche des Menschengeschlechtes heraufgeführt haben; aber wir, die wir die Früchte ihrer Lebensarbeit genießen, müssen uns einigen Zwang antun, um ihnen vollständig gerecht zu werden und sie nicht flach, unkünstlerisch, instinktlos zu finden. Galiani ist einem solchen Urteil, das, im Dienste freien, fortschreitenden Lebens, oft genug ungerecht sein muß, nicht ausgesetzt: er wirkt ganz unmittelbar auf uns, wie alle geistige Überlegenheit, die einer wirklichen Natur entspringt. Schon die lapidare Form, in der er seinen Skeptizismus äußert, sichert ihm den Beifall geistvoller Weltmenschen oder kühler Denker, die

immer wieder ſein Wort wiederholen werden: Wir wiſſen zu wenig von der Natur, um Syſteme bauen zu dürfen! Auch ſeine Unarten oder ſeine immoraliſtiſchen Paradoxe, in denen ſtets ein Kern von Wahrheit ſteckt, erhalten das Intereſſe an der außerordentlichen Perſönlichkeit des Epikuräers wach, der auch da Herrenmenſch und Pſychologe iſt, wo er als Staatsmann, oder als Harlekin, oder als Philoſoph ſpricht, der fertig in das Leben tritt und des Glaubens bleibt, das Herz habe noch nie jemand getötet. „Alle großen Menſchen waren intolerant, und man muß es ſein.“ „Ich weiß, ich! daß ohne die Tugenden der Duldſamkeit, des Verzeihens, und ohne dieſe Mönchereien die Römer das größte Weltreich gegründet haben. Und ich weiß, daß, mit andern Grundſätzen, die Modernen überall Pygmäen und Schweine geblieben ſind!“ (27. Juli 1770). „Alles in unſerem Kopf iſt optiſch. Wir ſind nicht für die Wahrheit geſchaffen, und die Wahrheit geht uns nichts an. Die optiſche Täuſchung allein iſt erſtrebenswert.“ (18. Dezember 1773). In dieſen Äußerungen eines Unzeitgemäßen offenbart ſich ein äſthetiſcher Herrenmenſch, der von dem Leben nur verlangt, daß es ſchön und groß ſei, und ſeinen Hochmut des Geiſtes als ungeheure Luſt empfindet. Wir ſind damit am Gegenpol der franzöſiſchen Aufklärung angelangt.

Wir werden dieſe Stimme immer vernehmen, wenn wir das achtzehnte Jahrhundert durchwandern; aber dem Schickſal, das aus allen Geſtalten der Vergangenheit Phantome macht, die nur dann zu ſprechen anfangen, wenn wir ihnen von unſerm Blut zu trinken geben, iſt auch dieſer glückliche Zweifler nicht entronnen.

Auf Menſchen, die, zu ihrem Glücke, auf ihrer Einſeitigkeit beharren, fällt oft ein Licht, wenn wir ihre Antipoden betrachten. Das achtzehnte Jahrhundert, das Galiani als trübgeſtimmter Beobachter zu Ende gehen ſah, hat die ſchöne Seele geſchaffen, d. h. ein Weſen, in dem die anmutige Verſtandesklarheit der Zeit mit allen Mächten des Gemütes zuſammenwirkt, um jenen Seelenzuſtand hervorzubringen, der alles mit dem Gefühl erfaßt. Irrtum und Wahrheit ſpielen in ſolchen Naturen, die alles auf ihre innere Welt beziehen, eine andere Rolle als bei dem Skeptiker: ſie haben,

um es kurz zu sagen, als Quellen des Lebens oft gleichen Wert. Das Wort: Unsere Genialität besteht darin, daß wir leben, ist die höchste Steigerung, deren schöne Seelen fähig sind: sie teilen diese Erkenntnis mit allen Naturen, die auch im Übermaße des Gefühls noch ein Mittel finden, dem Augenblicke zu entrinnen, wenn er als Last empfunden wird. Galiani hat nichts mit diesen gemein; er ist, als ästhetischer Vernunftmensch, das reine Gegenteil einer schönen Seele.

Über jeder Zeit aber schwebt ein Idealbild, das ihr zum Schicksal wird, insofern es zu Traum und Taten anregt. Oft liegt dieses Bild in der Vergangenheit, und die Gegenwart bemüht sich, ihre lichten Gestalten in das Leben des Tages herabzuziehen; oft findet eine reiche Epoche erst in ihrem Herbste jene Verklärung, die ihr bestes für die Nachwelt rettet. Diese Verklärung ist immer das Werk schaffender Menschen, und damit sind wir wieder beim schöpferischen Individuum angelangt, dessen Wesen ein Geheimnis ist und unerschöpflich bleibt.

Der einzige Dichter, den das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich hervorgebracht hat, ist ein Maler, der große Watteau, ein einsamer Mensch, dessen Gebilde der Sehnsucht des Leidenden entstiegen sind. Die Schönheit ist immer nur das Werk eines Einzelnen! In der Welt dieses malenden Träumers ist alles Schönheit geworden, was das Ancien régime ersehnte und vergötterte; die Anmut der Frauen, die Landschaft, in der sich die Lebensgötter ihrer Zeit in Duft und Licht ergehen, die Fahrt nach der Liebesinsel Cythere, die das ganze Jahrhundert mit der Sinnlichkeit alter Rassen sucht, das Spiel des Krieges und der Bühne. Die Bilder des Malers der galanten Feste haben deshalb doppelten Wert: als Zeugnisse eines außerordentlichen Talents, das im Dienste eines zarten Temperamentes stand, und als Dokumente einer Epoche, die in der Kunst den großen Schmerz nicht kannte.

Ausgesungen aber hat sich die aristokratische Kultur des galanten Jahrhunderts in einem deutschen Meister: in Wolfgang Amadeus Mozart, den Galiani kannte. In seinem Werk sind alle Grundinstinkte und Neigungen der Zeit: die verliebte Schwärmerei, die anmutige Verklärung des Alltags, die südliche Grazie, die leichte Tränenseligkeit, das geistreiche Spiel mit

den Mächten des Schicksals Adel und sinnliche Schönheit geworden. Das Schönheitserbe aber, das uns die Vergangenheit hinterläßt, dauert länger, als das Erbe an Geist, obwohl es heißt, daß die am spätesten welkenden Früchte am Baume der Welt die des Geistes seien. Aber der Geist muß immer auf einen Menschen zurückleiten, dem der Reiz des Persönlichsten entströmt, und je tiefer dieser Mensch ist, desto stärker wird dieser Zauber auf Nachgeborene wirken, die in allen großen Geistern nur eine einzige Gemeinde ehren.

Vorbemerkung

Die Briefe Galianis haben ihre Geſchichte. Gegen 1816 bereitete der Literat Ginguené (1748—1816), der Mitglied des Inſtituts war und ſich eines gewiſſen Rufes als Kritiker erfreute, eine Ausgabe der Briefe des Abbé vor, die in ſeinem Beſitz waren. Da er vor der Ausführung ſeines Planes ſtarb, übertrug ſeine Witwe die ganze Angelegenheit dem Literaten Barbier (1765—1832), der Bibliothekar Napoleons geweſen war und ſich mit Eifer der Sache widmete. Barbier war mit ſeiner Arbeit faſt fertig, als ſich Schwierigkeiten mit den Verlegern Treuttel und Würtz ergaben. Ein Italiener Salfi, (1759—1832), machte daraufhin die Ausgabe druckreif und ſtellte ihr die Notiz Ginguenés über Galiani voran. Inzwiſchen hatte der Bibliothekar am Militärprytaneum, Serieys (1755—1818), von den Briefen Galianis gehört. Es gelang ihm, ſich Abſchriften davon zu verſchaffen, und ohne eine Minute zu verlieren gab er ſie in Druck: ſie erſchienen 1818 bei Dentu in Paris in zwei Bänden, noch ehe die von Barbier und Salfi beſorgte Ausgabe herauskam. Dieſe erſchien vier Wochen ſpäter, mit dem Titelvermerk: Edition imprimée sur le manuscrit autographe de l'auteur, revue et accompagnée de notes, précédée d'une notice historique sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par feu Ginguené, avec des notes par M. Salfi. 2 vol.

Dieſe zweite Ausgabe iſt weniger vollſtändiger als die Serieys'ſche; die Briefe an Frau von Belſunce fehlen, und zahlreiche Stellen, die dem Herausgeber zu gewagt erſchienen, ſind einfach ausgelaſſen, von den Fehlern im Text gar nicht zu reden. Dennoch iſt ſie beſſer als die von Serieys beſorgte, der ſich nicht nur die größten Freiheiten in der Textbehandlung

geſtattete, ſondern auch ganze Sätze oder Briefe eigener Erfindung hinzufügte. Die Zeitgenoſſen urteilten gleich ſtreng über beide Ausgaben.

Die dritte Ausgabe, die im Jahre 1882 erſchien, beſorgte Eugène Aſſe: Lettres de l'Abbé Galiani à Madame d'Epinay, Voltaire, Diderot, Grimm, le Baron d'Holbach, Morellet, Suard, d'Alembert, Marmontel, la Vicomtesse de Belsunce etc. Publiées d'après les Editions originales. Augmentées de variantes, de nombreuses notes et d'un Index, avec notice biographique. 2 vol. Paris, 1882. G. Charpentier. Die beiden Originalausgaben, die Aſſe zugrunde legt, ſind die beiden vorgenannten Ausgaben von Barbier und Serieys, und er glaubte den richtigen Text durch deren Vergleichung zu finden.

Die erſte Ausgabe der Briefe Galianis, die allen kritiſchen Anforderungen genügt, iſt 1890 bei Calman Levy in Paris erſchienen, unter dem Titel: L'Abbé F. Galiani. Correspondance avec Madame d'Epinay, Madame Necker, Madame Geoffrin, Diderot, Grimm, d'Alembert, de Sartine, d'Holbach, etc. Entièrement rétablie d'après les textes originaux, augmenteé de tous les passages supprimés et d'un grand nombre de lettres inédites. Avec une étude sur la vie et les oeuvres de Galiani par Lucien Perey et Gaston Maugras. 2. vols. Das Einzige, was in dieſer ausgezeichneten Ausgabe nicht den Anforderungen entſpricht, die wir an ein ſolches Werk ſtellen dürfen, ſind die Noten, die ſelbſt dem franzöſiſchen Publikum, das mit den Verhältniſſen des achtzehnten Jahrhunderts vertraut iſt, nicht genügen können. In dieſem Punkte iſt ihr die Aſſe'ſche entſchieden überlegen.

Der ſorgfältigen Übertragung der Briefe Galianis, die wir hiermit den Deutſchen bieten, liegt die Ausgabe von Perey und Maugras zugrunde. Die Fußnoten ſind als Ergänzung der Einleitung gedacht, wobei die Faſſung der franzöſiſchen Anmerkungen, ſoweit ſie in Frage kamen, jene Form oder Erweiterung gefunden hat, die der Geſichtskreis des deutſchen Leſers, dem das Ancien régime eine fremde Welt iſt, verlangt.

Zum Schluſſe ſei es mir geſtattet, dieſer Vorbemerkung noch ein Wort hinzuzufügen. Wer unſere Klaſſiker kennt, weiß, was

ſie den Franzoſen ſchulden, und beſonders Goethe wird nicht müde, die Förderung, die er durch ſie erfahren, dankbar anzuerkennen. Was das deutſche Publikum von franzöſiſcher Kultur und Literatur gewöhnlich zu Geſicht bekommt, gehört zu jenen Äußerungen des galliſchen Volksgeiſtes, die dieſem im allgemeinen nicht zur Ehre gereichen. Daneben gibt es, in Vergangenheit und Gegenwart, eine eſoteriſche franzöſiſche Literatur, als deren Schöpfer die Franzoſen Anſpruch haben, Erzieher zur Form genannt zu werden. Heute, wo die Formloſigkeit in künſtleriſchem Sinne zu einer nationalen Gefahr zu werden droht, mag es geſtattet ſein, auf dieſen Dienſt, den uns die franzöſiſche Kultur leiſten kann, mit Nachdruck hinzuweiſen: auch die Briefe Galianis gehören, von ihrem außerordentlichen Gehalt abgeſehen, zu den Werken, in denen der Geiſt lebt, der ſeinen Reiz nicht zum wenigſten der Form verdankt, die nur ein Ausdruck ungeheurer Klarheit und unendlicher Grazie iſt.

München-Bogenhauſen, im Oktober 1906.

Wilhelm Weigand

Die Briefe des Abbé Galiani

Peint par L. M. Vanloo: en Gravé par B. L. Henriquez, Graveur de S. M. I. de toutes les Russies, et de l'Académie Imperiale des Beaux Arts de S.t Pétersbourg.

1.

An Frau von Epinay.

Paris, den 2. Februar 1765.

Donnerstag war ich bei Ihnen, Madame. Zum Glück für Sie waren Sie ausgegangen. Ich kam nämlich in der Absicht, Sie tüchtig auszuschelten. Sie haben also vergessen, daß ich Sie bat, das fragliche Manuskript nicht aus der Hand zu geben? Wollte ich mich rächen, so würde ich Ihnen die Orangenrationen aus Malta beschneiden — aber mein großmütiges Herz rächt sich nur in Wohltaten. Ich habe zur Vergeltung alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um eine noch stärkere Dosis davon zu erhalten.

Doch zur Sache: Alles, was Sie über das Stück sagen, ist ja schön und gut; aber ich werde, nachdem ich drei Sitzungen darauf verwandt, keine Viertelstunde meiner Zeit mehr auf die Franzosen der Levante[1] verwenden. Den Rest werden die Französinnen des Abendlandes in Anspruch nehmen. Können Sie also in drei Sitzungen ein Stück von fünf, sechs, sieben, zehn Akten daraus machen, so werde ich mich darüber freuen. Verfahren Sie ganz nach Ihrem Belieben, ich bin damit fertig.

Die schlechteste Münze, Madame, in der man seine Freunde bezahlen kann, sind Ratschläge; Hilfsleistungen sind die einzig gute. Könnten Sie mich mit irgendwelchen Hilfsleistungen von vollgültigem Wert belohnen, so wäre ich Ihnen sehr verbunden. Ihre Ratschläge sind Wechsel auf die Kolonien,[2] die

[1]) Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Gesellschaftskomödie „Les Français dans le Levant", an der Galiani mitgearbeitet haben mochte, wie später an der Oper „Socrate". [2]) Anspielung auf den Dreimillionen-Bankrott des Jesuiten La Valette, auf den Antillen im Jahre 1762, wodurch die Wechsel auf die Kolonien wertlos wurden.

entweder gar nichts mehr gelten oder wenigstens an der Börse sehr niedrig bewertet werden.

Stil und Szenenführung meines Stückes will ich überarbeiten. Machen Sie mir die Rolle des Konsuls vornehmer, den Kammerdiener amüsant, den Blaustrumpf lächerlich — darum möchte ich Sie bitten. Manche Szene sollte verlängert werden. Wollen Sie sich soviel Mühe nicht geben, so streichen Sie mir wenigstens Sprachfehler und Verstöße gegen den Stil an, und was Ihnen besonders unangenehm auffällt. Im übrigen: ändern Sie alles oder ändern Sie nichts. In jedem Fall aber verlegen Sie mir das Original nicht — denn ich habe keine Abschrift davon — und schicken Sie es mir wenn möglich sofort zurück, wenn Sie es nicht mehr brauchen. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich anderer Leute Fehler recht gut verbessern kann. Aber meine eigenen kann ich nicht verbessern; verstünde ich das, so würde ich damit anfangen, sie zu unterlassen. Kurz, aus einem Stück, das nicht das meinige war, habe ich das von Ihnen gelesene gemacht. Jetzt ist die Reihe an Ihnen und nicht an mir. Ich kann nichts mehr hinzufügen noch fortnehmen. Ich habe nur noch eines zu sagen, nämlich, daß ich Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener bin.

2.

An Herrn Trudaine de Montigny.[1]

Rue des Vieilles Audriettes, au Marais.

Freitag, den 17. April 1767.

Mein Herr,

wie steht's mit meinen Fächern? Wenn ich sie gehabt hätte, so hätte ich sie durch Herrn Vicomte Choiseul[2] geschickt und könnte mit Cäsar rufen: Ich kam, ich sah, ich siegte! Statt dessen

[1]) Generalintendant der Finanzen, bekannt wegen seiner Uneigennützigkeit.
[2]) Der Vetter des Herzogs von Choiseul, des Ministers und Günstlings der Pompadour, der auch nach dem Sturze seines Onkels durch unwürdige Kriecherei seine Stellung am Hofe Ludwigs XV. zu bewahren wußte. Er galt als Literaturfreund und dichtete Chansons, als Günstling einer Monarchie, die bekanntlich durch Chansons „gemildert" wurde.

kann ich jetzt nur noch eins sagen (und das ist herzlich wenig): ich bin mit einer Hochachtung, die so groß ist wie meine Ungeduld wieder in den Besitz der Fächer zu kommen, Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener.

P. S. Der Marquis Tanucci beauftragt mich in seinem Briefe, Ihnen zu danken und Ihrem Gerechtigkeitsgefühl seinen Beifall auszusprechen; ich teilte ihm nämlich mit, daß Sie mir Hoffnung auf Zurückerstattung der Fächer machten, falls diese sich wiederfinden. Ich werde Ihnen seinen Brief zeigen, sobald ich das Vergnügen habe, Sie zu sehen, aber ich wage es nicht, ohne die Fächer zu Ihnen zu kommen, weil das nach chinesischer Auffassung eine sehr große Unhöflichkeit sein würde; denn wie Sie wissen, liebe, ehre und achte ich in der Welt nach Ihnen nichts so sehr als Con-fu-tse, seine Moral und seine Fächer.[1]

3.

An den Marquis Tanucci.

Ich antworte verkehrt herum, d. h. ich fange mit dem an, womit der Brief Eurer Exzellenz schließt. Ich meine: mit den Fächern der liebenswürdigen Marquise von Ligneville. Cantillana[2] ist uns nicht notwendig, daher nicht einmal nützlich. Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent. In den drei Tagen, seitdem ich Euer Exzellenz Befehle erhielt, habe ich folgendes getan:

Zu beginnen war mit den Personalien: das Datum mußte herausgefunden werden, an dem die Fächer angehalten worden sind, und durch wen es geschah; dann muß das Knäuel entwirrt werden, bis man entdeckt, was aus ihnen geworden ist. —

[1]) Die beiden folgenden Briefe an den Marquis Tanucci, den neapolitanischen Minister und Gönner Galianis, geben nähere Auskunft über die Geschichte mit den Fächern, die damals zu einer diplomatischen Affaire aufgebauscht wurde. Der Sohn des Grafen Warwick, Lord Greville, war von Lady Spencer beauftragt worden, der Marquise von Ligneville in Neapel sieben Fächer zu überbringen, die in Boulogne oder Calais als Schmuggelware beschlagnahmt wurden. Lord Greville beklagte sich in Paris beim englischen Gesandten, und Galiani bemühte sich um die Freigebung der Fächer. [2]) Der neapolitanische Gesandte in Paris.

Jetzt bitte ich Eure Exzellenz zuzuhören; Sie werden starr sein: Der Gesandte hier hat niemals einen Milord Granville noch irgend einen Lord ähnlichen Namens weder gesehen noch gekannt. Sein Gesandtschaftssekretär, Herr Porten, kennt ebenfalls diesen vorgeblichen Milord Granville nicht und hat auch keine Beschwerde über irgend ein Anhalten von Gegenständen an den Zollstationen von Boulogne und Calais von ihm erhalten, hat auch nie etwas davon gehört, daß irgend einem Engländer Fächer fortgenommen worden seien. Jetzt fehlen uns also die „Personalien", Antonino di Laura würde sagen: l'ingenere. Eure Exzellenz wolle jedoch bemerken, daß der Gesandte und sein Sekretär erst im Monat September von England hier eingetroffen sind. Wenn die Sache früher passiert ist, so wäre eine ‚action rétrospective' vonnöten. Ich ersehe nicht deutlich aus dem Brief Eurer Exzellenz, ob Milord Granville in Neapel ist oder nicht, und ob die Marquise aus seinem eigenen Munde oder durch schriftliche Nachricht vom Verschwinden ihrer Fächer hörte.

Kurz, soviel wir unser Hirn zermarterten, wir fanden nur eine Madame Greville, die Frau eines englischen Gesandten beim Reichstag zu Regensburg, die im Monat September hier durchgekommen ist. All ihr Gepäck wurde in Calais angehalten, weil sie sich nicht mit den nötigen Freipässen versehen hatte. Aber der liebenswürdige Herzog von Choiseul ließ ihr diese ausstellen und all ihre Sachen zurückerstatten. Ich weiß nicht, ob diese Angelegenheit mit der unsrigen zu tun hat. Geschlecht und Namen sind anders. Wie kann eine Dame, die in Neapel ist, in Zusammenhang stehen, nicht etwa mit der Milchdiät oder mit der Pythagoräischen Diät, sondern mit der diète[1] von Regensburg? Und welch sonderbarer Weg wäre das für die Zusendung von Fächern!

Antonio Frabutto würde sagen, diese Fächer sind eine zorbia.[2] Entweder existierten sie überhaupt nicht, oder Lord Granville hat sie sich angeeignet; er hat der Marquise dieses Märchen aufgebunden und sie irgend einem jungen Ding geschenkt,

[1]) Reichstag. Das Wortspiel läßt sich deutsch nicht wiedergeben. [2]) Dialektwort: hier wohl Wirrwarr, von turbatio, Verwirrung.

das vielleicht jetzt gerade ſich damit fächelt und unſre gute Marquiſe auslacht! Sei dem, wie ihm ſei, ich werde nicht nachlaſſen und auch nicht daran verzweifeln; ſind die Fächer wirklich vorhanden, ſo werde ich ſie ſuchen, ihnen nachſpüren, ich werde auf ſie Jagd machen, wo ſie auch verborgen ſeien, und wäre es auch auf Apollos Dreifuß oder in Jupiters Schoß; und findet man ſie, ſo wird es leicht ſein, ſich ihrer zu bemächtigen . . . .

4.

An denſelben.

Möge Eure Exzellenz nicht glauben, daß Ihre Fächer mich abgekühlt haben — ich bin gelaufen, habe geſchwitzt, habe mehr ausgehalten als Cicero für Brutus. Ich habe an Caraccioli[1] nach London geſchrieben, um durch Lady Spencer Aufklärungen zu erhalten. Sie war auf dem Lande; endlich hat er ſie geſehen und mir geſtern geſchrieben. Milord Greville, der Sohn des Grafen Warwick, hat die Fächer gehabt. Das iſt endlich einmal ein ‚Personale'! Ich habe ſofort an den engliſchen Geſandten geſchrieben, der mir antwortete, er habe dieſen Lord nie geſehen, denn der ſei vor ſeiner Ankunft durchpaſſiert. Da iſt auch endlich eine Zeitangabe. Die Beſchlagnahme muß im Juli oder Auguſt ſtattgefunden haben. Ich habe den gefälligen Herrn Trudaine benachrichtigt, und er verſprach, mir die Fächer, falls ſie exiſtieren, ſofort zurückzuerſtatten. Morgen alſo wird die Lunte an die Mine gelegt, und es wird ſich zeigen, ob ich dann wie Petrarca ſagen kann: man wird den Knall bis Rom hören!

5.

An denſelben.

Heureka! Heureka! Wollen Eure Exzellenz mir eine Hekatombe Fliegen opfern! Die Fächer ſind gefunden. Dieſe Woche werden ſie in meine Hände kommen, und ich werde ſie ſofort

[1]) Den neapolitaniſchen Geſandten.

abſchicken; das heißt: wenn der Vicomte Choiſeul noch nicht abgereiſt iſt. Möge Eure Exzellenz jetzt der guten Ordnung, die in der Finanzverwaltung herrſcht, Gerechtigkeit widerfahren laſſen! Die Fächer wurden Lord Greville nicht abgenommen, ſondern in der Unerfahrenheit und Eilfertigkeit ſeiner Jugend ließ er ſie einfach da, weil ihm die nötigen Formalitäten der Verzollung zu unbequem waren. Man hob ſie für ihn unter ſeinem Namen in Boulogne auf, und darum mußte ich ſchriftlich erklären, ich würde ihm Rechenſchaft darüber ablegen, falls er ſie zurückverlangen ſollte. Laſſen wir auch der Liebenswürdigkeit und freundlichen Hilfe des Freundes Trudaine von Montigny Gerechtigkeit widerfahren, er hat alle Nachforſchungen ſelbſt gemacht und nicht geduldet, daß ſich ein andrer darum bemühte!

6.

An Frau Necker.[1]

Rue Cléry, Hotel Le Blanc.

Montag.

Madame!

Wären Sie weniger gut, ſo würden Sie mich weniger ſchuldbewußt machen, und das wäre mir weit angenehmer; denn ich bin ſo ſehr gewöhnt, im Unrecht zu ſein, daß ich mich darin wohl fühle wie der Fiſch im Waſſer. Wahrhaftig, ich habe ſo viel Verlegenheiten, Verdrießlichkeiten und, ſeit meiner Rückkehr von Compiègne, ſo viel Beſorgungen zu machen gehabt, daß es mir unmöglich war, zu Ihnen zu kommen. Und da dieſe Angelegenheiten noch nicht erledigt ſind, kann ich auch der Vorſtellung von ‚Cosroès'[2] nicht beiwohnen — was mir ſehr wenig ausmacht — und kann alſo auch nicht in Ihrer Loge ſein, was mir ein viel ſchwereres Opfer bedeutet.

---

[1]) Galiani gehörte zu den Gäſten des Salons, in dem die Gemahlin des nachmaligen Miniſters auch die Freigeiſter von der Gilde der „Philoſophen" empfing, trotzdem ihr dies von Genf aus ſehr verübelt wurde. Später verkehrten im Hotel Le Blanc hauptſächlich die fremden Diplomaten. [2]) Tragödie des Dichters Lefèvre, die im September 1767 zum erſten Male aufgeführt wurde.

Auf die Verſicherung Ihrer Bewunderung für mich, muß ich antworten: Madame, ich bin ſehr traurig, kein anderes Gefühl in Ihnen wecken zu können; aber ich räche mich damit, indem ich höchlich bewundere, daß Sie mich bewundern. Vielleicht wird einſt eine Zeit kommen, wo dieſe heftigen Gefühle andern natürlicheren und bequemeren Platz machen; dieſen Zeitpunkt erwartend, — weil ich ja doch nichts Beſſeres tun kann — bin ich mit grenzenloſer Hochachtung

Ihr ſehr ergebener gehorſamſter Diener.

P.S. Ich weiß noch nicht, wie ich über Donnerstag verfügen kann, aber ſicher werde ich am Freitag[1] bei Ihnen erſcheinen.

7.

An dieſelbe.

Genua, den 17. Juli 1769.

Madame,

unter der großen Zahl der von mir geliebten Perſonen, die ich in Paris zurückgelaſſen habe, war es mir unmöglich, den oder diejenige auszuwählen, die die Erſtlinge meiner Briefe empfangen würden; ich hatte beſchloſſen, ſie der zu widmen, von der ich zuerſt träumen würde. Denken Sie ſich, Madame, von Ihnen habe ich zuerſt von allen geträumt! Zuerſt von allen, und zwar ohne jede Ausnahme! Die Sache iſt ſonderbar, aber gewiß und wahrhaftig wahr! Ich träumte, Sie wären in einer Stadt halbwegs von Paris nach Marſeille, ich beſuchte Sie auf meiner Reiſe und war entzückt, bei Ihnen Suard,[2] Mar-

[1]) Der Empfangstag im Hotel Le Blanc. In ſeinem „Sermon philosophique prononcé le jour de l'an 1770 dans la grande synagogue de la Rue Royale, Butte Saint-Roch“ bedauert Grimm in ſcherzhaftem Tone, daß der Koch der Frau Necker ſich nicht der gleichen Sympathie erfreute, die die „Kirche“ dem Hausherrn und ſeiner Gattin entgegenbrachte. [2]) Johann Baptiſt Anton, 1734—1817, Literat und Journaliſt.

montel[1] und — o besondere Freude! — Ihren Gatten zu finden. Man hatte soeben erfahren, daß Herr Gatti[2] bei Chanteloup[3] auf der Jagd erschossen worden sei. Gatti kam hinzu und erzählte uns selbst, auf welche Weise er getötet wurde. All dies erschien mir im Traum sehr natürlich und sehr vernünftig. Ich lag halb ausgestreckt auf einem Sofa, Sie saßen bei mir mit gerührter Miene. Ich bewunderte Ihren Pantoffel, und als guter Architekt berechnete ich, nach den Regeln des Vitruvius, nach der Schönheit des Fußgestells die Schönheit der Säule. Sie fanden wie gewöhnlich das alles sehr erstaunlich und sehr gleichgültig, wie es ebenfalls Ihre lobenswerte Gewohnheit ist. Sie zogen Ihren Pantoffel zurück. Ich fuhr plötzlich aus dem Schlafe auf. Wo ist Madame Necker? Wo ist der Pantoffel? Alles war verschwunden. Statt auf einem guten Sofa fand ich mich auf einem entsetzlich harten Bett, und, anstatt inmitten meiner Freunde zu sein, war ich von Wanzen umwimmelt. O welche Katastrophe!

Aber bin ich denn wirklich abgereist? Habe ich denn wirklich Paris lassen können? Wo, wie, durch welches Tor? wie ist es geschehen? Ich begreife nichts von allem. Nein, es ist ja nicht möglich! Ich bin ja in Paris, ich höre Ihnen zu, ich bewundere Sie, ich finde Sie unnachahmlich.

Und was machen die Ungeheuer Ihrer Umgebung? Warum

---

[1]) Johann Franz, geboren 11. Juli 1723 zu Bort im Limousin, gestorben 31. Dezember 1799 zu Abbeville, wohin sich der „secrétaire perpétuel de l'Académie Française" vor den Stürmen der Revolution geflüchtet hatte. Seine „Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfants" haben viele Auflagen erlebt und verschiedene Beurteilung gefunden. Eine deutsche Ausgabe von Wilhelm Becker und Nikolaus Peter Stampeel ist in Leipzig 1805—06 in 4 Bänden erschienen. M. gehörte zu den Literaten, deren Strebertum in den schöngeistigen Neigungen der Gesellschaft des „Ancien régime" einen bequemen Tummelplatz fand. [2]) Florentiner Arzt, der zu den Freunden des Hauses Choiseul gehörte. Er war von dem Herzog berufen worden, um die Impfung in Frankreich einzuführen. [3]) Die herrliche Besitzung des Herzogs von Choiseul, wohin dieser am 24. Dezember 1771 ins Exil geschickt wurde, das sich der leichtsinnige Grandseigneur durch fürstlichen Aufwand zu erheitern suchte. Heute ist von dem Bau, der sechs Kilometer von Amboise entfernt lag, nur mehr ein siebenstöckiger Turm in chinesischem Pagodenstil vorhanden. Unter der Restauration gehörte das vielgenannte Schloß dem Herzog von Orleans.

ſchreiben ſie mir nicht? Barbaren! Madame, bezahlen Sie für ſie alle und beſchämen Sie ihren Geiz! Schreiben Sie mir einen Brief und nehmen Sie ſich zum Muſter die Briefe, die Ihr Herr Gemahl von ſeinem Freund aus Bicêtre bekommt: zweiundfünfzig Bogen, gut gemeſſen![1]

Übrigens ſehen Sie am Datum dieſer Briefe, daß es einen Monat und länger her iſt, ſeitdem ich Sie nur im Traum geſehen habe, daß ich körperlich in Genua bin, das heißt: daß ich nicht in Paris bin; überall aber bin ich

Ihr ſehr ergebener und gehorſamer Diener.

8.

An Frau von Epinay.[2]

Rue Sainte-Anne, an der Rue Neuve des Petits-Champs vorüber, 2. Torweg rechts, erſtes Stockwerk, Paris.

Genua, den 17. Juli 1769.

Madame,

ich bin noch immer untröſtlich, daß ich Paris verlaſſen habe, und noch untröſtlicher, daß ich keine Nachrichten weder von

---

[1]) Herr und Frau Necker hatten von einem gewiſſen Herrn Daunon de Guitry gehört, den ſeine Frau als wahnſinnig in Bicêtre habe einſperren laſſen, um ihre Sprünge machen zu können. Das Ehepaar Necker ließ ſich den Gefangenen vorſtellen, der auf alle Fragen ruhig Antwort gab und nur bemerkte, er ſei früher nicht ganz bei Verſtand geweſen, jetzt aber wieder geſund, und werde nur gefangen gehalten, damit man frei über ſein Vermögen verfügen könne. Necker verſprach dem Manne, er wolle ſich beim Könige für ihn verwenden. Doch während Frau Necker ſich die nötigen Notizen machte, fragte ſie der Gefangene leiſe: „Wiſſen Sie, was ich in dieſem Augenblick tue? Ich piſſe Sie an.“ Frau Necker lief zu ihrem Wagen, wo ihr Gemahl ſchon auf ſie wartete. „Ich kann nicht widerſtehen,“ ſchrie der Gefangene, indem er Herrn Necker einen Fußtritt gab; „man hat nicht ein zweites Mal eine ſolche Gelegenheit.“ Die zahlreichen Briefe, die das Opfer der Privatwillkür ſpäter an Necker ſchrieb, blieben unbeantwortet. [2]) Dieſen Brief hatte Grimm ſeiner „Correspondance littéraire“ (Januar 1771, t. XI. p. 222) eingefügt, mit folgender Einleitung, die zugleich zeigen mag, wie die „Sekte“ ſcherzte: „Ich will dieſen Briefwechſel (den Vol-

Ihnen noch vom faulen Philoſophen[1] erhalten habe. Iſt's denn möglich, daß dies Ungeheuer in ſeiner Empfindungsloſigkeit nicht ahnt, in wie hohem Grade meine Ehre, mein Ruhm (auf den ich pfeife), und mein Vergnügen und das meiner Freunde (das mir ſehr am Herzen liegt) bei der von mir ihm anvertrauten Angelegenheit beteiligt ſind, und wie ungeduldig ich auf die Nachricht warte, daß endlich die Ladung das Kap umſegelt und den ſchrecklichen Engpaß der Reviſion[2] überſchritten hat. Denn, wenn dies geſchehen iſt, bin ich über alles andere beruhigt.

Meine Reiſe iſt zu Waſſer und zu Lande ſehr glücklich geweſen. Sie iſt ſogar unbegreiflich gut verlaufen. Es war niemals heiß, und auf der Rhône wie auf dem Meer hatten wir immer den Wind im Rücken. Es ſcheint, als helfe alles, um mich von dem fortzutreiben, was ich auf der Welt lieb habe. Der Heroismus wird alſo um ſo größer und bemerkenswerter ſein, wenn ich Elemente, Natur und die gegen mich verſchworenen Götter beſiege und nach Paris zurückkomme. Ja, Paris iſt mein Vaterland. Man kann mich wohl daraus verbannen, ich kehre doch immer wieder zurück. Erwarten Sie mich in der Rue Fromenteau, im vierten Stock, nach hinten hinaus, bei dem majorennen Mädchen Namens ....[3] Da wird

---

taires mit Damilaville) durch Epiſteln erſetzen, die in keiner Weiſe denen des Apoſtelfürſten gleichen, die aber nicht minder originell ſind und vom gleichen Gegenſtande handeln. Seitdem der Abbé Frankreich verlaſſen, hat er eine regelmäßige Korreſpondenz mit einer Schweſter der philoſophiſchen Gemeinſchaft unterhalten. Sein Stil, ſein Weſen, ſeine Weltanſchauung, ſeine Ideen, nichts — abgeſehen von der Einheit des Glaubens und des Dogmas und der gleichen Reinheit der Lehre — erinnert an die Ferney'ſche Mache. Was liegt an der Art, wie das Wort der Vernunft gepredigt wird, wenn uns nur ihr Reich zukommt. Vernehmen wir es denn aus dem Munde unſeres Stellvertreters von Neapel und laſſen wir unſere Herzen ſelig werden durch die Predigt, die uns von einem der größten Lichter zuteil wird, die der Kirche in der letzten Zeit erſtanden ſind." [1]) Diderot. [2]) Korrektur der Dialoge, die Diderot übernommen hatte. [3]) Aus einer Rede des obenerwähnten „Sermon philosophique" geht hervor, daß Galiani nicht nur in der berüchtigten Rue Fromenteau derartige Beſuche zu machen pflegte: „Es wird Euch kund getan, daß auf Befehl unſerer Obern, denen wir uns gleich erachten, und um unſere gerechte Dankbarkeit gegen unſer teueres und verehrungswürdiges Oberhaupt zu bezeigen, an der Pforte dieſes heiligen Ortes eine Kollekte zugunſten der natürlichen Kinder veranſtaltet wird, die unſer reizender Abbé allein oder in Geſellſchaft in verſchiedenen Betten der Straßen

das größte Genie unſerer Zeit hauſen, — Koſt und Wohnung für dreißig Sous den Tag — und wird glücklich ſein. Welch Vergnügen zu ſchwärmen! Leben Sie wohl! Schicken Sie, bitte, Ihre Briefe immer nach dem Geſandtſchaftshotel.[1] Iſt Grimm von ſeiner Reiſe zurück?[2]

9.

An dieſelbe.

Genua, den 14. Auguſt 1769.

Sie haben ganz recht, Madame — keine Kartons! Die Kartons ſind nur zu Buchdeckeln gut. In den Büchern ſind ſie gar nichts wert.[3]

‚Etwas ſchwächliche Stellen' ſind ſicherlich in ſehr großer Zahl vorhanden. Meines Wiſſens wenigſtens fünfzig. Aber in Bezug auf die Witze bin ich ganz und gar nicht Ihrer Meinung, ſondern fand im Gegenteil, es waren nicht genug darin. Sie werden ſagen: „Aber ſie waren nicht eben geſchmackvoll." Ei, um ſo beſſer, Madame. Glauben Sie denn vielleicht, daß alle Leſer Geſchmack haben? Man muß allen Leuten gefallen. Was für ſchlechte Witzchen hat nicht der Patriarch Voltaire drucken laſſen? Kurz, ich hätte alles ſtehen laſſen; ſo hätte vielleicht das Buch bei den Dummköpfen ſein Glück gemacht — denn Dummköpfe gibt es ja immer die ſchwere Menge.

Saint-Honoré, Champfleury, Tiquetonne, der Place Butty und anderer Stadtviertel, Vorſtädte, Vororte, Gerichtsbezirke und Grafſchaften von Paris erzeugt hat, und ſoll das Ergebnis dieſer Kollekte, zuſammen mit den zu gleichem Zwecke gemachten ferneren Stiftungen des genannten Abbé zur Stillung und für andere körperliche und geiſtige Bedürfniſſe oben genannter unſchuldiger Bankerte verwendet werden, unter der beſonderen Vormundſchaft unſeres ehrwürdigen alten Oberhauptes Denis Diderot, des Bruders Angelo Galiani und des Bruders Friedrich Michael Grimm, der ſich vor Euch auf dieſer Kanzel beugt, dies alles im teſtamentariſchen Auftrag des beſagten reizenden Abbé, der ausgeſandt wurde von Neapel und in der Synode dieſer hochanſehnlichen Kirche ſeine Beſtätigung empfangen hat." (Correspondance littéraire, XIX, p. 309, 325). [1]) Um die Porti zu erſparen. [2]) Grimm kehrte erſt am 15. Oktober 1769 von ſeiner Reiſe nach Wien, Berlin und an die kleinen deutſchen Höfe zurück. [3]) „Kartons" nannte man früher auch Einſchiebe- oder Auswechſelblätter.

Aber denken wir nicht mehr daran!

Wenn man erfahren wird, in welch schrecklichem Zustand des Kummers und welcher Bedrückung des Geistes dies unglückselige Werk[1] entworfen, geschrieben, vollendet ist — recht eigentlich eine Frühgeburt! — so wird man dem Verfasser nichts vorwerfen können, und die Herausgeber werden sich mehr Verdienst erwerben, wenn sie es so lassen, wie es ist, als wenn sie es überarbeiten.

Ich erwarte jetzt mit Ungeduld Nachrichten über den Abschluß des Vertrages und über den Ausgang meiner Sache. Ich fürchte, der Keulenschlag, den unser Abbé Morellet gegen die Compagnie des Indes führte,[2] hat die Gemüter so erregt, daß ihnen jede andere politisch-volkswirtschaftliche Frage gleichgültig erscheint. Aber ich werde nach Frankreich kommen, um es ein anderes Mal besser zu machen. Sie glauben, ich scherze? Wirklich nicht. Ich habe absichtlich in Genua meinen Anker ausgeworfen; denn hier ist guter Boden, ich bin sicher vor Ebbe und Flut, und die Meeresströmungen können mich nicht auf die Felsen Neapels treiben. Ich habe Anker und Schiffswinden verdoppelt, und hoffe, mich vom Schiffbruch zu retten. Es handelt sich nicht um mein Vergnügen allein, es handelt sich um mein Leben. Ich fühle, und alle Tage mehr, daß es mir physisch unmöglich ist, fern von Paris zu leben. Beweinen Sie mich für tot, wenn ich nicht wiederkomme.

Sie hätten mir ein großes Vergnügen bereitet, wenn Sie mir mitteilten, wer die gewissen Leute in Neapel sind, die an gewisse Leute in Paris Schlechtes über mich geschrieben haben; ich hätte gern die Einzelheiten gehört, die sie berichtet haben.

---

[1]) Die „Dialogues sur les blés." [2]) Diese war 1664 von Colbert gegründet und 1719 von dem berüchtigten Law reorganisiert worden. Eine Zeit lang beherrschte sie den ganzen französischen Handel mit Westindien. In seinem „Mémoire sur la situation actuelle de la Compagnie des Indes" griff der Abbé Morellet die Gesellschaft heftig an, indem er ausführte, eine vom König subventionierte „Gesellschaft" sei für den Handel Westindiens durchaus keine Notwendigkeit. Die Denkschrift machte ungeheures Aufsehen; sie war der erste Schlag gegen die Gesellschaft. Necker, der zu ihren Gönnern gehörte, erließ eine Gegenschrift, die die Unterdrückung der Gesellschaft unter dem Ministerium Maynon d'Invault nicht verhindern konnte. Die Maßregeln gegen die Compagnie fanden verschiedene Beurteilung, je nach den Interessen oder den handelspolitischen Anschauungen der Zeitgenossen.

Ich beunruhige mich natürlich deswegen kein bißchen. Ich habe das glänzendſte Lob meines Hofes empfangen über meine Talente, meine Rechtſchaffenheit, meinen Eifer und die Dienſte, die ich der Krone geleiſtet habe; dieſe Depeſche machte ſogar die Runde in der ganzen Stadt Neapel. Mein Gehalt als Handelsrat beträgt faſt das Doppelte deſſen, was gewöhnlich die andern erhalten. Sie können alſo meinen Freunden ſagen, daß ihres Freundes Galiani Ehre nicht bedroht iſt. Geld und Würde ſind überaus große Annehmlichkeiten, aber man muß auch die Ehre für etwas rechnen; denn ſie ruft ein gewiſſes angenehmes Jucken hervor, das man ſehr gut ‚Tugendkitzel' nennen könnte.

Die Lobſprüche, mit denen mich mein Hof überhäuft hat, ſind denen ähnlich, die Herr Herzog von Choiſeul über mich ſo liebenswürdig ausgeſprochen hat. Ich bin ihm wahrhaftig tauſendfach verpflichtet, und weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll, um ihm die Gefühle meiner vollen Erkenntlichkeit kundzugeben.

Ich ließ durch den Fürſten Pignatelli[1] meinen lieben Freund Schomberg grüßen. Wenn er über meine Abweſenheit jammert, ſo fluche ich wie ein Grenadier über die ſeine. Er iſt eben Militär, ich bin Abbé. Um mich zu tröſten, leſe ich von Herrn de Silva[2] die ‚Gedanken über die Taktik'; er verlängert die Bajonnette und verkürzt die Gewehre, um mehr Erfolg im Kriege zu haben, wie die Jeſuiten das Kredo verlängerten und die zehn Gebote verkürzten, um beſſer in der Welt durchzukommen; und dann plaudere ich über das Geleſene mit meinem lieben Schomberg, der mich nicht hört. Ja, Himmeldonnerwetter noch mal! ich komme wieder, und ſollte ich alles opfern! Ich *kann* nicht wo anders leben, und es iſt wahrhaftig einerlei, ob man vor Kälte in Paris oder vor Langeweile in Neapel ſtirbt.

Haben Sie mich lieb! Ich verdiene es. Grüßen Sie vielmals all meine Freunde von mir; aber ich habe nicht den Mut, ſie Ihnen zu nennen und ſie vor meinem Geiſt vorbeiſpazieren zu laſſen; denn dann müßte ich mich aus dem Fenſter ſtürzen,

[1]) Ludwig Gonzaga Pignatelli d'Aragon, zweiter Sohn des Grafen Fuentes, ſpaniſchen Geſandten zu Paris, „mestre de camp" (Oberſt) des franzöſiſchen Regimentes, das dem Grafen Gottlob Ludwig von Schomberg gehörte, der mit den Encyclopädiſten befreundet war. [2]) Generalſtabsoffizier des Königs von Sardinien.

und die Wohnungen liegen hier sehr hoch. Sagen Sie nichts der Baronin,[1] denn ich verabscheue sie. Sie liebt ihr Pferd mehr als mich, obgleich ich sie niemals hintenüber geworfen habe. Leben Sie wohl!

10.

An Frau Necker.

Genua, den 28. August 1769.

Madame,

der Teufel hole das Gefühl! Wenn ich welches habe, so möge Gott es mir verzeihen, es ist wahrhaftig nicht das Beste, was ich habe! Ich habe ja, Gott sei Dank, nur wenig; aber Sie, Madame, Sie haben einen ganz verteufelten Haufen Gefühl! Ihr reizender Brief vom 29. hat nur diesen einzigen Fehler. Sie sprechen mir wieder von Gefühlen. Warum erzählen Sie mir nichts von Pantoffeln? Was riskieren Sie dabei? Ich bin in Genua, und Sie sind in Paris. Wissen Sie, wenn Sie so fortfahren, so kann ich wohl tagsüber an Sie denken, doch nicht mehr nachts von Ihnen träumen.

Sie sehen, ich bin lustig. Aber glauben Sie mirs nicht! Ich bin traurig und unglücklich, und es tut mir weh, dasselbe von Ihnen zu hören. Ich suche mich zu zerstreuen und gebe mich närrischer Lustigkeit hin. Ich amüsiere alle Welt, nur mich selbst nicht. Verfalle ich nur einen Augenblick lang darauf, an Paris und meine Freunde zu denken, so bin ich verloren! Ich bin nicht mehr da; aber Sie sind da, das sind die beiden Ausgangspunkte meines traurigen und trostlosen Grübelns. — Aber Sie werden wieder hinkommen, wird man mir sagen. — Was weiß ich davon? — Also Sie werden fern von Paris sterben? — Das ist sicher und nicht sehr trostreich. — Aber Sie sind doch noch nicht tot? — Das ist allerdings auch sehr wahr. — Sie werden sich also daran gewöhnen? — Wie die Teufel ans Höllenfeuer. Das ist peinlich, aber es ist schließlich das einzige Gute an der Hölle und der einzige Trost der Verdammten.

[1]) Der Baronin Holbach, die kurz zuvor vom Pferd gestürzt war.

Ich habe noch einen anderen Troſt hier, das iſt die Geſellſchaft des berühmten Lomellino, eines wunderbar geiſtvollen Mannes. Nach zwanzig Jahren iſt ſeine Trauer um Paris noch nicht vernarbt. Er ſpricht mit Entzücken von der Schönheit der Frau Marſchallin de Luxembourg,[1] von der naiven Anmut der Dumesnil,[2] von der Lebhaftigkeit Montcrifs,[3] von den witzigen Einfällen des Herrn de Maurepas,[4] von den unbeſonnenen Streichen des Herzogs von Nivernois.[5] Seine übrigen Freunde ſind geſtorben. Dieſen Kummer werde ich nicht zu tragen haben, denn ich werde vor den meinigen ſterben. Aber, Himmel, was für einen Winſelbrief ſchreibe ich Ihnen! Sprechen wir lieber wieder von unſeren Pantoffeln.

Der Abbé Morellet iſt alſo von Eiferſucht zerfleiſcht, Suard davon zerſtochen und Thomas[6] davon zerkratzt? Ach, der hat eine Lederhaut! Dieſer neue Demoſthenes in ſeinem Madrider Turmſtübchen (das eines Tages ſo viel wert ſein wird wie das atheniſche) iſt ruhig, ſelbſtbewußt und von einem Vertrauen, das mich ärgerlich macht. Sollte ich doch zurückkehren, ich wäre der Mann, ihn zittern zu machen, aber ich werde nicht wiederkommen. Aber pfui, was für ein ſchlechter Kerl bin ich! Was für verdammte ſchlechte Gewohnheiten habe ich angenommen! Immer und immer kommt meinem Gehirn dieſer Zweifel wieder, er bringt mich zur Raſerei, er tötet mich. Nein! — ſprechen wir von etwas anderm!

Erinnert ſich Frau de Marchais[7] noch meiner? Iſt Fräulein Clairon[8] zurückgekehrt? Es war ein Kummer weniger für mich, daß ſie von Paris abweſend war, als ich wegreiſte. Ich brauche

---

[1]) Das Orakel des Geſchmacks und des guten Tons ihrer Zeit. Sie war eben ſo berühmt wegen ihrer Galanterie wie wegen ihrer Schönheit. In ihrem Salon verſammelte ſich die beſte Geſellſchaft. [2]) Berühmte Tragödin, 1713—1803. [3]) Franzöſiſcher Hiſtoriker. [4]) Jean Frédéric Philipp, Graf von, 1701—81, der unter Ludwig XVI. (1774) Miniſter wurde. Galiani ſchätzte ihn hoch. [5]) Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, Herzog von Nivernois (1716—98), Mitglied der Académie Française, als Nachfolger Maſſillons. [6]) Literat, 1732—85. [7]) Die Frau eines königlichen Kammerdieners (1735—1808), die in zweiter Ehe den Intendanten der Bauten, Herrn von Angivillers heiratete. [8]) Die berühmte Schauſpielerin, eigentlich Claire Joſephine Lerys (1723—1803), die Vertreterin des nobeln Tragödienſtils in der Schauſpielkunſt, im Gegenſatz zu der

Sie nicht zu fragen, ob sie sich meiner erinnert; sicher ist das der Fall. Fräulein von Lespinasse[1] wird sich auch meiner erinnern, denn sie ist höflich, anständig, hat ein sehr gutes Gedächtnis, viel gelesen, viele Bekanntschaften, und ich bin für sie ein Buch, das sie einst ohne Langeweile gelesen hat. Madame Geoffrin .... doch nein, von ihr will ich nicht sprechen. Ich würde noch nicht die Kraft dazu haben. Von Madame de la Ferté-Imbault[2] dagegen können wir sprechen, sie liebt mich und ich sie, wie die Engel sich lieben, wie unser heiliger Thomas sagt, der nicht Euer Thomas ist, aber ein viel besserer Theologe war und entdeckt hatte, daß die Engel sich ebensogut in der Ferne wie in der Nähe lieben, ohne sich zu sehen, ohne sich zu sprechen. Sie sind sehr glücklich, wenn sie dabei Vergnügen empfinden.

Sie haben mir versprochen, mir häufig zu schreiben; werden Sie aber Wort halten? Schreiben Sie mir mit der Post direkt hierher, aber lassen Sie sich von jemand die Adresse schreiben. Ihre Briefe gleichen Sokrates: Die schönste Seele im häßlichsten Körper. Ihre Briefe sind so schön, wie die Aufschrift abscheulich ist. Das sage ich, um dem Abbé Morellet ein Vergnügen zu machen, und nicht, um Sie zu kränken. Es würde Ihnen nicht anstehen, die Briefumschläge sorgfältig zu schreiben; solche Alltäglichkeit, Niedrigkeit paßt nicht gut zum Erhabenen Ihrer unaus-

---

Dumesnil, die ganz Natur und Leidenschaft war. Ihr Verhältnis zu dem Markgrafen von Ansbach gehörte zu den „liaisons célèbres" des 18. Jahrhunderts. Ihre Memoiren, die zuerst 1798 in deutscher Sprache erschienen und denen Goethe die bekannte Gespenstergeschichte in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter entnommen hat, sind durchaus verlogen. Das Leben der galanten Tragödin hat Edmond de Goncourt beschrieben: Mademoiselle Clairon d'après les correspondances et les rapports de police du temps par Edmond de Goncourt, Paris 1890). [1]) Die berühmte Freundin d'Alemberts, 1732—1776, eine natürliche Tochter der Frau von Albon und später Gesellschaftsdame der Frau du Deffand, von der sie sich trennte, um, trotz ihrer Armut, einen schöngeistigen Salon zu eröffnen, wo auch die Encyclopädisten verkehrten. Ihre leidenschaftlichen Briefe gehören zu den bedeutsamsten Bekenntnissen französischer Frauen. Die echt weibliche Briefstelle „de tous les instants de ma vie" hat C. F. Meyer in ein schönes Gedicht herübergerettet. (S. Lettres de Mlle. de Lespinasse, Paris, Calman Levy). [2]) Die Tochter der Madame Geoffrin, 1715—91, die in allem das Gegenstück ihrer Mutter war.

ſprechlich hohen geiſtigen Innerlichkeit. Jetzt geht mir das Papier aus. Vergeſſen Sie nicht meine Empfehlungen an Ihren beſten Freund, Herrn Necker, auszurichten. Ich habe ihn außerordentlich lieb, und das ſage ich nicht, um Ihnen den Hof zu machen. Ich finde mein reinſtes Vergnügen daran. Man wird mir vorwerfen, daß ich noch nicht an den unvergleichlichen Marmontel und all die anderen geſchrieben; aber an ſie zu denken macht mich unglücklich, und ich ſollte doch nicht unglücklich ſein. Ach, dieſer Pantoffel! Glücklicher Schuhmacher!

11.

An Frau von Epinay.

Genua, den 28. Auguſt 1769.

Ich kann mich quälen, wie ich will — ich weiß nicht mehr, was ich denken ſoll. Ihr letzter Brief iſt vom 29. Juli. Ich könnte einen vom 15. Auguſt erhalten haben, und ich habe keinen bekommen. Haben Sie mir anderswohin geſchrieben? Aber warum? Sind Sie nicht wohl? Hat unſere Geſchäftsangelegenheit[1] mit Hinderniſſen zu kämpfen? Aber das würden Sie mir geſchrieben haben. Kurz, ich tappe im Dunkeln, in einer tödlichen Ungewißheit. Reißen Sie mich heraus, ich flehe Sie an. Wenn ſich kein Drucker gefunden hat, der mutig genug iſt, hundert Louis daran zu wenden, ſo tun Sie, was Sie für gut befinden, aber gedruckt muß werden!

Dieſe Sache, die mir in Paris vollſtändig gleichgültig war, liegt mir jetzt ungeheuer am Herzen. Übrigens, bitte, benachrichtigen Sie Diderot, daß er nicht den Terenzſchen Vers: Ne quid nimis auf das Titelblatt ſetzen ſoll, der iſt ſchon in einer andern Getreidebroſchüre gebraucht worden; wir müſſen den Horazſchen Vers verwenden: In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.[2]

---

[1]) Das Finden eines Verlegers für die Dialoge. [2]) Horaz, Ars poet. 31. So lautet das Motto der Dialoge.

Ich ſage Ihnen nichts weiter, als daß ich mit unendlicher Ungeduld Ihre Briefe erwarte. Es geht mir gut, nichts fehlt mir, kein andrer Kummer drückt mich, als fern von Ihnen und Paris zu ſein; aber der iſt auch ſo groß, daß er mich überwältigt. Feuern Sie alle Leute an, mir zu ſchreiben. Wäre der Marquis von Croismare[1] ein guter Korreſpondent für mich?

Ihre Antwort adreſſieren Sie mir direkt hierher, durch die Poſt, ſchicken Sie ſie nicht zu meinem Geſandten.

Haben Sie mich lieb!

12.

An dieſelbe.

Genua, den 18. September 1769.

Madame,

wie ſchnell ſind doch die Revolutionen, Umwälzungen und Glückswechſel in dieſer Welt! Da bin ich alſo nun von Zorn-, Verzweiflungs- und Kummerausbrüchen in die der Freude, der Dankbarkeit und der Zärtlichkeit übergeſprungen! Darum würde ich, glaub' ich, wäre ich nur hundert Meilen von meinen Freunden entfernt, meine Arme und meine Lippen ihnen entgegenſtrecken — was ſind hundert Meilen, eine Bagatelle! — aber freilich zweihundert — da muß ich doch danken!

Endlich, Madame, werde ich gedruckt![2] Hurrah! Sie, die Sie Mutter ſind, können ſich gewiß ein Vaterherz vorſtellen. Warum ſchicken Sie mir nicht ein paar Bogen? Iſt Ihnen

---

[1]) Marc Antoine Nicolay de Croismare, Baron von Laſſon in der Normandie (1694—1772), gehörte nach dem allgemeinen Urteil ſeiner Zeitgenoſſen zu den Franzoſen, in denen die ſchöngeiſtige Geſellſchaft von philoſophierenden großen Herren ihr Ideal erkannte: er war Sammler und Kenner; er liebte die Muſik und die Literatur, und ſein Charakter war ebenſo erprobt als ſein Geſchmack, dem ein glänzender Witz zu Gebot ſtand. Galiani hat den glänzenden Weltmann unter dem Namen Marquis von Roquemaure in ſeinen Dialogen eingeführt.

[2]) Galianis Freunde hatten endlich einen Verleger für die „Dialogues sur les blés" gefunden, einen gewiſſen Merlin, deſſen auch Voltaire in ſeinen Briefen gedenkt.

die Portoausgabe zu hoch? Halten Sie meine Ungeduld nicht mehr hin, ich bitte Sie! Schicken Sie alles, was schon gedruckt ist, hierher an Herrn Reiny, Konsul Seiner Allerchristlichsten Majestät. Ich werde es sehen, ich werde es lesen, ich werde vor Entzücken aus dem Häuschen geraten und sagen: Ist es möglich, daß ich soviel Geist habe? Wer wird mir's glauben?

Von den hundert Louis müssen alle Ausgaben und Auslagen gedeckt werden. Der Rest soll meinem Gesandten gegeben werden,[1] der mir das Geld vorgeschossen hat: aber da er sehr gut warten kann, so brauchen die Wechsel nicht diskontiert zu werden. Es genügt, ihm die Wechsel zu geben, falls er sie haben will, oder ihn wenigstens in Kenntnis zu setzen, damit er meine Pünktlichkeit sieht. Er weiß, daß ich das Buch geschrieben habe; sobald es erschienen ist, kann ihm daher alles mitgeteilt werden. Kurz und gut, ich verlasse mich auf Sie. Hoffentlich vergaßen Sie nicht, sich von der Buchhandlung Freiexemplare für Sie und mich zusichern zu lassen. Jetzt muß ich Sie nur noch bitten, mich bei Diderot zu entschuldigen, dem ich in einem Verzweiflungsanfall geschrieben habe. Es ist seine Schuld, er hat mir niemals geschrieben; es ist auch Ihre Schuld, weil auch Sie mich zwei volle Monate ohne Nachricht ließen. Seit Ihrem Brief vom 1. Juli ist der heute eingetroffene vom 1. September der einzige, den ich erhalten habe. Es ist mir angenehm zu hören, daß die Nachrichten von meiner Ungnade von Neapel aus nach Paris gelangt sind. Ich wußte schon im voraus, daß ich nur in Paris Freunde habe, und daß in Neapel nur Neider, Böswichte und Dummköpfe sind. Muß ich dahin, großer Gott? Daniel im Löwensee; denn in alten Zeiten lebten die Löwen im Wasser!

Madame Geoffrin hat die Caprice, alle Unglücklichen zu verabscheuen, sie will nichts damit zu tun haben, sie will das Unglück anderer Leute nicht einmal ansehen. Das hat seinen guten Grund. Sie hat ein feinfühliges Herz, sie ist bei Jahren, es geht ihr gut, sie will sich ihre Gesundheit und Ruhe erhalten. Sobald sie hört, daß ich glücklich bin, wird sie mich ganz närrisch lieben.

---

[1]) Dem Grafen Cantillana.

Versuchen Sie, mich Herrn von Sartine[1] in Erinnerung zu bringen. Ach, welch ein Mann, welch ein Beamter, welch ein Freund! Bitten Sie ihn um eine Stelle als Polizeiinspektor für mich. Ich werde in Paris bleiben und ihn oft besuchen.

Lieben Sie mich immer! Sagen Sie mir, sind sie weniger unglücklich? Was machen Ihre Kinder, Ihre Geschäfte, der König, die Finanzpächtereien?[2] Leben Sie wohl! Wie danke ich Ihnen, wie erkenntlich bin ich Ihnen! Aber das sehen Sie ja schon mit Ihren Augen, die bis auf den Grund meines Herzens dringen. Ich weiß nicht recht, was ich hier in Genua mache, ich weiß nur, daß ich nicht in Neapel bin, und das ist immer schon etwas. Nochmals adieu, aber nicht ade!

13.

An dieselbe.

Genua, den 2. Oktober 1769.

Madame,

so ist's recht: schreiben sie immer, selbst wenn es nichts zu schreiben gibt. Ebenso werde ich Ihnen antworten, wenn ich Ihnen nichts mitzuteilen habe, und das wird schließlich eine sehr interessante Korrespondenz werden. Ich rechne darauf, wenn nichts dazwischen kommt, in sieben oder acht Tagen von hier abzureisen, und es scheint ja, als sollte alles glatt gehen; zu Allerheiligen bin ich in Neapel, der Himmel will es so, und alles menschliche Dazwischentreten war nutzlos bis zu dieser Stunde; aber ich bin ja noch nicht tot, und wenn die Gerechtigkeit jedem etwas zukommen läßt, wird auch an mich die Reihe kommen, und dann muß der Himmel tun, was ich will.

---

[1]) Antoine Raymond Jean Gualbert, Gabriel de Sartine, Graf von Albi (1729—1810), zuerst Advokat, dann von 1759—74 Generalleutnant der Polizei und später als Nachfolger Turgots Minister bis 1784. [2]) Die Vermögensverhältnisse der Frau von Epinay waren, dank der Verschwendungssucht ihres Gatten, sehr mißlich und wurden drückend, als der Abbé Terray die Auszahlung der Anweisungen auf die königlichen Finanzpächtereien sistierte und auch die Hand auf die Amortisationskassen legte.

Ich habe die Denkſchrift unſeres Abbé mit den logiſchen Ideen geleſen, aber die von Necker mit den logiſchen Tatſachen und die vom unlogiſchen Tollhäusler ſind noch nicht bis hierher gelangt.[1] Vielleicht finde ich ſie in Rom. Alles in allem, ich ſehe, daß ich nach Paris zurückkehren und eine Broſchüre ſchreiben muß, um dem Spektakel ein Ende zu machen; denn dieſe Leute verſtehen wahrhaftig nichts vom Rechnen. Ich erwarte mit Ungeduld die Nachricht von der Geburt und Nachgeburt meines letzten Kindes. Vor zwei Monaten hatte ich dem Abbé Morellet geſchrieben, und er hat nicht darauf geantwortet. Ich fürchte, der Brief iſt verloren gegangen. In jedem Fall muß mein Geſandter wiſſen, daß die hundert Louis da ſind und zu ſeiner Verfügung ſtehen, daß ich ihn alſo nicht getäuſcht habe. Die Ungeduld der alten Herren iſt für junge Leute etwas ganz Unverſtändliches. Leben Sie wohl! Ein anderes Mal ſchreibe ich länger. Den großen[2] und den kleinen[3] Philoſophen umarme ich tauſendmal!

---

[1]) Die Stelle enthält eine Anſpielung auf eine Aeußerung des Abbé Morellet, der in einer Geſellſchaft, wo ihm Marmontel und Grimm ſcharf zu Leibe rückten, mit thränenerſtickter Stimme ausrief: „Comment me serait-il possible de me tromper? Je me lève à 5 heures, je prends ma plume, et j'écris pendant six heures de suite, sans interruption, toutes idées liées. — L'abbé, lui dit Marmontel, vous traitez vos idées comme les cas en médecine, où toute matière liée est regardée comme louable.“ Seit dieſer Zeit waren die „idées liées“ zum Scherzwort in der Clique der „Philoſophen“ geworden. — Die drei Druckſchriften, auf die Galiani anſpielt, beſchäftigen ſich mit der ſchon erwähnten „Compagnie des Indes“. Im April 1769 hatte man den „Prospectus de la pompe funèbre de feu très haute et très puissante, très excellente princesse Madame la Compagnie des Indes etc.“ verteilt, eine witzige Satire, die man dem Grafen von Lauraguais zuſchrieb. Einige Monate ſpäter erſchien das „Mémoire sur la situation actuelle de la Compagnie des Indes“, von Morellet. Darauf antwortete Necker, der Syndikus der Kompagnie, der dem Abbé übel mitſpielte. Die dritte Denkſchrift, auf die Galiani anſpielt, iſt das Werk des Grafen Lauraguais (du fou à lier): „Mémoire du Comte de Lauraguais sur la Compagnie des Indes dans lequel on établit les droits et les intérêts des actionnaires, en réponse aux compilations de l'Abbé Morellet“. Der ganze Streit ſchädigte die Geſellſchaft in außerordentlicher Weiſe. [2]) Diderot. [3]) Grimm.

14.

An Herrn Pellerin.[1]

Florenz, den 16. Oktober 1769.

Mein Herr,

das Fernsein hat die Gefühle wahrer Freundschaft, die ich Ihnen weihte, und die süßen Erinnerungen an die so genußreich an Ihrem Kamin verbrachten Abende nicht abgeschwächt. Ich will nichts weiter über diese Erinnerung sagen, die mir das Herz zusammenpreßt. Ich würde Ihnen weniger sagen, wenn ich mehr sagte.

Überall, wo ich durchkam, bin ich als Ihr Kommissionär tätig gewesen. In Aix fand ich etliche Münzen, aber der Verkäufer ist ein Ignorant, so daß man zu keinem Abschluß mit ihm kommt. In Genua, wo ich mich ziemlich lange aufhielt, versteht man unter ‚antiken Münzen' nur die heut außer Kurs befindlichen Bankmünzen. Ich bin soeben hier angekommen und finde hier wirklich nur Goldmünzen des Hauses Ricardi, die zu tollen Preisen verkauft werden, aber in der Tat zum Teil etwas Besondres sein sollen. Ich habe beim Altertumssammler Abbé Bracci[2] einige Stadtmünzen gefunden; sie sind gut und auch gut erhalten. Ich schicke Ihnen einen kleinen Katalog davon; sind welche darunter, die für Sie geeignet sind, so können Sie ihm direkt schreiben, und er wird sie Ihnen dann durch Herrn de la Reynière zustellen. Ich glaube, es wird Ihnen nicht schwer fallen, über den Preis einig zu werden. Er möchte angestrichen haben, was Ihnen wertvoll erscheint, und wie viel Sie für die, die Ihnen passen, geben wollen. Ich denke übermorgen nach Neapel abzureisen, wo ich Ihre mich ehrende Antwort und Nachricht über Ihr Befinden erwarte.

Entschuldigen Sie die schlechte Schrift; ich habe eine schlechte Feder und ein Gasthausschreibzeug, das mir das Schreiben ver-

---

[1]) Berühmter französischer Numismatiker (1681—1782), der Besitzer einer Münzensammlung, die 325,000 Stücke enthielt und später von Ludwig XVI. um 300,000 Frs. angekauft wurde. [2]) Neapolitaner, Verfasser eines Werkes über Kameen.

leidet. Zum Schluß versichere ich Ihnen, daß ich für mein ganzes Leben niemand wärmere und verdientere Gefühle weihe als Ihnen.

15.

An Frau von Epinay.

Neapel, 18. November 1769.

Madame!

Aus der Datierung meines Briefes sehen Sie, daß ich meine Reise beendet habe. Der König hat mich sehr huldvoll empfangen. Das ist alles, was ich Ihnen erzählen kann. Ich würde übrigens lügen, wollte ich Ihnen sagen, was ich diesen Frühling anzufangen gedenke. Sicher verbringe ich den Winter in Neapel.

Ich konnte Ihnen wegen Zeitmangels noch nicht auf Ihren Brief vom 22. antworten, den ich in Rom empfing; aber trotzdem habe ich viel an Sie und Ihre Frau Tochter gedacht.[1] Sie werden sich erinnern, daß sie eine kleine Antike wünschte, als Ersatz für die ihr vordem von mir geschenkte und später ihr abhanden gekommene. Überall suchte, wühlte, schnüffelte ich herum. Endlich fand ich etwas, das mir große Freude machte. Es ist eine kleine hübsche Pallas, noch hübscher als die Ihrige, sicher antik und tadellos geschnitten. Sie werden sie hier im Brief finden, und, bitte, Ihrer Frau Tochter von mir übergeben. Ich bin entzückt, daß Mutter und Tochter von nun an mit demselben Wappen siegeln können. Minerva wird das Familiensymbol sein.

Ich bin neugierig, vom Lärm zu hören, den meine Bombe wahrscheinlich gemacht hat, als sie in Paris platzte.[2] Ich freue mich, daß ich ungefähr dreißig Exemplare für mich erhalte. Ich testiere darüber folgendermaßen: Eins nach Genua, an Herrn Reiny, wie ich Ihnen schon schrieb; vier mit der Post nach Rom an mich; aber ich will nichts dafür ausgeben. Es muß sich ein

[1] Frau von Belsunce; ihr ältester Sohn war der junge Vicomte de Belsunce, für den Charlotte Corday eine Neigung hatte. [2] Die Dialoge.

Mittel dafür ausfindig machen lassen: entweder mit Hilfe der Postgeneralpächter, oder sonstwie; das müssen Sie ersinnen. Sieben andere können langsamer mit irgend einem Bücherballen auf dem Seeweg über Marseille gehen. Das wären zwölf. In Paris muß eins mein Gesandter, ein andres der spanische Gesandtschaftssekretär, Herr von Magaillon,[1] haben; was übrig bleibt, ist für Sie und unsre Freunde. NB. einige müssen zu einem gewissen Zweck verkauft werden: Zu Anfang des neuen Jahres will ich nämlich auf die Gazette de France[2] abonnieren, aber ich möchte sie frei bis Rom erhalten. Ich glaube, das geht sehr gut. Sagen Sie es Suard.[3] Aber für das Abonnement will ich nichts ausgeben. Der Verkauf einiger Dialoge muß den nötigen Betrag einbringen.

Ich habe dem Baron[4] und Diderot noch nicht geantwortet. Hier werde ich alles in Ordnung bringen. Diese seit den Zeiten Horazens und Virgils zum Müßiggang verdammte Stadt — ‚et in otio natam Parthenopem'[5] — wird mir soviel Muße geben, als ich haben will, und mehr.

Ich umarme den teuern Propheten.[6] Von unserem unvergleichlichen Marquis[7] habe ich einen sehr langen Brief erhalten, worin nichts steht. Ich wünschte, er schriebe mir in Prosa. Leben Sie wohl, behalten Sie mich immer lieb!

Noch ein Auftrag: Sie müssen mir die Sammlung ausgewählter Melodien der komischen Oper kaufen, die in Paris erscheint. Es sind Notenbücher in quarto. Zu meiner Zeit gab es drei Bände, die 27 Livres kosteten. Es ist Singstimme, Begleitung, und ich glaube noch eine Violine. Bitte, beauftragen Sie den Buchhändler Molini mit der Zustellung an mich.

---

[1]) Der Freund des Fräuleins von Lespinasse und ihres Geliebten de Mora, der nach der Abberufung des spanischen Gesandten Grafen Fuentes das Amt eines Geschäftsträgers versah. [2]) Die offizielle Zeitung der Regierung, die zweimal wöchentlich, am Montag und Freitag, erschien. [3]) Der die Gazette von 1762—71 leitete. [4]) Gemeint ist der Baron von Holbach, le maître d'hôtel de la philosophie, 1723—1789. Galiani nennt ihn immer kurzweg den Baron. [5]) Ovid, Metam. XV, 711. [6]) Grimm, den seine Freunde nach dem Erscheinen des Libells „Le petit prophète de Boehmischbroda" (1753) scherzhafter Weise so nannten. Grimm trat in der Scherzschrift für die italienische Musik ein. [7]) Der Marquis de Croismare.

Julie Jeanne Eleonore de Lespinasse

16.

Frau von Epinay an den Abbé Galiani.

4. Oktober 1769.

Ja, soll ich denn niemals einen ruhigen Augenblick haben! Immer Unruhe, Geschäfte ꝛc. ꝛc. Welch stumpfsinniges Leben führe ich! Mein Schwiegersohn ist hier und hat Zahnweh. Ach, wie er leidet! Er schneidet Gesichter wie ein Verrückter. Seine Frau hat die Kolik. Ragot hat Krämpfe. Rosette bellt, daß mir der Kopf platzt. Ich möchte schreiben, nichts da — es kommt Besuch: eine Dame, die ich nie gesehen habe; sie will das Haus sehen. Das Haus soll vermietet werden[1], darum müssen denn wohl Leute kommen, um es sich anzusehen! Diese Frau ist eine Schnüfflerin, eine Schwätzerin. „Madame, Ihre Dienerin. — Ihre sehr ergebene, Madame. — Madame, dies Haus scheint reizend, o mein Gott, wie können Sie da fortziehen? Ist es Ihres? Aber vielleicht sind Sie nicht gern auf dem Lande? — Verzeihen Sie mir, Madame, es tut mir leid . . . — Ist es vielleicht ungesund? Es ist viel Wasser hier. Sie sehen zart aus. — Madame, dies Haus hier ist nicht ungesund, aber ich . . . — Ah, Madame, da fließt ja wohl die Seine? — Nein, Madame, das ist ein Kanal. — Und die Möbel? bleiben die Möbel im Hause? — Madame, der Kanal muß mitgekauft werden, und die Möbel werden alle drei Jahre herausgefischt."

Wahrhaftig, das habe ich gesagt! so verdutzt war ich über all ihre Fragen und Dummheiten. Übrigens hat es etwas Betrübendes an sich dies Zerlegen, Inventarisieren des Hauses; es macht mich so traurig, daß ich all meine Kraft aufbieten muß, um nicht zu weinen. Alles, was ich je hier tat, was ich angeordnet, was ich gepflanzt habe, schien mir nie so schön, so interessant wie jetzt. Aber ich habe Außenstände, die mir nicht gezahlt werden,

---

[1]) Das Gutshaus la Briche, wo Frau von Epinay die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Diderot entwirft in einem Briefe an Mademoiselle Volland (vom 5. September 1772) eine begeisterte Schilderung des anmutigen Landsitzes. (Oeuvres, XIX, 122.)

und ich weiß nicht, wann ſie eingehen. Ich habe Kinder, Schulden, alte Dienſtboten, die ich ablohnen muß. Die Rechtlichkeit verlangt, daß ich mich aufs notwendigſte beſchränke; aber ich verberge Ihnen nicht, wie hart mich das ankommt. O, welcher Makel fällt auf meine Freunde, daß ſie ruhig zugeſehen, wie ſich über meinem Haupt ſoviel traurige und bisweilen ſogar zur Verzweiflung bringende Umſtände anſammeln! Sie allein könnten durch ihre Freundſchaft des Fortſchreiten des Trüben, das täglich mehr und mehr über mich hereinbricht, aufhalten! Sie können ſich denken, welchen Platz in der Liſte des für mich Erfreulichen Sie einnehmen!

Man ſagt, der Abbé Morellet ſei wütend; er arbeitet an einer Schrift gegen Sie.[1] Mehrere Perſonen haben ſeine Erwiderung geſehen; ich kenne ſie nicht; aber er hat Sie gern, und das beruhigt mich hinſichtlich des Tones, in dem ſie geſchrieben ſein ſoll. Diderot wird Ihnen davon erzählen. Ihre Geſchäfte ſtehen nicht gut; das tut mir ſehr leid; dieſer ‚Zauberer'[2] bringt nichts zu Ende. Herr von Sartine hat Ihnen einen Zenſor[3] gegeben, der Ihr Buch vielen Herren mit Physionomies rurales[4] zu leſen gibt und der wohl ſelbſt dazu gehört, daran kann ich faſt nicht zweifeln. Ich glaube jedoch, wenn er deſſen ſicher wäre, ſo würde es ihm nicht gefallen. Geduld und Mut, lieber Abbé. Am meiſten tut's mir leid, daß ich Ihnen Ihr Geld nicht ſchicken kann, denn ich weiß aus Erfahrung, wie hart es oft iſt, keins zu haben.

Ich glaube, zum Troſt für all das Unheil, das mich verfolgt, werde ich Schullehrerin werden, oder, richtiger geſagt, ganz einfach Entwöhnerin. Tief aus den Pyrenäen iſt mir eine kleine zweijährige Enkelin angekommen, ein originelles kleines Geſchöpfchen. Sie iſt ſchwarz wie ein Maulwurf, von ſpaniſcher Gravität, von wahrhaft huroniſcher Wildheit. Dabei hat ſie

---

[1]) Der Abbé ſchrieb gerade an ſeiner „Réfutation de l'Oeuvre qui a pour titre: Dialogues sur le commerce des blés", Londres, in — 8°. [2]) Anſpielung auf den Namen des Verlegers der Dialoge, Merlin, der dem Abbé Geld ſchuldete. [3]) Ein gewiſſer Court de Gébelin, ein Schüler Quesnays. Man begreift, daß er nicht zu den Freunden Galianis gehören konnte. [4]) Verdrehung des Buchtitels „Philosophie rurale" von dem Phyſiokraten Marquis von Mirabeau.

die ſchönſten Augen der Welt, eine gewiſſe natürliche Anmut, ein Gemiſch von Güte und Ernſt in ihrem ſehr ausgeſprochenen und für ihr Alter ſehr eigenartigen Perſönchen. Ich wette, ſie wird einmal Charakter haben, ſicher. Und damit ſie feſt darin werde, habe ich Luſt bekommen, dies kleine Geſchöpf zu erziehen. Ich werde mir damit eine ſchreckliche Feſſel anlegen. Ich kenne mich, ich muß es reiflich überlegen; oder vielmehr: ich muß das nicht tun und geſenkten Hauptes in dieſe neue Schlinge gehen, die mir das Schickſal gelegt hat; ihr Geſchick wird darum nicht ſchlechter ſein. Nun, das iſt ein entſcheidender Grund. Alſo abgemacht! Morgen nehme ich ſie von ihrer Mutter fort, ich nehme ſie zu mir, und dann wollen wir einmal ſehen, was aus einem Kinde werden wird, das in voller Freiheit und ohne jeden Zwang aufwächſt. Das wird für Paris ein ganz neues Beiſpiel ſein. Denken Sie ſich: ich bin die einzige, vor der ſie keine Angſt hat. Sie lächelt mir zu, Abbé, verſtehen Sie? Und dann heißt ſie Emilie. Welch reizender Name! Wie könnte man da widerſtehen![1]

Soll ich an die Entſchuldigungen des Herrn von Pignatelli glauben? Raten Sie mirs? Es wird mir ſchwer, ſie für ernſt zu nehmen. Ich erwarte Ihr Urteil, ehe ich ihm antworte. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein lieber Abbé! Ich bin heute wirklich zu ſtumpfſinnig; und es iſt recht gut für Sie, daß ich keine Zeit habe, Ihnen noch mehr zu ſchreiben.

17.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 16. Dezember 1769.

Mein Herr!

Sie können ſich kaum das Vergnügen vorſtellen, das mir Ihr ſoeben erhaltener Brief vom 23. gemacht hat. Alles, was von

[1]) Die Tochter der Frau von Belſunce, die Grimm nach dem Tod der Frau von Epinay dem Grafen Bueil vermählte, und die er auch mit ihren Kindern zu ſeinen Erben einſetzte. Für dieſe Enkelin ſchrieb Frau von Epinay ihre „Conversations d'Emilie".

Paris ausgeht, ermuntert meine Seele, die in dieſer entſetzlichen Leere, wo es keine Freuden, keine ernſthaften Beſchäftigungen und keine wahren Freunde gibt, ſchläfrig geworden und erſtorben iſt. Alles hier erſcheint mir kleinlich, und dies Kleinliche überall ärgert mich. Sonſt geht es mir gut. Ich bin huldvoll vom König, liebenswürdig vom Miniſter empfangen worden, was mich veranlaßt, ſo zurückhaltend wie möglich zu ſein; denn ich fürchte mich vor den Biſſen der Neider, die hier beſonders zahlreich ſind, weil es nur ſchmale Biſſen zu verteilen gibt, und weil im allgemeinen das Miniſterium nicht verſchwenderiſch mit Huldbeweiſen iſt. Das iſt ungefähr alles, was ich Ihnen von meinen jetzigen Leben ſagen kann, und dies wird bis zum Frühling ſo bleiben. Wie es dann kommen wird, weiß ich nicht. Viel kann in wenig Monaten paſſieren. Mein langer Aufenthalt in Genua hat die ſeltſamſten Klatſchereien heraufbeſchworen. Ich glaubte, noch nicht wichtig genug in der Welt zu ſein, um die Mußeſtunden der Neuigkeitskrämer zu beſchäftigen. Dabei war es die einfachſte Sache von der Welt. Luft und Klima von Genua haben wunderbar zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit beigetragen. Darum blieb ich, um ſo mehr, als ich der ſchlechten Luft wegen nicht zu Lande reiſen wollte; ich wollte aber auch keinesfalls zu Schiffe gehen, weil ich den Wunſch hatte, Rom und den Papſt[1] zu ſehen, von dem, wie auch vom Kardinal-Staatsſekretär,[2] meinem alten Freunde, ich auf das liebenswürdigſte aufgenommen worden bin.

Doch nun zu den Münzen. Ich ſchrieb Ihnen von Florenz aus über den geringen Erfolg meiner Nachforſchungen. In Rom habe ich faſt nichts gefunden; es iſt eine Serie von hundert Contorniaten bei Borionis Erben zu verkaufen. Ein Dutzend ſeltene Münzen, die mir fehlen, ſind beim ſogenannten Caciarino zu haben, doch die meiſten ſchlecht erhalten. Das iſt alles, was ich geſehen habe. Ich weiß, daß eine ziemlich ſchöne Sammlung

---

[1]) Clemens XIV. (Lorenzo Ganganelli), der am 19. März 1769 zum Papſt erwählt worden war; er war von geringer Herkunft, aber ſehr intelligent. Dadurch, daß er ſich an die auguſtinianiſch-thomiſtiſche Doctrin hielt, geriet er in Gegenſatz zu der Geſellſchaft Jeſu, die er am 21. Juli 1773 durch das Breve „Dominus ac redemptor“ auflöſte. [2]) Der Cardinal Pallavicini, der Nuntius am neapolitaniſchen Hof geweſen war.

von 160 Goldmünzen vorhanden ist, unter denen auch einige seltene sind. Vielleicht bekomme ich den Katalog; den werde ich Ihnen dann schicken oder Ihnen wenigstens die wichtigsten Stücke bezeichnen.

Herr d'Ennery[1] ist nach meiner Abreise in Genua, Florenz, Rom eingetroffen. Ich weiß nicht, was er macht. Der Abbé Giraldi, der hier ist und der sich mit ihm ernstlich erzürnt hat, weiß gar nichts von ihm. Giraldi hat in Rom soviel gute Goldmünzen gekauft, wie er nur konnte, bloß damit d'Ennery sie nicht bekäme. Ich glaube nicht, daß d'Ennery in Italien etwas verkaufen kann, vielleicht einige Silbermünzen an den Kardinal Albani,[2] der augenblicklich seine Sammlung ergänzt. Sobald er hierher kommt, werde ich Ihnen von den Lügen, die er mir auftischen wird, die weniger unwahrscheinlichen mitteilen. Der Abbé Alfani ist in diesen letzten Tagen von hier abgereist, um im Monat August in Paris zu sein. Er ist recht glücklich, in seinem Alter sich noch zum Zugvogel umwandeln zu können. Einige Münzen wären hier für Sie zu haben; ich setze die Preise bei:

Eine Münze von Aquino, ähnlich der von Ihnen in Ihrem Werk erwähnten, doch ist die Umschrift anders: nicht *AQVINO*, sondern *ACVINO*; Preis 10 Livres.

Ein Maximus Caesar *NIKAIΩN*, Mittelbronze, zwei Figuren, die sich umarmen, mittelmäßig erhalten. Preis 18 L.

Germanicus, kleine Bronze *ΣAPΔIANΩN* mit einer Zeitangabe. 20 L.

Augustus, auf der Rückseite der Kopf des Tiberius mit unentzifferbarer Umschrift. Es sind etwa die Buchstaben *NNMKOPA* Preis 6 L.

Aemilianus, Großbronze, sehr schön; auf der Rückseite Apollini Conservatori. Preis 50 L.

Aber die schönste von allen, die ich sah, scheint mir eine aus Nola, in Bronze, zu sein. Man hält sie für ein Unikum, weil sie bisher nur in Silber gesehen worden ist. Sie ähnelt der neapolitanischen Münze mit dem Ochsenkopf. Die Um-

[1]) Französischer Numismatiker. [2]) Der großartige Sammler (1692—1779), der den Deutschen durch sein Verhältnis zu Winckelmann bekannt ist.

ſchrift iſt nicht auf der Rückſeite, ſondern um den Kopf herum, und es iſt eine ſehr wohl erhaltene Münze. Sagen Sie mir, ob ſie Ihnen noch fehlt, dann werde ich verſuchen, ſie vom Beſitzer zu erlangen, der ſie jedoch ſehr teuer rechnet, wenigſtens einen Louisd'or.

In einer Sammlung ſah ich eine Münze, Mittelbronze, die mir ſehr eigenartig ſchien. Der Kopf iſt ein Titus oder Veſpaſian und nicht eben gut erhalten. Die Rückſeite iſt gut erhalten, und ich ſchicke Ihnen die Zeichnung davon. Ich weiß nicht, ob ſie zur Kolonie Pella gehört oder zu anderen. Ich glaubte nicht, daß dieſe Kolonie jemals eine Zeitangabe auf ihre Münzen geſetzt hat, und im allgemeinen erinnere ich mich nicht, jemals Zeitangaben der Stadt auf der Umſchrift in lateiniſchen Schriftzeichen geſehen zu haben. Sagen Sie mir, was Sie dazu meinen.

Ich ſchicke Ihnen dieſen Brief unter der Adreſſe des Herrn de la Reynière,[1] um Ihnen das Porto zu erſparen, und ich bitte Sie, mir Ihre Briefe ebenfalls unter Beiſiegel zu ſchicken, damit ſie wenigſtens bis Rom franko gehen, oder auf andere Weiſe, die mir die abſcheulichen Portokoſten ſpart.

Ich bitte Sie, mir einige Nachrichten über den Schluß des Verkaufes der Sammlung des Herrn du Handeur zu geben und mich wiſſen zu laſſen, ob auch die kleine Bronze verkauft iſt. Politiſche Neuigkeiten gibt es hierzulande nicht. Die Kunſtſammlung des Herzogs von Noja mit allen Marmorwerken, Bronzen und gravierten Steinen wird nächſtens vom König erworben werden. Ich bin damit beſchäftigt, dieſe Sache in Ordnung zu bringen. In Palermo iſt eine Sammlung ſizilianiſcher Münzen zu verkaufen. Man hat mir den Katalog davon verſprochen, den ich Ihnen ſchicken werde. Seien Sie überzeugt, daß nichts der Anhänglich-

[1]) Laurent Grimod de la Reynière (1735—93), Generalpächter und Vater des berühmten Gaſtronomen Alexander Balthaſar (1758—1838), der die Traditionen des väterlichen Hauſes auf die Höhe kulinariſch-philoſophiſcher Anſchauung erhob und den Ruhm der franzöſiſchen Küche über die Revolution hinweg rettete. Sein klaſſiſches Werk „Almanach des Gourmands", das von 1803—1812 in acht Bänden erſchienen iſt, zeigt, wie das Ancien régime zu tafeln verſtand. Seine weiteren Schriften „Manuel des Amphitryons" (908) und „Journal des Gourmands et des Belles" ſchließen ſich dieſem klaſſiſchen Werke würdig an.

keit und Erkenntlichkeit gleichkommt, mit der ich hochachtungsvoll bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Meine Empfehlungen an Herrn de la Porte.

18.

An Frau von Epinay.

Neapel, 18. Dezember 1769.

Madame,

Ihr letzter Brief vom 4. November war mir so niederdrückend schmerzlich, daß mir die Kraft zum Antworten fehlte. Vergeblich versuchte ich, an Sie und Herrn von Sartine zu schreiben, aber ich zerriß, was ich geschrieben hatte, und überließ alles den Launen meines unglücklichen Schicksals.

Ihr Brief vom 27. ist nicht trostvoller für mich. Dennoch muß ich Ihnen antworten und muß fluchen wie ein Renegat. Ist's denn möglich, daß der beste der Menschen, der würdigste Beamte, der Weltmann, der mich am meisten liebt und den ich am meisten liebe und achte, mit einem Wort: daß Herr von Sartine leichten Herzens mich und mit mir einen ehrenhaften Buchhändler zugrunde richten will. Hätten Sie das geglaubt, Madame? Hätte man glauben sollen, daß das einzige Buch in respektvollem Ton, das bis jetzt über das Gebiet der Verwaltung geschrieben worden ist, auf soviel Schwierigkeiten stoßen würde,[1] während man doch das Erscheinen der blutigsten (und zugleich langweiligsten) Satiren erlaubt? Ich bin froh, Madame, daß Sie einmal mit einer meiner Angelegenheiten zu tun gehabt haben, damit Sie sehen, wie unglücklich man sein kann, ohne es verdient zu haben. Möge der Baron mir jetzt sagen, daß die Würfel nicht gefälscht sind![2] so faselt er. Wenn alles vom Zufall regiert würde, so wäre keine Ungerechtigkeit in der Welt. Nichts ist so gerecht wie der Zufall. Es liegt in seiner innersten Natur, gerecht zu sein. Er fällt nach rechts, nach links, immer

[1]) Es hieß, die Dialoge, deren Theorien dem Herzog von Choiseul nicht genehm waren, sollten unterdrückt werden. [2]) Anspielung auf Galianis Erzählung von den gefälschten Würfeln.

parteilos, immer gleichgültig, immer gleichmäßig, immer ausgeglichen, aber die Würfel sind gefälscht, und da liegt der Has im Pfeffer! Legen Sie dem Baron diese Schwierigkeiten vor und bringen Sie ihn zum Schweigen! Keine Ungerechtigkeit geschieht, wenn das Spiel ehrlich und ohne Schikane ist.

Ich schreibe Ihnen in einer hundsschlechten Laune, und daran ist ganz allein Herr von Sartine schuld. Ich würde mich leicht über alles trösten, wenn mein nachgeborenes Kind glücklich wäre. Machen Sie ihm die sanftesten aber auch bittersten Vorwürfe. Beißen Sie ihn, kneifen Sie ihn, kratzen Sie ihn, um ihm Vernunft beizubringen. Was hat er davon, wenn er mich zugrunde richtet? Kann er mich verhindern, das Werk in Holland oder sogar hier drucken zu lassen? Ein Herr Godard, berühmter volkswirtschaftlicher Schriftsteller, hat soeben hier ein schrecklich blutiges Werk, betitelt Naples, gegen unsere Verwaltung veröffentlicht, und man hat ihn gewähren lassen. Wird sich Herr von Sartine von uns an Liebe zur Preßfreiheit übertreffen lassen?

Es gibt also keine Briche mehr! Nun, was liegt daran! Steht denn die Champfleuristraße noch? Ich werde eine Dachkammer dort im vierten Stock durch meine lichtvollen und dunkeln Schriften unsterblich machen. Sie geben mir den Rat, nach dem Kongo zu gehen, um glücklich zu sein .... Alle Wetter, es gibt von hier keinen Weg, nach diesem — abgesehen von der schlechten Luft — fruchtbaren und glücklichen Lande zu kommen. Dennoch will ich auf Sie hören. Ich werde es versuchen, und wenn ich ohne Unfall ankomme, so werde ich's Ihnen schreiben.

Erinnert sich denn der liebenswürdige Baron Studnitz[1] meiner noch? Nun, wenn ich nicht nach dem Kongo gehe, so werde ich nach Gotha kommen, um ihn zu umarmen und den Rest meines Lebens bei dem Fürsten zu verbringen, der juxta cormeum ist, wie David, der auch nicht mehr wert war als ich, nach dem Herzen unseres Herrgotts war.

---

[1]) Oberzeremonienmeister am Hof von Sachsen-Gotha, zu dem Grimm besonders nahe Beziehungen hatte.

Ich habe weder dem Marquis, noch meinem lieben Grimm, noch dem Abbé Morellet, noch dem Baron von Gleichen[1] bis jetzt geantwortet, und auch hieran trägt nur Herr von Sartine die Schuld. Wenn Sie mir meine Fröhlichkeit nicht wieder geben, so werde ich an niemand mehr schreiben; denn hier habe ich sonst nichts, was mich quält, außer dem Mangel an Vergnügungen, an Gesellschaften, an Freunden, an Schülern, an Diners, an Soupers, an Geld, an Gesundheit, an Fröhlichkeit, an angenehmen Geschäften, an Liebe; aber dafür hab' ich die Freundschaft des Ministers, den Ärger der Neider, die Gefahr der Verleumdungen, die unabsehbare Schar der langweiligen Menschen, die Prozesse, den Palast, den Hof, auf den Straßen die Dudelsäcke und an den Füßen die Hühneraugen. Und Sie wollen, daß ich über die Indische Kompagnie schreibe! I nunc et versus tecum meditare canoros.[2] Ein Wort noch zu Ihrem letzten Brief vor dem vom 4. Sie kommen mir vor wie Balaam und Kaiphas, die, ohne etwas vorher zu wissen, prophezeiten und Gutes sagten, obwohl sie Böses sagen wollten. Sie konnten einem großen, sehr eleganten und sehr hübschen Frauenzimmer nichts Besseres sagen, als: die Möbel fischt man alle drei Jahre aus dem Wasser. Dies ist buchstäblich war. Diese Frauen haben Extranetze, um alle drei Jahre neue Möbel zu bekommen, und daß sie ‚ihren Wasserplatz verkaufen', das ist ebenfalls wahr.

Ich bin traurig über die Katastrophe in des Barons Haus; aber ich sah voraus, daß der Baronin Geschmack für die Einsamkeit schließlich zu dieser Veränderung führen würde. Ich hoffe, der kleine antike Stein, den ich Ihnen schickte, war nach dem Geschmack Ihrer Frau Tochter. Behalten Sie mich lieb, und denken Sie nicht, daß ich Sie oder meine Freunde vergesse. Wozu würde mir ein gutes Gedächtnis oder eine lebhafte Einbildungskraft nützen, wenn ich vergäße, was meines Lebens Glück war und vielleicht noch sein wird. Leben Sie wohl! Guten Abend!

---

[1]) Karl Heinrich, Baron von Gleichen, dänischer Gesandter am französischen Hofe von 1763—70 und Günstling Choiseuls. Seine „Souvenirs" (Paris, Techener, 1868) sind von Bedeutung für die Kulturgeschichte der Zeit. [2]) Horaz, Epist. II, 76.

19.

An dieſelbe.

Neapel, den 20. Januar 1770.

Verehrte Dame,

in der tiefen Verzweiflung, in die mich die Widerwärtigkeiten ſtürzten, die meinem Werke widerfuhren, hatte ich nicht den Mut, Ihnen auf Ihren Brief vom 13. zu antworten. Ich ſagte: Warten wir ab, ſehen wir zu, wie es weiter gehen wird. Der Kurier reiſte am 25. von Paris ab, konnte aber die Hinderniſſe von Schneefällen und ausgetretenen Flüſſen nicht überwinden, und ſo ſind wir eine Woche ohne Briefe von Frankreich geblieben. Jetzt empfange ich zu gleicher Zeit Ihre beiden Briefe vom 25. und vom erſten. Ich weiß noch nicht, ob ich jetzt vor Unglück ſicher bin, noch auch, ob ich meine armſeligen 100 Louis bekommen werde; denn die ſind mein ganzer Ehrgeiz, mein Ruhm, meine Tugend.

Ich bemerke jedoch, daß ein Generalkontrolleur[1] geſtürzt werden, daß ungeheure Bankerotte eintreten, daß Staatsumwälzungen heraufbeſchworen werden mußten, damit mein kleines Buch erſcheinen konnte. Die Nacht, die Herkules gebar, war bei weitem nicht ſo lang und gewitterſtürmiſch. Um Gotteswillen, ſchicken Sie mir nicht die Kritiken; ſchreiben Sie mir nur, wie der Abſatz war, und ob der Buchhändler den Schatzmeiſtern der Poſt und der Bretagne Geſellſchaft leiſten muß.[2] Das iſt das einzige, was Intereſſe für mich hat.

Ich werde mich bemühen, regelmäßig die Gazette de Paris zu erhalten; ich will das mit Suard abmachen. Sein Rheumatismus und Ihre Koliken ſind gar nichts Gutes. Die ſchicken

---

[1]) Maynon d'Invault, eine Kreatur Choiſeuls; ſein Nachfolger war der Abbé Terray, der das Werk Galianis ſofort freigab. [2]) Anſpielung auf Billard, den Kaſſierer der Poſten, der im Januar 1770 mit 4 Millionen Schulden Bankrott machte. Als der Abbé Terray die Renten kürzte, ſchrieb ein Witzbold über ſeine Tür: „Hier ſpielt man das edle Billardſpiel.“ (Mémoires secrets, V, 96).

Sie bald fort; aber keine Bäder, bitte. Frische Milch mit Provencer Honig; in drei Tagen sind Sie daran gewöhnt und sind gesund.

Die Georgica[1] sind für unser Zeitalter kein poetischer Gegenstand mehr. Der Dichter muß einem ackerbauenden Volke angehören und dessen frommen Glauben teilen, um mit Begeisterung und Erhabenheit von Bienen, Lauch und Zwiebeln sprechen zu können. Was soll man anfangen mit eurer traurigen Wesenseinheit und Transsubstantiation? Es gibt zwei Arten von Religionen: die der Völker der Neuzeit sind heiter: Ackerbau, Medizin, Ringkunst und Bevölkerungslehre; die der alten Völker sind traurig: Metaphysik, Rhetorik, Beschaulichkeit, Seelengröße. Sie führen notwendigerweise zur Vernachlässigung des Landbaues, der Volksvermehrung, der Gesundheit und des Vergnügens. Wir sind alt.

Ich will noch ein Wort über Ihren ersten Brief sagen. Sie wundern sich darüber, daß Voltaire in seiner Broschüre ‚Tout en Dieu'[2] nur zwanzig Seiten gebraucht hat, um vom Urgrund und seinen Wirkungen zu sprechen. Ich bin erstaunt darüber, daß es so viel ist. Wer da sagt: ‚Alles in Gott', der sagt damit auch klar und deutlich ‚Gott ist das All'; denn wer sagt, daß die zwei und die drei in der Fünf stecken, sagt zugleich, daß die fünf nur die Verbindung von drei und zwei ist, und damit ist alles gesagt. Wie zum Henker soll man eine Broschüre mit einer Sache füllen, von der ich nicht zwanzig Zeilen schreiben könnte, ohne ein Gleichnis heranzuziehen. Voltaire hat diesmal Pech gehabt. Er wollte sich als Deist aufspielen, und ohne daß er's merkte, kam dabei der Atheist zum Vorschein. Der Krug geht solange zu Wasser ꝛc. Man muß nie zu lange auf diesen Materien herumrutschen, sonst gleitet man aus.

Gerechter ist vielleicht sein Zorn gegen die Fastenzeit und den getrockneten Stockfisch. Mir gefällt er auch nicht mehr, aber sein Eifern gegen die Feste ist abgeschmackt. Er hält sie für eine göttliche Einrichtung, und darum haben sie ihn verschnupft.

[1]) Anspielung auf die „Géorgiques" des Abbé Delille, die eben erschienen waren. [2]) „Tout en Dieu, commentaire sur Malebranche", das Voltaire unter dem Pseudonym des Abbé de Tilladet veröffentlichte. (Oeuvres, XXVIII.)

Aber er täuſcht ſich, ſie ſind eine menſchliche Einrichtung. Sie ſind nicht für Gott, ſondern für den Menſchen gemacht, und darum ſollte Voltaire ſie achten. Er hat wieder mal ſeinen H... mit ſeinen Hoſen verwechſelt. Die Adorateurs[1] dagegen mögen nach den Proben, die Sie mir davon geben, wohl ein gutes Buch ſein. In einem Dialog muß jeder bei ſeiner Meinung bleiben.

Das Briefchen unſeres lieben Marquis iſt mehr wert als dieſer ganze Kram. Machen Sie Antoinette Roſe mein Kompliment zu ihrem Debût.

Grimm hat ſich viel Mühe mit Korrigieren gegeben bei einem Werke, das meinen Freunden vielleicht teuer geweſen wäre durch ſeine Unvollkommenheiten, die die ſchreckliche Haſt meiner Abreiſe verraten. Meine Geſundheit iſt immer dieſelbe. Meine Langweile iſt immer die gleiche. Übrigens, was weiß man denn?

Leben Sie wohl, liebe, ſchöne Dame!

20.

An dieſelbe.

Neapel, am 27ſten Tage d. J. 1770.

Madame,

Ihr Brief vom 6. kommt eben an, und Sie überzeugen mich darin endgültig, daß die Würfel gefälſcht ſind, trotz allem, was der Baron ſagt, der immer in ſeinem Leben Paſch wirft, während ich nur Einſer werfe. Sehen Sie denn nicht klar ein, daß das einzige, was mich hierbei intereſſiert — nämlich meine armen hundert Louis — mit unerhörten, unbegreiflichen, unmöglich zu erklärenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat? Schwören Sie alſo, Madame, ich ſchwöre ebenfalls. Gewiſſe Heilige wollen beſchworen ſein, ſagte ein berühmter Gichtkranker.

---

[1]) „Les Adorateurs, ou les louanges de Dieu, de M. Imhof, traduit du latin.“ Die Schrift iſt von Voltaire, der ſie, ſeiner Gewohnheit nach, unter einem Pſeudonym erſcheinen ließ. (Oeuvres, XXIX, p. 140.)

Über die Widersprüche Panurgs[1] wundere ich mich gar nicht. Das ist ein Mann, der das Herz im Kopfe und den Kopf im Herzen hat. Seine Vernunftschlüsse sind von Leidenschaft diktiert, seine Handlungen von Prinzipien. Darum liebe ich ihn von ganzem Herzen, obgleich ich meine Vernunftschlüsse anders ziehe, und er liebt mich ebenfalls über alle Maßen, weil er mich für einen kleinen Macchiavell hält. Übrigens glaube ich, daß sein Herz, das tugendhafteste und schönste der Welt, seinen Verstand mit fortreißen und daß er schließlich nicht mehr entgegnen und mich nur noch lieber haben wird. Er wird bei der zweiten oder dritten Lektüre des Werkes bemerken, daß der Chevalier Zanobi[2] nicht ein Wort von all dem, was er sagt, glaubt oder denkt, daß er der größte Skeptiker und der größte Akademiker der Welt ist. Daß er an nichts glaubt, an nichts, nichts, nichts. Aber, bitte bitte, Madame, lassen Sie dieses Wort, das der Schlüssel des Geheimnisses ist, nicht verlauten! Warten wir ab, und vergnügen wir uns damit zuzusehen, wie lange ich für Paris unverständlich bleiben werde und wie lange es sich über eine endlose Frage erhitzen wird. Grimm allein hatte mich sofort verstanden und erraten, daß das Buch keinen Schluß haben konnte; für die Maulaffen von Paris, die immer Schlüsse haben wollen, mußte er einen Schluß hinzufügen. Übrigens ist das Buch recht wohl das Buch eines Philosophen, und ein solches allein ist fähig, einen Philosophen und Staatsmann heranzubilden, d. h. einen Menschen, der den Schlüssel zum Geheimnis besitzt, und der weiß, daß das All schließlich zu Null wird. Der Abbé Raynal[3] sagt mit vollem Recht, daß das Werk tief sei. Es ist höllisch tief, denn es ist hohl und nichts drunter. Diejenigen, welche sagten, daß die Prinzipien darin allzusehr herumverstreut wären, haben das vollendetste Lob des Dialogs ausgesprochen; aber ‚Gespräche' sind in Paris eine fast unbekannte Stilart. Wer sich die Mühe macht, meine Ideen miteinander zu verknüpfen, wird vielleicht den Zweck des Werkes erraten. Sie haben mir

---

[1]) Spitzname, den Galiani dem Abbé Morellet gibt. [2]) Der Galiani in den Dialogen vertritt. [3]) Guillaume Thomas François R. (1711—96), der als Philosoph eines großen Rufes genoß. An seiner „Histoire philosophique des deux Indes" soll Diderot mitgearbeitet haben.

den ersten Erfolg der Grenadiersalve der ersten Reihe mitgeteilt. Ich erwarte begierig den Lärm der Trainsoldaten der Armee, der diabolisch sein wird. Aber teilen Sie mir auch ja mit, wie Voltaire darüber denkt.

Sie werden sicher ein Exemplar in meinem Namen an meinen lieben Fürsten von Sachsen-Gotha[1] schicken. Veranlassen Sie meine Freunde, die das Werk gelesen haben, mir zu schreiben. Diesmal will ich gern die Portokosten bezahlen.

Noch eins: da man den Verfasser kennt, so schmeichle ich mir damit, daß Sie sicher meinen Freunden gesagt haben werden, unter wie traurigen Umständen dies unglückliche Kind empfangen wurde und vorzeitig zur Welt kam. Ich weiß selbst nicht, was es ist, aber ich konnte es nicht ein einziges Mal kalten Blutes lesen. Ich hatte das Originalmanuskript in Ihren Händen gelesen, und so weiß ich nichts mehr davon. Das geht das Publikum nichts an, aber ich hoffe, daß es meine Freunde mit mehr Duldsamkeit lesen werden; denn hoffentlich ruft ihnen die Lektüre die Erinnerung an den Ton meiner Stimme, meine Art zu sprechen, meine Gebärden zurück, und mehr verlange ich nicht. Lieb haben soll man mich, zum Henker, das verdiene ich in jeder Weise; denn es wird lange dauern, bis man in Paris einen liebenswürdigeren Fremden sieht als mich!

Und noch eins: Schicken Sie, bitte, sofort in meinem Namen, weil ich als Verfasser bekannt bin, ein Exemplar an Herrn Baudouin,[2] den jungverheirateten Berichterstatter im Staatsrat, Place Vendôme.

An eine zweite Auflage ist ja nicht zu denken, wenn die erste nicht verkauft wird. Falls sie aber doch verkauft werden sollte, so möchte ich der zweiten Ausgabe einen Dialog hinzufügen, worin das System der Lagermagazine — wodurch einzig

[1]) Ernst II., (1745—1804), Herzog von Sachsen-Gotha. [2]) Baudouin de Guemadeuc, Requetenmeister und Intendant zu Bordeaux, (1734—1817), den Galiani in dem Präsidenten seiner Dialoge im Auge hatte. Er soll der Verfasser des Pamphlets „L'Espion dévalisé", Londres 1782, sein, in dem der Herzog von Choiseul übel mitgenommen wurde. Er mußte sein Amt wegen Diebstahls eines goldenen Bestecks niederlegen. Das Pamphlet wurde eine Zeit lang, mit Unrecht, dem Grafen Mirabeau zugeschrieben. Galiani erfuhr erst später von der Unwürdigkeit seines Korrespondenten.

und allein der Getreidehandel in Frankreich möglich zu machen wäre — auseinander geſetzt wird. Und da ich immer von Geld träume, ſo wird mir der Buchhändler 25 Louis für dieſen neuen Dialog zahlen. Aber — werden Sie mir ſagen — können Sie denn fern von Paris Dialoge verfaſſen? Nein, allerdings nicht. Ich befinde mich hier in einem unbegreiflichen Zuſtand von trauriger Niedergeſchlagenheit. Meine Reiſe nach dem Kongo iſt unausführbar. Man macht mir dafür hier den Vorſchlag, nach der Inſel Kuba zu gehen. Das iſt nicht mein Weg, antworte ich traurig. Wiſſen Sie, was ich jetzt tue? Ich beſchäftige mich ernſtlich damit, alle meine kleinen Jugendarbeiten zu ordnen, um ſie unter dem Namen Juvenilia drucken zu laſſen. Sie ſind alle italieniſch geſchrieben. Es ſind Abhandlungen, Verſe, Proſa, Altertumsforſchungen, abgeriſſene Gedanken. Es iſt freilich ſehr jugendlich. Aber es iſt von mir.

Leben Sie wohl, meine unvergleichliche Dulcinea. Nicht wahr, Sie haben mich lieb?

21.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 3. Februar 1770.

Ihr Brief vom 9. Januar, mein Herr, hat mir ſoviel Freude gemacht, daß ich augenblicklich den Entſchluß faßte, Ihnen künftighin direkt durch die Poſt zu ſchreiben, und ich bitte Sie, mir ebenſo zu antworten. Man muß ſchon verſchwenderiſch ſein. Das Bedauern um das Geldausgeben kommt wirklich nicht dem Bedauern gleich, das ich empfinde, weil ich nicht mit Ihnen an Ihrem Kamin über Münzen, über Politik, über Neuigkeiten, über Literatur plaudern kann. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, fern von Paris zu ſein. Ehe ich aber Ihnen auf Ihren Brief antworte, will ich Ihnen ſagen, was ich dieſe verfloſſenen Tage über für Sie getan habe.

Der Pächter meiner Abtei, die zwiſchen Paeſtum und Velia liegt, brachte mir einen kleinen Münzenſchatz, den Bauern unter

der Erde gefunden hatten. Es waren etwa fünfzig Silbermünzen, ein Dutzend bronzen, alle aus griechischen Städten unseres Königreiches stammend. Die Dummköpfe hatten, um sie zu reinigen, sie unbarmherzig gerieben und die meisten beschädigt. Glücklicherweise war der Schaden nicht groß, da es lauter bekannte Münzen waren. Ich habe aber doch elf silberne, die besten, ausgewählt und hoffe, Sie finden in dieser Zahl fünf oder sechs, die Ihnen gut gefallen werden. Es ist eine sehr merkwürdige von Velia darunter. Eine von Tarent scheint mir ein Unikum zu sein, man liest darauf ΤΑΠΑΝΤΙΝΩΝΗΜ. Ich verstehe diese Umschrift nicht. Eine von Metapont ist, glaube ich, in einem unglücklichen Jahre geprägt worden, weil auf der einen Seite die Ähre durch eine Heuschrecke zernagt ist und auf der andern Seite eine Gestalt eine junge Pflanze auszureißen und abzuschneiden scheint. Endlich ist eine sehr hübsche von Tarent da, mit einer beachtenswerten Rückseite. Ich habe im ganzen 22 Lire bezahlt. Vierzehn oder sechzehn sind von ziemlich bedeutendem Wert, so daß Sie sicher mit dem Kauf sehr zufrieden sein werden.

Ich habe das kleine Paket gestern nach Rom abgehen lassen, damit es Herrn de la Reynière, der es Ihnen wieder zustellt, mit der Post geschickt werde. Wenn Sie nicht in bar bezahlen wollen, so gestehe ich Ihnen im Vertrauen, daß ich lieber als Geld zwei große Bronzemünzen hätte, die in Ihrer Doublettensammlung sind und deren Fehlen der Hauptsammlung keinen Abbruch tun wird. Die eine ist eine Augustusmünze, große Bronze mit seinem Kopf, auf der Rückseite die Stadt Bilbilis und ein Mann zu Pferd. Die andere zeigt die Getreidespende von Geta mit verschiedenen Figuren. Wenn Sie sie jedoch höher schätzen oder Ihre Sammlung nicht angreifen wollen, so können Sie das Geld an Herrn Nicolai, den Sekretär meines Gesandten, nach seinem Hotel Rue de Grenelle, schicken; überhaupt können Sie an ihn entrichten, was ich hier für Sie auslegen werde. Die Münzen, die Sie mir schicken, bitte ich durch Herrn de la Reynière an meine Adresse nach Rom zu senden, postlagernd. Ich werde sie von der Post abholen lassen.

Ich werde Ihren Brief an Herrn Zarillo[1] lesen, und Ihnen den Ämilian und die andere, die Sie haben wollen, schicken. Ich selbst hätte diesen Ämilian gern behalten, bin aber so erkenntlich für Ihre Güte, daß ich meinen Teil vom Kuchen stets nur nach Ihnen haben will. D'Enneri muß gestern nach Rom abgereist sein. Er hat hier wenig Neuerwerbungen gemacht. Das Nähere schreibe ich Ihnen in der nächsten Woche, wo ich mehr Zeit haben werde. Es freut mich sehr, daß Sie wieder etwas veröffentlichen; ich werde Ihnen mitteilen, an wen Sie das Buch für mich schicken können. Sie wissen, wie aufrichtig ich, mein Herr, Ihr ergebner und gehorsamer Diener bin.

Herr d'Enneri hat mir die Nachricht vom Tode des Herrn Burlamaqui[2] mitgeteilt. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, ob man sein Münzkabinett verkaufen wird, und mir Näheres mitzuteilen. Vor allem liegt mir daran zu wissen, ob die Abteilung großer Bronzemünzen Wert hat; denn die meine, obgleich 1800 Münzen zählend, ist noch sehr dürftig. Die Mittelbronzen des Herrn Burlamaqui seien schön, sagt mir Herr d'Enneri. Schön ist aber in meiner Sammlung die Abteilung der lateinischen Münzen; sind es daher in der Sammlung des Herrn Burlamaqui keine gut erhaltenen griechischen Münzen, so liegt mir nichts daran. Endlich bitte ich Sie, mir zu sagen, ob auch Serien vom byzantinischen Reich dabei sind, sowie kleine Bonzemünzen. Ich versichere Sie aufs neue meiner Hochachtung.

22.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 3. Februar 1770.

Madame,

endlich habe ich ein Exemplar des Buches erhalten, das in Paris soviel Staub aufgewirbelt hat,[3] ich las es mit großer Begierde,

[1]) Neapolitanischer Numismatiker und Archäolog, der später unter französischer Herrschaft Präsident der Représentation nationale provisoire war und die Ausgrabungen zu Pompeji für Frankreich leitete, deren Ergebnisse sich im Louvre befinden. Als die Bourbonen wieder Neapel besetzten, wurde er verbannt; er zog nach Frankreich, wo ihm die Regierung bis zu seinem Tode eine bescheidene Pension bezahlte. [2]) Genfer Sammler. [3]) Die Dialoge über den Getreidehandel.

weil ich mich faſt nicht mehr deſſen entſann, was es enthielt. Auf Kennerwort! es iſt ein gutes Buch. Wenn es dem Abbé Raynal und unſerm lieben Schomberg gefallen hat, ſo bin ich zufrieden. Ich halte unendlich viel auf das Urteil dieſer beiden Männer. Madame du Deffant[1] hat, deſſen bin ich ganz ſicher, es nicht geleſen. Von Duclos[2] weiß ich, daß ſeine Meinung immer in Widerſpruch mit der der ganzen Welt iſt. So geht denn alles gut.

Ich habe wenig Veränderungen gefunden, aber das Wenige iſt von ſehr großer Wirkung. ‚Ein Nichts macht einen Menſchen ſchön.‘ Ich danke meinen Wohltätern[3] dafür, daß ich nicht dasſelbe von den Leuten ſagen kann, die die Korrekturen geleſen haben! Ich habe bei ihnen vier oder fünf ſchlimme Fehler gefunden, die unbedingt korrigiert werden müſſen, und wäre es mit Tinte und Feder in den unverkauften Exemplaren. Wenn der Abſatz eine zweite Ausgabe nötig macht, ſo bitte ich Sie, recht auf dieſe Korrekturen zu achten, und außerdem doch ja das Ende des dritten Dialogs[4] zu ſtreichen (wenn ich mich nicht irre), die Spielpartie, und dafür das Diner wieder einzufügen. Ich weiß nicht, warum Sie mich durchaus als Spieler hinſtellen wollen und nicht als Feinſchmecker. Ich bin Feinſchmecker und durchaus kein Spieler. Was iſt dabei, wenn man von Diners ſpricht, wenn man doch fortwährend von Getreide redet? Kurz, Madame, ich bitte Sie, fügen Sie mir das Diner wieder ein und nehmen Sie den Zuſatz fort, der mit dem Anfang des folgenden Geſprächs: ‚Während des Mahles‘ ꝛc. in Widerſpruch ſteht. Wir wollen doch nicht aus Rückſicht auf die Zimperlichen klein beigeben. Ich will ſein, was ich bin. Ich will reden, wie mirs beliebt, und wenn man mich nur kauft, ſo verlangen ich und mein Buchhändler nichts weiter.

---

[1]) Marie de Vichy-Chamrond, Marquiſe, die berühmte Freundin Voltaires (1697—1780), die trotz ihres Alters und ihrer Blindheit ihre leidenſchaftliche Teilnahme an allen Ereigniſſen der Zeit bewahrt hatte. [2]) Charles Pinot Duclos (1704—1772), Hiſtoriograph von Frankreich, Verfaſſer der „Mémoires secrets sur le règne de Louis XIV., la Régence et le règne de Louis XV.“, Paris 1791, und des Romans „Confessions du Comte * * *“, Paris 1742. Chamfort ſchildert ihn in ſeinen Anekdoten als Diogenesnatur. [3]) Diderot, Grimm und Frau von Epinay, die das Werk übergangen hatten. [4]) Soll heißen im 5. Dialoge.

Der liebe Abbé Panurg[1] hat ſich alſo den Finger zerſchunden, um mich lebendigen Leibes zu ſchinden und desgleichen vielleicht die Ohren der Hörer. Aber warum widerlegt er mich, da ich doch noch nicht einmal alles geſagt habe? Ich bitte Sie inſtändigſt, Madame, allen denen, die wiſſen, daß das Buch von mir iſt, die traurige Geſchichte dieſes unglücklichen Werkes zu erzählen. Den letzten Dialog habe ich unter Schluchzen geſchrieben, und Sie wiſſen, daß er nicht fertig iſt. Es fehlt daran gerade das Wichtigſte meines Syſtems. Der Abbé ſollte mich bis zum Ende anhören. Iſt er aber unerbittlich, ſo leſen Sie ihm, bitte, meinen Brief[2] über die Indiſche Kompagnie vor und machen Sie ihn wenigſtens ganz wütend.

Ich antworte nun auf Ihren Brief vom 14., der in dieſem Augenblick eintrifft. Wer von Schwierigkeiten redet wegen des doppelten Schadens, den meine Ein- und Ausfuhrrechte der vom Auslande Getreide beziehenden Spekulanten verurſachen würden, der kennt ſeine eignen Landesgeſetze nicht. Schon vor zwei Jahren iſt dieſe Unbequemlichkeit durch eine Erklärung des Königs ausgeglichen worden. Sie beſtand, obgleich in geringerm Maße auf Grund der durch das Edikt feſtgeſetzten Zölle, die für die Einfuhr eins vom hundert, für die Ausfuhr ein halb vom hundert betrugen. Die Bekanntmachung ſagt, daß das ankommende Getreide vorläufig als Lagergut betrachtet wird; daß die franzöſiſchen Häfen für Getreide Freihäfen ſein ſollen, und daß der einprozentige Zoll nicht bezahlt wird, wenn das fremde Getreide wieder ausgeführt wird. Dieſes Geſetz beſteht. Hätte ich meine Papiere in Ordnung, ſo würde ich es Ihnen von hier aus zuſchicken; Sie ſelbſt kauften es mir für 44 Sous. So brauchte ich alſo von einem weiſen bereits beſtehenden Geſetz gar nicht ſprechen. Übrigens würde ich davon geſprochen haben, wenn ich mein Syſtem der Magazine und Freihäfen auseinander geſetzt

---

[1]) Der Abbé Morellet ſchrieb an ſeiner Widerlegung der Dialoge mit ſolchem Eifer, daß ſich, wie Grimm in ſeiner Correspondance littéraire erzählt (IX, 82), die Haut an der Spitze ſeines kleinen Fingers ablöſte. Die „Réfutation de l'ouvrage qui a pour titre Dialogues sur le commerce des blés" erſchien erſt 1774. [2]) Der Brief, auf den Galiani hier anſpielt, iſt verloren gegangen.

hätte, kurz, wenn ich von den Caricatori[1] gesprochen hätte, die in Frankreich eingerichtet werden müssen, wie sie bereits in Sizilien bestehen; aber ich bin abgereist, oder, besser gesagt, aus Paris fortgerissen worden, und man hat mir das Herz aus der Brust gerissen. Was verlangen Sie von mir! Sie sollen also auf diesen Einwurf nicht die Antwort geben, die Sie mir in Ihrem Brief schreiben; kaufen Sie diese Bekanntmachung und zeigen Sie sie. Man wird sehen, daß die Unbequemlichkeit nicht existiert, weil nach der Bestimmung die Zölle nur bezahlt werden, wenn das Getreide wirklich eingeführt wird, nicht wenn man es in die Speicher der Handelsstädte ausladet, sondern wenn man es an die Einwohner des Landes verkauft; und ebenso genügt es, wenn man das Getreide wieder ausführen will, die bei der Ankunft gemachte Zollerklärung vorzuzeigen, und man kann frei mit der nicht verkauften Getreidemenge von dannen gehen, ohne etwas zu bezahlen. All dies ist schon geschehen und von der französischen Regierung vor zwei Jahren mit großer Weisheit und allen Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung von Schmuggeleien festgesetzt worden. Dennoch danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie mir darüber schrieben. Es gibt mir einen Stoff zu dem geplanten neuen Gespräch.

Bitte, tun Sie mir den Gefallen, und veranlassen Sie Grimm, Schomberg und den Baron, und alle Bekannten, an mich zu schreiben. Das ist nötig für mein Seelenheil. Ich bin verdammt, in Verzweiflung zu sterben, wenn meine Freunde mich vergessen. Tausend Dank an Fräulein von Lespinasse für ihre Beharrlichkeit, womit sie meine schlechten Scherze gut findet.

Leben Sie wohl, schöne Dame. Ich kann Ihnen heut Abend nicht mehr schreiben. Umarmen Sie meinen lieben Philosophen und umarmen Sie sich selbst in meinem Namen. Hat Herr von Sartine das Blatt über die Einrichtung der Pfandanstalten[2] bekommen, das ich ihm aus Genua schickte? Leben Sie wohl!

---

[1]) Getreidelager in Sizilien. [2]) Die Denkschrift über die lombards ist dem Briefe an Sartine vom 27. April 1770 angefügt. Die andere, in dem Galiani die Frage der Getreidelager behandelt, findet sich abgedruckt in der Asseschen Ausgabe der Briefe Galianis (1. Band, Anhang), Paris 1880, bei G. Charpentier.

P.S. Madame, bitte, schicken Sie ein Exemplar der ‚Gespräche' als Geschenk von mir an Herrn Pellerin, ehemaligen ersten Rat im Marineministerium, Rue Richelieu. Ich habe diesen Mann von altem Schrot und Korn sehr lieb.

23.

An dieselbe.

Neapel, den 11. Februar 1770.

Madame,

ich bin sehr betrübt darüber, daß Sie mir in Ihrem Briefe vom 22. mitteilen, Ihre Gesundheit verhindere Sie daran, mir mehr zu schreiben. Wie? Wären Sie etwa krank geworden, weil Sie sich für mich herumgestritten und herumgeschlagen haben? Tun Sie das um Himmelswillen nicht, dann lassen Sie lieber Werk und Autor in Trümmer gehen. Lärm und Zwiespalt sah der Chevalier Zanobi[1] voraus.

Aber Baron Holbach und Diderot verlangten die Veröffentlichung; sie wollen sich von der Manie, den Menschen Gutes zu tun, nicht heilen lassen. Mit Vergnügen las ich Voltaires Urteil.[2] Wir werden jetzt das der Parlamente von Rouen und Paris und die anklagenden der andern hören. Inzwischen möchte ich die Meinungen folgender Personen wissen: Marmontels, des Grafen von Creutz,[3] Thomas',[4] des Chevalier von Chastellux,[5] des Grafen

---

[1]) Person der Dialoge. [2]) Voltaire schrieb am 10. Januar 1770 an Diderot: „Plato und Molière scheinen sich vereinigt zu haben, um dies Werk zu schaffen. Ich habe erst zwei Drittel gelesen; ich erwarte den Ausgang des Stücks mit großer Ungeduld. Niemals hat man besser und gefälliger geurteilt. Welch spaßiges, reizendes Buch sind doch diese Dialoge über den Getreidehandel!" [3]) Der schwedische Gesandte am französischen Hof, 1766—83. [4]) Literat. [5]) Dieser verkehrte in den Kreisen der Generalpächter und Geldleute. Er schrieb als Dilettant Schauspiele, die im Schloß La Chevrette, das früher dem Herrn von Epinay gehört hatte und von dem königlichen Schatzverweser Magnanville erworben wurde, zur Aufführung gelangten. Man kennt von ihm: „Les amants Portugais" (in einem Akt), „Les Prétentions" (in drei Akten) und eine Nachahmung von Shakespeares „Romeo und Julia".

d'Albaret,[1] Bernards,[2] Herrn Turgots,[3] und beſonders d'Alainvilles,[4] den ich am meiſten ſchätze; denn die andern ſind Kinder im Vergleich zum großen Alain. Das iſt ein Philoſoph nach meinem Herzen. Ich beauftrage ihn, den Abbé Morellet bei einer Picknickpartie in Gros-Caillou[5] zu widerlegen, wo ſie mit Aalen in der Hand kämpfen können. Die übrigen Urteile errate ich ungefähr.

Leben Sie wohl, ſchöne Dame, wenn das Buch geht, ſo wird der Buchhändler bezahlen. Das iſt etwas Erhabenes!

24.

An dieſelbe.

Caſerta,[6] den 24. Februar 1770.

Madame,

Sie halten mich für einen ſo kleinen Philoſophen, daß Sie mir die Antworten, die Erwiderungen, die Beleidigungen, die man gegen den unglücklichen Chevalier Zanobi ſpeit, nicht ſenden wollen? Sie hätten mir das größte Vergnügen gemacht, ſie mir durch die Poſt zuzuſenden. Ich bin auf alles vorbereitet; die ‚Fron des Weiſen iſt, den Menſchen Gutes zu tun.'

Ich entſinne mich, daß ich zwei Poſttage oder auch wohl, höchſtens, drei, Ihnen nicht geſchrieben habe. Aber Herr Nicolai,[7]

[1]) Wahrſcheinlich der Sohn des Intendanten von Rouſſillon. Collé (Journal, III, p. 300) ſchildert ihn als großen Spötter; auch zu Voltaire hatte er Beziehungen; er beſuchte den Patriarchen auf ſeinem Landgut „Les délices", wo er als Schauſpieler in dem Voltaireſchen Haustheater auftrat (Voltaire an den Grafen von Albaret, 16. Auguſt 1759. Oeuvres, XXXVII, p. 259). [2]) Pierre Joſeph (1710—75), genannt Gentil Bernard, Generalſekretär der Dragoner und Verfaſſer der „Art d'aimer" und einer beliebten Oper „Caſtor und Pollux", zu der Rameau die Muſik ſchrieb. [3]) Anne Robert Jacques Turgot, Baron de l'Aulne (1727—1781), der berühmte Staatsmann, Anhänger der Phyſiokraten, der vier Jahre darauf Finanzminiſter wurde, aber nur zwei Jahre im Amte blieb. (Vergl. Léon Say, Turgot, Paris 1891, Hachette). [4]) Freund des Barons Holbach, Grimms und der Frau von Epinay. [5]) Berühmtes Reſtaurant an der Seine, unterhalb der Invaliden, wo man „matelottes", ein Fiſchgericht, aß, das einen Louisd'or koſtete. [6]) Die königliche Reſidenz bei Neapel, mit berühmten Gartenanlagen in franzöſiſchem Geſchmack. [7]) Neapolitaniſcher Geſandtſchaftsſekretär zu Paris.

dem ich meine Briefe ſchicke, wird ſie Gatti gegeben haben, und dann ſind wir lackiert! Solitus delinquere, wird er ſie verlegt haben, was mich zur Verzweiflung bringt, denn es waren reizende darunter. Von Ihnen habe ich regelmäßig Briefe erhalten, nur vergangene Woche nicht. Sie ſagen mir, Sie haben mir geſchrieben, ſo iſt alſo auch einer der Ihrigen verloren gegangen. Der Fehler iſt in Paris gemacht worden. Verſuchen Sie, es anders einzurichten. Ich glaube, es wäre das beſte, ſich der Stadtpoſt zu bedienen. Sie ſchicken die Briefe an den Sekretär des Herrn Geſandten, und der wird Ihnen die meinigen ſchicken. Welch eine Kälte kommt durch dieſe tödliche Ungewißheit in einen Briefwechſel hinein! Aber glauben Sie nicht, daß dieſe Kälte mir das Vergnügen, Ihnen zu ſchreiben, abkühlen kann!

Warum führen Sie den guten Abbé Morellet hinters Licht? Ich bin ſchuldig wie er, das geſtehe ich Ihnen; ich bin ein falſcher Prophet. Ich hätte erraten ſollen, daß er in dem Diktionär,[1] den er machen will, nationalökonomiſchen Unſinn faſeln würde; denn Herr d'Invaux[2] bezahlt ihn ja. Ich habe unrecht; aber er kann machen, was er will, ich werde ihn immer gern haben, trotz ſeinen Antworten, ſeinen Entgegnungen und ſeiner neuen physionomie rurale.

Leben Sie wohl, ſchöne Dame. Sorgen Sie für ſichere Briefbeförderung.

25.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 24. Februar 1770.

Mein Herr,

ich hatte die Ehre, Ihnen am vorletzten Poſttag ein kleines Paketchen mit elf Silbermünzen an die Adreſſe des Herrn de

[1]) Dictionnaire du commerce, von dem nur der Proſpekt in 8° erſchienen iſt. [2]) Maynon d'Invault, Generalkontroleur, Schwager des Herrn Trudaine de Montigny; er gab am 29. Dezember 1769 ſeine Demiſſion. Sein Nachfolger war der Abbé Terray. Morellet nahm von allen möglichen Gewalthabern Geld für ſeine publiziſtiſche Tätigkeit.

la Reynière zu schicken. Ich kaufte sie für Sie und bezahlte dafür nur 22 Livres. In der vergangenen Woche hab ich wieder eine kleine Schachtel mit dem Ämilian und der Münze von Aquino geschickt. Die Münze von Nola in Bronze gefiel Herrn d'Ennery. Er bot Herrn Zarillo 36 Livres dafür. Da ich dies für einen unsinnigen Preis hielt, so erlaubte ich ihm, sie zu verkaufen, weil ich Ihnen niemals geraten hätte, sie zu diesem Preise zu erwerben. Er hat auch die Münze Sardianon erworben, was mir gar nicht leid tut; denn sie war schlecht erhalten. Er hätte gern auch den Ämilian und die Münze von Aquino gehabt, aber ich erlaubte es nicht. Für den Ämilian zahlte ich an Herrn Zarillo 50 Livres. Die Münze von Aquino schätzt er auf 10 Livres; gefällt sie Ihnen zu diesem Preise, so können Sie sie behalten. Liegt Ihnen nichts daran, so schadet das nichts. Sie geben sie an Herrn d'Ennery, wenn er nach Paris kommt. Er wünscht sie zu besitzen, und Abbé Zarillo wird mit ihm über den Preis schon einig werden.

Ich hatte mir erlaubt, Ihnen zu schreiben, Sie möchten mir, wenn es Ihnen keine Mühe und Umstände machte, zwei Münzen zum Austausch für meine Sendung schicken; ich wäre sehr froh darüber gewesen. Einen gleichen Vorschlag mache ich Ihnen bezüglich der fünfzig oder sechzig Livres. Wollen Sie sie in Silber bezahlen, so können Sie sie an Herrn Nicolai, den Sekretär des neapolitanischen Gesandten, einschicken. Wenn Sie mir aber Münzen dafür in Tausch schicken wollen, so bezeichne ich hiermit aus Ihrer Doublettensammlung großer Bronzen alle, die mir fehlen. Es sind nur vier:

1. Vitellius. L. Vitellius censor. 3 Figuren.
2. Diadumenian von der Colonie Berite.
3. Gordianus Africanus, junior. Virtus augg.
4. Pertinax. Schön.

Ich leugne nicht, daß diese Münzen sehr wertvoll sind; auch sollte nach meiner Meinung der Kauf erst dann abgeschlossen sein, wenn ich Ihnen genug gute und schöne Münzen geschickt haben werde, um den Preis dieser vier auszugleichen. Inzwischen können Sie die fünfzig oder sechzig Livres behalten, denn ich schmeichle mir mit der Hoffnung, Ihnen bald andere Münzen

ſchicken zu können. Ich ſoll eine Sendung beſichtigen, die von Smyrna angekommen iſt, und ich werde Ihnen Bericht darüber erſtatten.

Die Zeit drängt. Eben bin ich von Caſerta gekommen. Erhalten Sie mir Ihre koſtbare Freundſchaft. Herr d'Ennery iſt abgereiſt. Er hat keine großen Erwerbungen gemacht, doch hat er hier ſehr ſchöne Contorniaten erſtanden. In Rom hat er ſchöne Goldmünzen gefunden, auch fünf oder ſechs große Bronzemünzen der Kaiſerzeit, vor allen Dingen ein eben ausgegrabenes Amphitheater des Alexander Severus.

Sie kennen die Freundſchaft und Hochachtung Ihres ꝛc.

26.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 3. März 1770.

Madame,

der Brief meines liebenswürdigen Fürſten von Gotha[1] hat mir unendliche Freude bereitet. Wenn ich Ihnen ſagte, daß mir ſein Beifall wertvoller iſt als ſelbſt die Anerkennung Voltaires, ſo würde ich Ihnen nichts vorlügen. Nur den des Druckers zöge ich allen andern vor, aus guten und ſtichhaltigen Gründen. Der Fürſt ſagt mir, daß omne tulit punctum qui miscuit utile dulci,[2] aber ich empfehle ihm, dafür zu ſagen: Hinfort omne tulit punctum qui miscuit das Urteil des Druckers und das der Enzyklopädie.

Dennoch iſt etwas in des Fürſten Brief, was mir ſeinetwegen leid tut. Er iſt zu beſcheiden, und er läßt es merken. Ich muß eines Tages eine ſchöne Abhandlung verfaſſen, um ihn von dieſer Tugend zu heilen. Sie iſt überflüſſig an einem Fürſten, und ſie iſt nicht die einzige, die an einem Fürſten

[1]) Ludwig Ernſt, der Erbprinz von Gotha-Altenburg, den Galiani auf deſſen Pariſer Reiſe im Jahre 1768 in Paris kennen gelernt hatte. [2]) Horaz, Ad Pisones, 343.

überflüssig ist. Verstehen wir uns recht. Ein Fürst soll sich selber gegenüber bescheiden sein; er soll seinem eigenen Wissen mißtrauen und Ratschläge einholen. Sehr gut — aber er soll das niemals einem Menschen eingestehen, nicht mündlich, aber noch weniger schriftlich. Selbst denen gegenüber, welchen er die Ehre erweist, sie zu befragen, soll er imponierend auftreten, so daß sie glauben, er wisse sehr gut über den Gegenstand Bescheid. Die schlechten Ratgeber werden in ihm einen scharfsichtigen Richter fürchten; die guten werden sich schmeicheln, in ihm einen Kenner gefunden zu haben. Verrät er sein Geheimnis, so wird er nie einen guten Rat erhalten; denn sowie der Herr Rat merkt, daß sein Souverän über den Gegenstand nicht Bescheid weiß, wird er sich schön hüten, ihn darüber zu unterrichten; denn er würde daran arbeiten, sich entbehrlich zu machen, und das widerstrebt der menschlichen Natur. Wenn er aber im Gegenteil glaubt, daß der Fürst davon unterrichtet ist, so wird er all seine Kräfte aufbieten, um vor ihm zu glänzen, und wird das Beste all seiner Ware zu Markt bringen. Schließlich: das Wort eines Fürsten ist heilig. Er kann nur einmal sein Wort geben. Wenn er sagt: ich verstehe davon nichts, so wird man sich auf ihn berufen, dies wäre ein Unglück und zugleich, wie im Falle unseres lieben Fürsten, ganz und gar nicht wahr. Freilich hat es vielleicht andere Herrscher gegeben, die, falls sie gesagt hätten: ‚Ich verstehe nichts davon', damit das einzige heilige, unverletzlich von ihnen gehaltene Wort ausgesprochen hätten; aber diese Fürsten sind tot, von ihnen erzählt die Geschichte.

Bitten Sie inzwischen meinen lieben Grimm, dem Fürsten in meinem Namen alles zu sagen, was Herz und Geist ihm eingeben. Er ist Prophet von Beruf,[1] er ist hellsehend. So wird er sehr richtig erraten, was ich alles dieser jungen Menschenpflanze, die Deutschlands Hoffnung und eine Zierde der Menschheit ist, schreiben möchte.

Versichern Sie dem Buchhändler Merlin (ich glaube, so heißt er), daß der weise Merlin, im Vergleich zu ihm, nicht zwei

[1]) Anspielung auf das Grimmsche Schriftchen „Le petit prophète de Boemischbroda", in dem der Autor für den Komponisten Piccini eintrat.

Heller wert war: daß ich ihn zu einem viel größeren Zauberer als den andern machen werde, und daß ich ihm schon jetzt die Herausgabe von 193 Bänden, mit denen ich niederkommen will, verspreche, jedes Jahr einen, vorausgesetzt, daß er seinerseits mir ein so langes Leben verschafft. Ich will sogar aus meinen Arbeiten eine Tontine[1] machen (da es ja bei Ihnen dieses Gezücht nicht mehr gibt) so daß die letzte alle andern aufwiegt und in sich einschließt. Daraus können Sie beurteilen, daß diese Arbeit sehr kurz sein wird. Ja, meiner Treu, kurz wird sie sein; hier sehen Sie sie:

Band Einhundertdreiundneunzig.

$$X=0$$

Das Ganze gleich Null. Macchiavellino.

Raten Sie mir dazu, dies herauszugeben, ehe die andern erschienen sind? Sprechen wir lieber von etwas anderem. Wie, in Paris werden noch immer Leute angeführt? Ich glaubte, Herr Abbé Terray sei zur Zeit der einzige Mystifikateur; da aber auch Frau Luchet[2] sich damit befaßt, so hat man gut daran getan, sie zu ‚rügen'. Das wird sie nicht abhalten, ihren Fiaker weiter zu kutschieren.[3] Warum meinen Sie denn, das Abenteuer, das dem Bischof von Tarbes zustieß, hätte mir nicht passieren können? Ich

---

[1]) Tontine (nach einem italienischen Bankier des 17. Jahrhunderts, Lorenzo Tonti), eine Leibrentengesellschaft, bei der die länger lebenden Mitglieder Zinsen oder auch Kapital der früher Sterbenden erben. [2]) Die Marquise de Luchet, eine Genferin, in deren Haus einst ein Beamter (commis des fourrages) mit dem Spitznamen Milord Gor einen englischen Arzt mimte, was eine etwas leichtlebige Dame bewog, ihn auf der Stelle um eine Konsultation in einem Nebenzimmer zu bitten, die sehr lange dauerte und sehr intim war. Der Held des Abenteuers und die Hausfrau sprachen von der Geschichte, worauf die Marquise, auf die Klage der Dame hin, eine Vorladung vor die Polizei erhielt, während Milord Gor ins Gefängnis wanderte. [3]) Anspielung auf eine der Anekdoten, die Galiani zu erzählen pflegte: Ein Kutscher erhielt einen Verweis. Der Richter sprach die Formel aus: Im Namen des Königs und des Gesetzes gebe ich Ihnen diesen Verweis und erkläre Sie für unehrlich. Der Kutscher: Ach, Herr, ich werde also nicht mehr fahren können? Der Richter: Nichts steht dem entgegen. Kutscher: Dann pfeif ich drauf —. Der Richter (im Abgehen): Ich auch.

kenne Frau Gourdan[1] ganz und gar nicht von Angesicht. Wie ist das möglich, Abbé? werden Sie mich fragen. Ja, Madame, das kommt davon, daß ich mich auf den Handel verstehe, von dem Ihre Gnaden die Herren Bischöfe gar keine Ahnung haben. Ich kaufte aus erster Hand, und ich hatte gute Ware um billigen Preis. Sie kauften alles durch Vermittlung von Zwischenhändlern, daher wurden sie stets angeführt. Sie sind eine Art von Ackerbauern, ich Handelsmann und Fabrikant. Sie haben auch meistens eine physionomie rurale, und der Gott der Gärtnerei[2] ist ihr Gott.

Madame, ich habe mich mit den Kritiken und selbst mit den Beleidigungen ausgesöhnt; daher schicken Sie mir nur ruhig alle, die noch erscheinen werden. Wenn die Beleidigungen zu stark sind, so werde ich den Herren Ackerbauern mit einer Broschüre antworten, die zur Vignette den (horazischen) Gott der Gärten haben soll, der ehemals Stamm eines Feigenbaumes war und jetzt Gott der Ökonomisten ist, mit der Umschrift: quantum vesica pepedi. Ich sehe im Geist meinen lieben Grimm bei der Lektüre dieses Briefes vor Lachen sich ausschütten und vor Heftigkeit des Lachens in Gefahr geraten, daß ihm dasselbe passiert.

Guten Abend, meine schöne Dame, lieben Sie mich und versetzen Sie in Gedanken mich nach Paris und sich nach der Briche.

27.

An dieselbe.

Neapel, den 9. März 1770.

Madame,

diese Woche habe ich keine Briefe von Ihnen bekommen. Das tut mir leid und läßt mich argwöhnen, daß die Briefe vielleicht ver-

[1]) Der Bischof von Tarbes (Michel François Couet du Vivier de Lorry) traf eines Tages auf der Straße nach Versailles eine elegante Dame, deren Wagen gebrochen war. Er lud sie ein, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Die Dame war die berüchtigte Kupplerin Gourdan, genannt die kleine Gräfin, und man kann sich die Glossen denken, welche die Passanten machten, als sie das Paar vorüber fahren sahen. Der Kirchenfürst brachte die Dame auf ihr Verlangen in das Hotel Praslin zu dem Marinekommissär Beudet, wo ihn das Gelächter der Anwesenden über die Persönlichkeit aufklärte, mit der er sich öffentlich gezeigt hatte. (Mém. secrets, V, 58). [2]) Priapos.

loren gegangen sind. Sie können diesem sehr großen und den Annehmlichkeiten der Freundschaft sehr schädlichen Übelstand wohl abhelfen.

Ich habe schon die Kiste mit den neun Exemplaren, die Sie mir auf dem Wasserwege sandten, empfangen. Niemals waren mir Äolus und Neptun so hold gewesen. Ich habe keine Anzeige erhalten, daß meinem Gesandten die ersten fünfzig Louis bezahlt worden sind. Ich bin in vollkommner Unwissenheit über die Ereignisse in Paris. Steht die Indische Kompagnie wieder von den Toten auf? Wird unser guter Panurg nun widerrufen müssen?

Ich sollte heut Abend auf den schönen Brief von Frau Necker antworten, aber ich habe keine Zeit dazu. Bitte, schicken Sie ihr inzwischen meine Empfehlungen. Auch an unsern lieben Baron Holbach sollte ich schreiben. Bis ich mich dazu entschließe, können Sie ihm einstweilen sagen, daß ich ihm eine theologische Streitschrift senden werde, die in unserm Seminar hier debattiert wurde. Man hat darin aus Ungeschicklichkeit oder aus Bosheit alle Splitter der vor fünf Jahren geplatzten, religiösen Bombe zu rezensieren. Boulanger,[1] Voltaire, der „Philosophische Soldat“[2] ꝛc. ꝛc., alles ist darin aufgeführt. Der junge Verteidiger der These hat mir versichert, er habe alle diese schlechten Bücher gelesen.

Behalten Sie mich lieb, und lassen Sie mich nicht hier sitzen, ohne mir selbst zu schreiben oder mir wenigstens durch andere schreiben zu lassen.

28.

An dieselbe.

Neapel, den 17. März 1770.

Madame,

der Tod meines Gesandten[3] macht mich sehr traurig. Ich bemerke immer mehr, daß ich niemals glücklich sein werde, weil ich zu

[1]) Nicolay Antoine, Philolog, 1722—59, Freund und Gesinnungsgenosse der Philosophen. Seine „Antiquité dévoilée“ gab Holbach 1766 heraus. [2]) Der außerordentliche Gesandte des Königreichs beider Sicilien, der Marquis von Castromonte, Graf von Cantillana, war am 21. Februar 1770 im Alter von 56 Jahren eines plötzlichen Todes gestorben. [3]) Le Philosophe militaire, Londres 1768.

feinfühlig in der Freundſchaft bin und zuviel Phantaſie habe, um vergeſſen zu können. Ach! könnte ich ein wenig Lethe haben! Man ſagt, ſeine Quelle ſei in der Umgegend von Paris, könnten Sie mir doch etliche Flaſchen davon ſchicken!

Ich bin nicht in der Verfaſſung, Ihnen, betrübt wie ich bin, einen göttlichen Brief ſchreiben zu können. Begnügen Sie ſich für heute Abend mit dieſen ganz einfach menſchlichen Zeilen. Mit dem Gelde, das mir der Buchhändler geben ſoll, müſſen Sie folgendes anfangen: zuerſt nehmen Sie davon, was Sie für mich ausgelegt haben, dann bitte ich Sie, Gatti zu bezahlen, was ich ihm ſchulde, und ich glaube, dieſe Summe wächſt bis Ende März wohl auf ſechs und einen halben Louis an. Dann nehmen Sie davon das Geld für die Beſorgung der verſilberten Armleuchter und der gläſernen Kühlſchalen und Unterſätze, um die ich Sie zu bitten mir die Freiheit nahm. Den Reſt ſchicken Sie mir als Bankwechſel ein; aber da es keinen Wechſelverkehr zwiſchen Neapel und Paris gibt, ſo zahlen Sie das Geld nach Genua an Herrn Pietro-Paolo Celeſia ein,[1] mit dem ich mich betreffs der Einziehung verſtändigen werde. Wechſel auf Genua zu bekommen, iſt höchſt einfach; aber Sie müſſen an Pietro-Paolo Celeſia ſchreiben, daß das Geld, worüber Sie ihm den Wechſel ſchicken, für mich ſei. Da ich hier Sachwalter des guten, toten Geſandten bin, ſo muß ich ſeinen Neffen und Erben Rechnung ablegen; daher iſt es mir bequemer, mein Geld hier einzukaſſieren. Das iſt ein großer Wortſchwall über einen ſo ſchmutzigen, ſo erbärmlichen, ſo verächtlichen Gegenſtand, wie Geld. Und wann fängt das Erhabene der Philoſophie an, werden Sie mich fragen? Heute Abend nicht. Wie ſoll ich den zehnten Dialog in Angriff nehmen, wenn Sie mir nicht die vorhandenen und künftighin erſcheinenden Kritiken ſchicken? Schreiben Sie mir immer durch Herrn Nicolai.

---

[1]) Genueſiſcher Bankier und Freund Galianis.

29.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 24. März 1770.

Mein Herr!

Ihre Briefe machen mir immer das größte Vergnügen, und ich bitte Sie, sofern es Ihnen keine Umstände macht, mich dieses Vergnügens nicht zu berauben, selbst wenn es sich einmal nicht um Münzenangelegenheiten zwischen uns handelt.

Seien Sie versichert, wenn ich mit jemand im Vertrauen über mein Werk ‚Gespräche über den Getreidehandel', das ich zu meinem Vergnügen in Paris schrieb, hätte sprechen können, so hätte ich Sie jedem andern und in jeder Hinsicht vorgezogen. Aber da ich nicht darauf rechnete, so früh von Paris abzureisen, so wollte ich das strengste Inkognito bewahren. Da es Ihnen Vergnügen gemacht hat, so ist mein höchster Wunsch erfüllt, denn ich wollte einstweilen nur meine Freunde unterhalten; das große Publikum wird wohl erst im kommenden Jahrhundert überzeugt werden. Ganz gewiß werde ich niemandem etwas entgegnen; ich habe mein Werk nicht aus dummer Lust am Disputieren geschaffen. Ich habe geglaubt, ein nützliches Buch zu schreiben und mich meiner Schuld gegen eine Nation zu entledigen, die mich sehr lieb gehabt hat, die ich sehr liebe und die ich eines Tages wiederzusehen hoffe. Leute von ruhigem Geiste werden finden, daß in diesen Gesprächen Gutes und Wahres ist. Die Fanatiker taugen niemals etwas, und man muß nicht seine Zeit damit verlieren, sie zu bekämpfen oder sie überzeugen zu wollen.

Ich bin entzückt, daß Sie die elf Silbermünzen und die schlechte kupferne erhalten haben. Ich hoffe, daß ebenso die kleine Schachtel mit dem Ämilian, groß, in Bronze, und die Münze von Aquino in Ihre Hände kommt.

Das Paket Münzen, das Sie für mich bestimmten, habe ich noch nicht empfangen. Es wird in Rom aufgehalten sein, und ich habe schon geschrieben, es mir zu schicken. Sie um die

Getreideſpende von Geta zu bitten, hatte ich mir nur darum erlaubt, weil das Stück, wie ich mich erinnerte, auf der in den Münzkäſten liegenden Wertabſchätzung, die auf kleine Papierzettel geſchrieben war, nur zu 8 Livres angeſetzt war, vielleicht, weil es ſo ſchlecht erhalten war — das heißt ich erinnere mich wirklich nicht, ob es gut oder ſchlecht erhalten war. Ich habe viele Münzen von Philipp Reſainon.[1] Es tut mir nicht leid um den Auguſtus von Bilbilis, denn es war nur etwas dickere Mittelbronze. Ich habe zwei oder drei mittlere Bronzen. Für die anderen Münzen, die Sie mir ſchicken, danke ich Ihnen ſchon im voraus, ehe ich ſie noch geſehen habe. Ich bin ſeit langer Zeit daran gewöhnt, mit Ihnen gute Geſchäfte zu machen.

Inzwiſchen ſuche und wühle ich hier überall, um Ihnen Münzen beſorgen zu können. Die von Smyrna gekommenen, die ich beſichtigen ſollte, ſind mir vom Abbé Giraldi weggeſchnappt worden, der augenſcheinlich jetzt hier Vermittler für Herrn d'Ennery iſt. Glücklicherweiſe habe ich durch Abbé Zarillo, der ſie geſehen hatte, erfahren, daß nicht eine einzige unter ihnen war, die Ihnen fehlte. Es waren darunter Silbermünzen der Könige von Syrien, unter den Bronzeſachen überhaupt nichts Gutes. Ich habe ſoeben ein konſulariſche Münze der Familia Julia erworben. Auf der einen Seite die Inſchrift L. CAESAR rund um eine behelmte Minerva. Auf der andern Seite iſt ein beſpannter, von zwei geflügelten Männern gezogener Wagen (augenſcheinlich Eroten) mit der Umſchrift L. IVLI. L. F. Wenn ſie Ihrer Sammlung von konſulariſchen Münzen fehlt, ſo werde ich ſie Ihnen ſchicken. Ich habe eine Bronzemünze von Bitonto ausgekundſchaftet, auf der auf einer Seite eine Eule, auf der andern ein Donnerkeil iſt. Ich bin hinter ihrem Beſitzer her, um ſie ihm abzujagen, aber dieſer iſt leider ein ſehr ſteifnackiger Antiquar. Im Beſitz des engliſchen Konſuls fand ich zwei Auguſtusmünzen, Mittelbronze, mit puniſchen oder phöniziſchen Umſchriften, die ich mich nicht entſinne, bisher geſehen zu haben. Ich werde Ihnen die Zeichnung davon ſchicken, und wenn ſie Ihnen fehlen, ſo werde ich mich um den Kauf bemühen. Das iſt alles, was ich bis zur Stunde habe finden können.

[1]) Muß heißen Rheſaineſion, nach der Stadt Rheſaine in Meſopotamien.

D'Ennery ſchnappte einem engliſchen Milord eine ſchöne goldene Münze von Heraklea fort und gab ihm dafür einen goldnen Trajan, der im Handel ſehr oft vorkommt. Er nahm ihm auch eine ſchöne Silbermünze des Königs von Syrien, und gab ihm dafür eine falſche Münze. Der Engländer ſchreit jetzt, er ſei beſtohlen worden, aber d'Ennery iſt abgereiſt und hat die beiden Münzen. Sie ſind das Schönſte, was er in Neapel gefunden hat. Ich habe mit ihm keine Geſchäfte abgeſchloſſen. Er wollte mich zum Kauf der Burlamaquiſchen Sammlung von mittleren Bronzen veranlaſſen, die, wie er ſagte, ſehr reich an griechiſchen Münzen wäre. Aber ich ſehe jetzt klar, was daran iſt: ich hätte nur ſeinen Ausſchuß und den des Präſidenten von Saint-Victor bekommen. Daher denke ich nicht mehr daran. Wenn ſich Ihnen aber doch eine Gelegenheit böte, mir einige ſchöne griechiſche Münzen, in Groß- oder Mittelbronze, preiswert zu kaufen, ſo bitte ich Sie, mich nicht zu vergeſſen. Lateiniſche habe ich ſehr viele, und Sie müßten mir vorher aufſchreiben, welche es ſind, um zu ſehen, ob ſie meiner Sammlung fehlen.

Meine Empfehlung, bitte, an unſern lieben Abbé Grimod[1] und alle meine Freunde. Schicken Sie mir ja Briefe und Nachrichten, verehrter Herr, und rechnen Sie darauf, daß ich aus unendlich vielen Gründen mein ganzes Leben mit wärmſter Zuneigung bin Ihr ſehr ergebener und gehorſamer Diener.

30.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 24. März 1770.

Nun? Was iſt denn das, ſchöne Dame? Sie ſchreiben mir nicht mehr. Sollten Sie krank ſein? Ich zittre in dem Gedanken, hoffe aber doch, daß dem nicht ſo ſei. Sie haben mir tauſend Sachen zu berichten. Sie haben mir die gegen

[1]) Archäolog und königlicher Zenſor (1707—1775).

mich erſchienenen Broſchüren zu ſchicken. Sie haben mir Nachrichten von meinen Freunden zu geben. Laſſen Sie mich nicht im Stich. Ich habe in der Langeweile, die mich erdrückt, keinen anderen Troſt, als den, recht viele Briefe aus Paris zu empfangen.

Ich fürchte, Sie erhalten meine Briefe nicht. Wenn dem ſo iſt, ſo werde ich mich entſchließen, Ihnen direkt durch die Poſt zu ſchreiben; denn ich habe beſchloſſen, keine Woche vergehen zu laſſen, ohne Ihnen zu ſchreiben, ſelbſt wenn ich Ihnen nichts zu ſagen hätte, wie z. B. heute Abend. Ich bitte Sie, Grimm zu ſagen, daß ich einen Brief von Contino[1] aus Potsdam bekommen habe; er hat mein Buch geleſen und ſchwärmt davon.

Behalten Sie mich immer lieb, ſchöne Dame, und geben Sie mir durch Ihre Briefe die Gelegenheit und Anregung der Phantaſie, die mir nötig ſind, um Ihnen recht ausführlich ſchreiben zu können.

31.

An dieſelbe.

Neapel, den 31. März 1770.

Madame,

Ihr Stillſchweigen beunruhigt mich fürchterlich. Was iſt denn geſchehen? Sind Sie etwa wegen meines unglücklichen Buches im Gefängnis? Iſt Diderot auch darin? und Grimm, und der Baron, und ſoviel andere? Hat man mich vergeſſen, obgleich ich ſoviel Lärm machte, damit man ſich meiner erinnern ſollte? Reißen Sie mich aus dieſer Ungewißheit, und, um mich auf dem Laufenden zu erhalten, ſchreiben Sie mir direkt mit der Poſt.

Man hat mir geſchrieben, der Abbé Morellet habe von der Regierung Befehl erhalten, auf die Dialoge zu antworten. Er iſt alſo öffentlich als Wache und Polizei der Ökonomiſten erklärt und hat Befehl, uns unglückliche Wildlinge[2] der philosophie

[1]) Gräfchen. Gemeint iſt der geiſtvolle Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Heinrich von Preußen, der von kleinem Wuchſe war. [2]) Im Orig.: Faux sanniers, Satzſchmuggler, die heimlich Satz verkauften.

rurale abzufangen. Geduld! Wir verlaſſen uns auf unſere Beine, wir werden ſchon davonkommen. Ich bin bis nach Neapel galoppiert und glaube mich hier in Sicherheit.

Kommt der Baron Gleichen hierher, wie man ſagt? Sprechen Sie mit ihm von mir. Sagen Sie ihm, er ſolle mir ſchöne Angorakatzen mitbringen. Ich verpflichte mich zu beweiſen, daß die freie Ausfuhr von Angorakatzen noch nötiger und vorteilhafter iſt als die des Getreides.

Aber Sie ſchreiben mir ja nicht. Das macht mich traurig. Sollten Sie krank ſein? Leben Sie wohl! Endigen Sie meine Qualen mit einer ſchönen, ſehr langen und intereſſanten Epiſtel. Behalten Sie mich lieb.

32.

An den Baron v. Holbach.

Neapel, den 7. April 1770.

Mein lieber Baron,

wollen Sie freundlichſt die beiden hier eingeſchloſſenen Briefe den Perſonen zuſtellen, an die ſie adreſſiert ſind? Den an den Abbé Morellet ſchicke ich Ihnen offen, Sie werden ſehen, daß er nicht danach angetan iſt, um von jedermann geleſen zu werden. Pusillus grex electorum ſoll ihn leſen. Niemand darf eine Abſchrift davon nehmen. Denken Sie an die Stellung, die ich einnehme, und an das Land, in dem ich wohne. Übrigens glaube ich nicht, daß der Abbé Morellet anderer Meinung über mich werden könnte. So bin ich denn hierüber ruhig.

Was machen Sie, mein lieber Baron? Amüſieren Sie ſich? Geht es der Baronin gut? Wie geht es den Kindern? Ißt die Philoſophie, deren Haushofmeiſter Sie ſind, immer mit gleich gutem Appetit?

Ich ſterbe hier vor Langeweile. Ich verkehre mit niemand als mit zwei oder drei Franzoſen. Ich bin Gulliver, der nach der Rückkehr aus dem Lande der Hoymliyms nur noch mit

ſeinen beiden Pferden zuſammen lebte. Ich mache den Frauen des Staats- und des Finanzminiſters Pflichtbeſuche. Dann ſchlafe oder träume ich. Was für ein Leben! Nichts macht hier Vergnügen. Keine Edikte, keine Reduzierungen, keine Abzüge, keine einſtweiligen Zahlungseinſtellungen.[1] Das Leben hier iſt von tödlicher Einförmigkeit. Man disputiert über nichts, nicht einmal über Religion. Ach, mein liebes Paris! Ach, wie ich mich nach Paris ſehne! Geben Sie mir ein paar literariſche Neuigkeiten, aber erwarten Sie keine von mir.

Für die großen europäiſchen Ereigniſſe werden wir, wie mir ſcheint, das Nachrichtenbureau werden. Man ſagt, die ruſſiſche Flotte ſei endlich in Patras gelandet, Morea ſei in heller Empörung begriffen und habe ſich zu ihren Gunſten erklärt, ſie ſeien ohne einen Schwertſtreich ſchon die Herren der ganzen Halbinſel, mit Ausnahme der Städte Korinth und Nauplia. Das muß doch wohl erſt noch beſtätigt werden. Andere ſagen, ſie ſeien am Golf von Maina gelandet und den Albanern zu Hilfe gekommen. Das erſcheint mir wahrſcheinlicher.[2] Photius[3] hat alſo über Mohammed triumphiert. Was für ein Abenteuer! Wir werden Grenznachbarn der Ruſſen werden, und von Otranto nach Petersburg wird nur ein Schritt und eine kleine Meeresüberfahrt ſein. Dux foemina facti! Eine Frau wird das fertig gebracht haben! Das iſt zu ſchön, um wahr zu ſein. So viel iſt ſicher, dieſes Jahr wird uns die Getreideernte von Morea fehlen. Wenn alſo auch die Ausfuhr aus Frankreich fortdauert, ſo werden Sie dort eine ſchöne Hungersnot bekommen,[4] die durch die Geldknappheit, infolge der Edikte, noch verſtärkt wird. So wird Abbé Badot ſehen, daß Zanobi recht hatte.

---

[1]) Anſpielung auf die Zahlungseinſtellungen und Kürzungen der Gehälter, die der Abbé Terray eingeführt hatte. [2]) Katharina II. von Rußland führte ſeit 1768 Krieg mit der Türkei. Am 5. Juli lieferte die ruſſiſche Flotte der türkiſchen eine Seeſchlacht zwiſchen Chios und Smyrna, im Golf von Tſchesme, in der die türkiſche vernichtet wurde. Zu Lande waren die Ruſſen, denen ſich die Griechen angeſchloſſen hatten, weniger glücklich. [3]) Der Patriarch von Konſtantinopel, 820—891, der Urheber des griechiſchen Schismas. [4]) Dieſe Prophezeihung Galianis ging buchſtäblich in Erfüllung. Über die näheren Urſachen dieſer Zuſtände ſiehe die Einleitung.

Leben Sie wohl, mein lieber Baron; an Helvetius[1] viel herzliche Grüße von mir. Warum hat er mir nicht geschrieben, dieser Schlingel? Ich machte ihm mein Buch zum Geschenk, er hat mir nicht gedankt; auch Suard, Marmontel und andere taten das nicht. Die Undankbaren! Sie lassen mich allein im Handgemenge, mit den Badots,[2] den Ponts und Rivières,[3] den Turcies und Levées.[4] Grausame! Ich werde mir die Baronin d'Alainville zu Hilfe rufen, da alle mich verlassen. Leben Sie wohl!

33.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 7. April 1770.

Meine schöne Dame,

ich verzweifelte schon daran, Briefe mit heutiger Post zu bekommen, wegen des schrecklichen Wetters, das wir ausgehalten haben; deshalb habe ich mich damit vergnügt, an den Baron und an den Abbé Morellet eine schöne Epistel zu schreiben, die der Baron Ihnen mitteilen wird.

Endlich empfange ich Ihren lieben Brief vom 18. Ich bin müde vom Schreiben, und so werde ich kurz sein, weil die Zeit mir fehlt und mein Arm nicht mehr will. Ich möchte nicht, daß von dem Brief, den ich an den Abbé Panurg geschrieben habe,

---

[1]) Generalpächter, (1715—1771), der berühmte Verfasser des Buches „De l'esprit", das 1759 auf Befehl des Parlaments verbrannt wurde, und der Schriften „De l'homme" und „Le vrai sens du système de la Nature". [2]) Gemeint ist der Abbé Baudeau, der zuerst ohne Erfolg in zwei Briefen gegen Galiani aufgetreten war. Der Titel seines Werkes lautet: „Lettres d'un amateur à M. l'abbé G . . ., sur ses dialogues antiéconomistes". [3]) Anspielung auf Dupont de Nemours (1739—1817). Schüler Quesnays; er hatte im Jahre 1764 ein Werk über „Exportation et importation des grains" und im Jahre 1769 die „Objections et Réponses sur le commerce des grains et des farines" geschrieben, in welchen Schriften er für den Freihandel eintrat. Henri Lemercier de la Rivière (1720—94), Parlamentsrat zu Paris und Intendant auf Martinique, gehörte derselben Schule an. In seinem „Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques" (1767) trat er für die Ideen Quesnays ein. [4]) Turcies sind aufgemauerte Wege; Levées Mauerdämme an Flüssen.

Abſchriften in Umlauf kämen. Er iſt zu wenig fromm für einen am Paſſionsſonnabend geſchriebenen. Davon abgeſehen, verleugne ich ihn nicht.

Aus Ihrem Briefe erfahre ich, daß Sie Ihre Briefe nach dem Tode meines armen Geſandten an D. Perez[1] geſchickt haben; darum habe ich ſie nicht empfangen. Dieſer D. Perez iſt ein boshafter Dummkopf; mißtrauen Sie ihm und ſenden Sie ihm nichts. Schicken Sie, bitte, Ihre Briefe an Herrn Chevalier de Magallon, beim ſpaniſchen Geſandten, der wird ſie mir in dem Hofpaket zuſtellen; oder ſchicken Sie ſie mir mit der Poſt; das wird das Beſte ſein; das Poſtgeld ſoll mich nicht reuen. Ich werde Ihnen auf demſelben Wege antworten. Ich habe die erſte Epiſtel des Abbé Badot an die Korinther bekommen. Sie hat mir unendlich wohlgetan. Sie hat meinen Kopf in einem Grade, den Sie ſich nicht vorſtellen können, elektriſiert. Ich bin feſt entſchloſſen, niemand zu antworten. Dennoch, wenn das Elektriſiertwerden andauert, werde ich zu Ihrem Vergnügen eine Antwort darauf an Sie ſenden, die Sie Grimm, Diderot, Schomberg vorleſen können.

Da Sie viel Geld für meine Rechnung in Händen haben, ſo können Sie ſich auf meine Koſten die Entgegnungen Duponts und de la Rivières, des ‚Geſetzgebers aller Reußen‘,[2] verſchaffen,

---

[1]) Neapolitaniſcher Geſandtſchaftsſekretär zu Paris, von Geburt Spanier.
[2]) Katharina II. hatte den feurigen Anhänger Quesnays im Jahre 1767 nach Petersburg kommen laſſen, um das phyſiokratiſche Syſtem kennen zu lernen; auch ſollte er die Schaffung eines neuen Geſetzbuches überwachen. Der Schwarmgeiſt, der, wie alle ſeine Kollegen, bei den wöchentlichen Soupers der Sekte die ſchwerſten nationalökonomiſchen Probleme gelöſt hatte, begann ſeine Tätigkeit damit, daß er in Petersburg drei Häuſer mietete, über deren Tore er ſchreiben ließ: Innere Verwaltung, Handelsdepartement, Juſtizverwaltung. Man kann ſich denken, mit welchen Augen die Kaiſerin dieſe Tätigkeit betrachtete. In ihren Briefen an Voltaire machte ſie ſich über den Philoſophenhochmut ihres Geſetzgebers weidlich luſtig: ſie meint, Mercier ſei gekommen, um den vierfüßigen Ruſſen das Gehen auf zwei Beinen beizubringen. Seine Schrift gegen Galiani führt den Titel: „L'Intérêt général de l'État, ou la liberté du commerce des blés démontrée conforme au droit naturel, au droit publique de France, aux lois fondamentales du Royaume, à l'intérêt commun du souverain et de ses sujets dans tous les temps, avec la réfutation d'un nouveau système public en forme de dialogues sur les blés.“

und mir ſie ſenden. Aber ſchicken Sie ſie nach Rom, an den Geſandtſchaftsſekretär Herrn Abbé Deshaizes, mit einem eingeſchloſſenen Kuvert an Abbé Vauxcelles[1] (einen reizenden Abbé, der in Italien viel Erfolg hat), und ein paar Worten, worin Sie ihn bitten, ſie an mich weiter zu befördern. Sie können dieſen Weg immer benutzen, wenn es ſich um Sendung eines Pakets für mich handelt.

Ich habe das Urteil der beiden preußiſcher Fürſten[2] geleſen. Am meiſten Vergnügen machte mir dabei, daß ich ſie in der Handſchrift meines lieben Grimm las. Fürſten ſind etwas zu Großes für mich. Ich liebe die kleinen Privatleute und die ‚kleinen Propheten'.

Aus Paris habe ich auch Abſchriften der Briefe Voltaires und der Frau Denis[3] empfangen. Ich erwarte mit Ungeduld Nachricht, ob er nichts weiter geſchrieben hat, nachdem er den Namen des Autors erfahren. Sie ſind krank geweſen; mein Herz hatte es erraten und ich bin ſehr traurig darüber. Von Schomberg keine Briefe.

Leben Sie wohl. Ich bin entzückt über Herrn de Turgots Urteil,[4] meine Ahnung ſagte es mir vorher. Ich hatte die größte Achtung vor ſeinem ausgezeichneten Urteil und hätte ſtets darauf gewettet, daß ihm die ‚Geſpräche' gefallen würden.

---

[1]) Simon Jacques Bourlet, Hofprediger und Bibliothekar am Arſenal, Abt von Vauxcelles. [2]) Friedrich der Große und ſein Bruder Prinz Heinrich. [3]) Die Nichte Voltaires, die dem Philoſophen den Haushalt führte. [4]) Turgot hatte in einem Brief vom 19. Januar 1776 an den Abbé Morellet wohl die geiſtvolle Form der Geſpräche gelobt und dieſes Werk eines Fremden als einzige Erſcheinung bezeichnet; aber der Inhalt konnte ihm nicht behagen, und in einem Brief an Fräulein von Lespinaſſe vom 26. Januar meint der leidenſchaftliche Freihändler, der Geiſt, der aus dem Werke leuchte, ſei unendlich ſchlecht angewandt.

34.

An Herrn Baudouin,[1]

Berichterſtatter im Staatsrat.

Neapel, den 20. April 1770.

Mein lieber Freund,

das iſt wirklich bewundernswürdig! Inmitten der zärtlichen Umarmungen einer teuren jungen Gattin ſich meiner zu erinnern, mir zu ſchreiben, mich mit Lob zu überhäufen, das iſt unglaublich! Anſtatt mir Nachricht zu geben, ob Ihre Gemahlin ſchwanger iſt, oder wenigſtens vom heißen Bemühen, ſie dahin zu bringen, ſchreiben Sie mir noch immer über Ausfuhrſyſteme! Doch ſtill davon! In Wahrheit hätte ich lieber geſehen, wenn Sie ſich über Ihr gegenwärtiges Leben geäußert hätten, ob Sie glücklich ſind, bald Intendant werden uſw. Sie hätten mir auch vom gegenwärtigen Zuſtand Chinas ſchreiben können, ob bald etwas über die Taktik der Chineſen gedruckt werden wird, ob wir ihr Papier, ihre Tapeten nachahmen werden ꝛc. Aber Sie wollen mich dazu zwingen, wieder von der Ausfuhr zu ſchwatzen. Nun, meinetwegen! Ich werde Ihnen antworten und zugleich ſagen: Du haſt's gewollt, Georges Dandin![2] Das Syſtem des ältern Herrn von Trudaine,[3] das Ihnen zu gefallen ſcheint, war ſeiner nicht würdig. Es iſt ſchön nur in der Theorie und wird untauglich in der Praxis; Herr de Trudaine hätte nach ſo vielen Jahren, wo er ſelber mit Hand anlegte, ein großer Praktiker ſein müſſen.

Sie wollen nur die Feinmehle ausführen laſſen. Das iſt gut und ich finde dabei viele Vorteile in der Theorie. Aber wiſſen Sie, was daraus in der Praxis wird? Alle Mehle

---

[1]) Siehe Anmerkung zu Seite 38. Galiani erfuhr erſt ſpäter die Unehrenhaftigkeit Baudouins. [2]) Der ſprichwörtlich gewordene Ausruf des Hahnreis, der in den Adel geheiratet hatte, aus Molières gleichnamiger Komödie. [3]) Daniel Charles (1703—1769), Staatsrat, Generalintendant der Finanzen und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

Frankreichs, und wären ſie braun oder tintenſchwarz, werden Feinmehl ſein. Alle Kleie wird ſich zu Feinmehl aufſchwingen, zweifeln Sie nicht daran. Ein kleines Trinkgeld an die Zollbeamten wird dieſe glückliche Verbeſſerung unſerer Produkte zuſtande bringen. Glauben Sie mir, mein lieber Freund, die Erfahrung in den großen Ämtern, die Sie eines Tages bekleiden werden, wird es Ihnen beſtätigen: wer nicht die ‚Imponderabilien' der Geſetzübertretung in Anſchlag zu bringen weiß, der verſteht nichts von Regierungskunſt: er iſt Ökonomiſt und nichts weiter. Er kann Abhandlungen, Zeitungen, Lexika ſchreiben, Buchhändlern und Druckern Beſchäftigung geben, den Müßigen Vergnügen machen, aber zum Regieren taugt er nicht.

Es gibt ein ſicheres Syſtem und eine ſichere Theorie, um das Vorgehen bei Geſetzübertretungen und Schmuggeleien ausfindig zu machen, und hierin beruht das ganze Geheimnis. Ein Beiſpiel: das Getreide wird bei der Ausfuhr ſich niemals in Mehl verwandeln, die Übertretung wäre zu grob; der amtliche Bericht iſt bald gemacht, und der Beamte, der die Übertretung beging, wird gehängt. Aber das weiße Mehl wird nach und nach dunkel; es wird ſchwarzbraun, ohne daß man jemals die Schmuggler packen kann, und ſchließlich wird es zur Regel und man erfindet ein neues Wort, zum Beiſpiel: Feinmehl, zum Gebrauch fürs Ausland, und dann iſt die Sache gemacht. Alles beliebige Mehl kann ausgeführt werden. Es iſt wahr, im Grunde ſoll man lieber Mehl als Getreide herauslaſſen, und ich habe dieſe Wahrheit ja auch gepredigt. Aber gehen wir nun zum zweiten Artikel über.

Sie wollen mit allen von mir vorgeſchlagenen Mitteln den innern Verkehr heben; aber Sie nehmen mir dieſe Mittel. Wie wollen Sie die Gefälle, die Wegegelder und die ſonſtigen gegenwärtigen Behinderungen wegſchaffen ohne eine neue Steuer? Wenn Sie dieſe für unnötig halten, ſo fragen Sie nur den Abbé Terray und Sie werden ſehen, ob ich recht habe. Er wird Ihnen ſagen, daß vorher 3500 Millionen Staatsſchulden wegzuſchaffen wären. Wenn Sie warten wollen, bis dieſe Operation beendet iſt, ſo können Sie warten wie die Juden auf den Meſſias oder

wie die Portugiesen auf Don Sebastian.[1] Ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß die Ökonomisten in meinem Buche nicht verstanden haben, daß die Steuer, die ich auf Aus- und Einfuhr legen will, nicht für ewig sein soll, sondern einzig dazu bestimmt ist, einen Ersatz für die ihrer Bestimmung entzogenen Wegegelder und Marktgefälle zu bilden; wenn das geschehen, kann man sie bedeutend herabsetzen. Die Ausfuhr wird nicht so sehr viel mehr betragen als der innere Verkehr, sobald nur dieser erleichtert worden ist. Ich habe mich allerdings nicht deutlich genug über dies alles ausgesprochen; aber ich schrieb den letzten Dialog in solcher Hast unmittelbar vor meiner Abreise, daß ich mich selber wundere, daß er nicht noch schlechter ist.

Dasselbe muß ich Ihnen über die Aufspeicherung und die öffentlichen Niederlagen sagen. Ich habe nicht davon gesprochen, weil ich in einem andern Gespräch, das das letzte hätte sein sollen, aber nicht geschrieben worden ist, davon hätte reden müssen. Gott allein weiß, ob ich es eines Tages schreiben werde! Übrigens glaube ich, daß es Ihnen gefallen hätte und daß viel neue und interessante Sachen darin gewesen wären. Ich sage ‚neue für die Franzosen,' denn, Gott sei Dank, die Ökonomisten wissen nichts andres zu singen und zu sagen, als Beleidigungen gegen Euch Herren im Staatsrat und in der Intendantur. Aber die Caricatori in Sizilien sind eine alte und sehr gute Einrichtung und wenn man sie nicht in Frankreich nachahmt, wird es niemals einen nutzenbringenden und regelmäßigen Ausfuhrhandel geben. Es werden dann und wann unvorhergesehene Ausfuhren stattfinden und diese werden immer bedenklich, zuweilen sogar gefährlich sein.

Das wäre für jetzt genug vom Brot, es wird Zeit, daß ich nun von etwas anderm rede. Ich stelle mir vor, ich halte mein Gerichtslager in Fontainebleau. Der Kanzler steht am Fußende des Lagers und ich bringe ihn zum Reden:

---

[1]) Der Enkel Karls V., geb. 1554, der nach einer alten Sage nicht 1578 im Kampfe gegen die Mauren gefallen war, sondern von Gott lebend auf die Insel Incoberta gebracht worden war, wo er in Gesellschaft zweier Löwen auf den Tag wartet, da er wieder auftreten und die Welt erneuern soll. Es gab in Portugal eine Sekte, die fest an die Wiederkunft Don Sebastians glaubte.

Sagen Sie mir alſo tauſend Dinge. Werden Sie mir oft ſchreiben? Wenn Sie es tun wollen, ſo laſſen Sie Ihre Briefe mit Gegenunterſchrift verſehen; auf dieſe Weiſe hoffe ich ſie portofrei bis Rom zu haben. Ich für mein Teil werde kein größeres Vergnügen haben, als Ihnen häufig zu ſchreiben. Ich fange damit an und ſchicke Ihnen dieſen Brief unter Herrn Bertins[1] Adreſſe. Gefällt Ihnen dieſer Weg, ſo werde ich ihn weiter benutzen, ſonſt geben Sie mir einen beſſern an.

Was macht die Aſtronomie? Iſt nichts von der unglücklichen Reiſe des Abbé Chappe[2] gerettet? Ich bin der Meinung, er iſt ſamt ſeiner ganzen Mannſchaft vergiftet worden. Hat Herr Le Roi mit ſeinen Uhren Glück gehabt?[3] Nicht wahr, ſie ſind ebenſo ſchlecht wie die engliſchen?

Ich empfehle Ihnen Herrn Nicolai. Ich bin verzweifelt über die Schwierigkeiten, denen man hier begegnet, um ihm eine feſte Anſtellung im Dienſte des Königs von Neapel zu verſchaffen; daß er Franzoſe iſt, iſt die berghohe Schwierigkeit.

Wie gehen Ihre Bretagner Geſchäfte?[4] Werden Sie einen Herzog und Pair richten? Welch erhabene Zeremonie! Das iſt etwas ganz anderes als Ihre traurige Sache von Saint-Malo.

Kurz, erzählen Sie mir tauſenderlei. Wollen Sie nichts von hierzulande wiſſen? Ich würde mich in Lebensgefahr ſtürzen, um Ihnen zu dienen, und werde ich mein ganzes Leben lang ſein Ihr ꝛc. ꝛc.

---

[1]) Miniſter und Staatsſekretär (1719—1792). [2]) Franzöſiſcher Aſtronom, der auf einer wiſſenſchaftlichen Expedition am 1. Auguſt 1769 als Opfer des Klimas in Kalifornien ſtarb. [3]) Der berühmte Uhrmacher des Königs (1717 bis 1785). Er hatte im Jahre 1768 auf deſſen Befehl eine Reiſe unternommen, um ſeine Seeuhren zu prüfen. [4]) Ludwig XV. hatte am 4. April das Parlament von Paris berufen, das als Pairskammer über den Herzog von Aiguillon, den Gouverneur der Bretagne, zu Gericht ſitzen ſollte. Der Generalprokurator der Bretagne, La Chalotais, hatte den Herzog wegen ſeiner Verwaltung angegriffen, und der Herzog beſchuldigte jenen, daß er die Grundgeſetze der Monarchie verletze. Eine Kommiſſion ſollte La Chalotais in Saint-Malo richten. Der Angeklagte verdankte ſein Leben nur der Herzogin von Elbeuf, mit der er befreundet war. Die Staaten und das Parlament der Bretagne rächten La Chalotais, indem ſie den Herzog angriffen, den das Parlament von Paris auch verurteilte. Das Urteil wurde aber vom König kaſſiert.

35.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 21. April 1770.

Mein Herr,

Ihr Brief vom 24. des vergangenen Monats hätte mich zu Tode betrübt, wenn ich nicht hoffte, daß Sie mit der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit auch die Kraft Ihres Augenlichts wiedererlangen werden, so daß Sie, wenigstens bei hellem Tageslicht, fortfahren können zu lesen, zu schreiben, sich mit Ihren Münzen die Zeit zu vertreiben. Wahrhaftig, der Verlust dieser Annehmlichkeiten Ihres Lebens nach so langer Gewohnheit wäre zu empfindlich für Sie. Ich erwarte also mit höchster Ungeduld die Nachricht von der Wiedererlangung Ihrer Sehkraft, die ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

Ich erhielt durch die Post das Paket Münzen, das Sie mir sandten. Ich besaß schon alle von Ihnen mir gesandten Münzen des Traianus Decius Resaination mit den verschiedenen Rückseiten; desgleichen eine sehr schöne Philippus-Münze von der Kolonie Nesibir. So könnte ich Ihnen denn diese Münzen zurückschicken, falls Sie es wollen. Ich hatte aber weder den Macrin noch den Maximin Fil. Aug. und diese haben mir viel Freude gemacht. Diese Münze von Maximin hatte mir sogar den Geschmack an den Münzen des Byzantinischen Reiches wieder erweckt; ich würde gern welche kaufen, wenn Sie Doubletten besäßen; ich würde sogar die ganze Sammlung des verstorbenen Herrn du Haudent kaufen, falls sie noch vorhanden ist und Herr d'Aumont nicht zu viele Verwüstungen darin angerichtet hat. Ich erlaube mir, Sie zu bitten, sich darüber zu erkundigen.

Herr Nicolai hat mir den Empfang der 60 Livres gemeldet, die Sie ihm zugehen ließen. Hinsichtlich der beiden Münzen, die diesen Preis gekostet haben, hatte ich schon die Ehre, Sie zu benachrichtigtn, daß Herr d'Ennery den leidenschaftlichen Wunsch hat, die von Aquino für 10 Livres zu erwerben, und den Æmilian nähme ich gerne selber, wenn Sie ihn herausgeben wollten; denn er ist noch schöner und fehlt in meiner Sammlung.

Bis zu dieſem Augenblick habe ich keine für Sie paſſende Münzen gefunden und es wird ſich auch wirklich nur höchſt ſelten etwas finden laſſen, weil Ihre Sammlung ſo reichhaltig und ſo ſorgfältig gewählt iſt. Wenn jedoch zufällig ſich etwas bieten ſollte, ſo würde ich mich zu nichts verpflichten, ohne Ihnen vorher Meldung gemacht zu haben.

Ich bitte Sie, mich nicht des Vergnügens Ihrer Briefe und der Nachrichten von Ihnen berauben zu wollen. Sie können mir durch Ihren Herrn Sohn ſchreiben laſſen oder durch Herrn de La Porte, dem ich Sie meine ehrerbietigſten Grüße auszuſprechen bitte, und Sie können überzeugt ſein, daß ich ewig an Ihre Freundſchaft und Güte für mich denken werde.

Mit größtem Vergnügen werde ich Ihr neues Supplement leſen; Sie können es ſehr gut an Herrn Nicolai oder an den ſpaniſchen Geſandten ſchicken.

Ich ſchließe, verehrter Herr, als Ihr ſehr ergebener und gehorſamer Diener.

36.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 21. April 1770.

Meine ſchöne Dame,

das iſt aber recht beunruhigend! Sie ſchrieben mir einen datierten Brief N. 1, auf den ich geantwortet habe. Darauf ſind zwei Wochen vergangen, ohne daß ich irgend eine Nachricht von Ihnen empfangen habe. Ich habe die erſte Woche vorübergehen laſſen, ohne ein Wort zu ſagen, aber jetzt muß ich ſchreien: Sind Sie krank, ſind Sie mir böſe, ſind Sie nicht in Paris? Oder was zum Teufel iſt los? Ich weiß doch, daß Sie meine Briefe erhalten haben. Und Sie hätten ſo gewiſſenhaft ſein müſſen, mir darauf zu antworten. Denn endlich iſt die Zeit da, um die 50 Louis einzukaſſieren, und ich erwarte mit höchſter Ungeduld den Beſcheid darüber. Hic finis Priami fatorum.[1] Das iſt der

[1]) Vergil, Aen. II, 554.

Endzweck meiner ganzen Arbeit, und wenn ich ihn nicht erreiche, ſo wird der Abbé Badot triumphieren und lachen; aber wenn es mir gelingt, ſo werde ich über ihn und alle Ökonomiſten einzeln oder zuſammen lachen. Außerdem hatte ich mir erlaubt, Sie um Beſorgung von imitiertem Tafelgeſchirr zu bitten, deſſen Gebrauch ich von den Herren Ökonomiſten gelernt habe, und das ich ſo gut finde wie ihr Schwarzbrot und ihren ganzen ökonomiſchen Apparat. Es würde dazu Gelegenheit ſein bei der Abreiſe des Herrn Vicomte Choiſeul und ſeines Hausmeiſters, die nach Neapel kommen; ſo könnte ich das Gewünſchte zuſammen mit dem Gepäck des Vicomte erhalten, erſpare mir die Ausfuhrſteuer und bezahle nur den Transport. Sprechen Sie mit Gatti darüber. Endlich bitte ich Sie, mir nur auf dem Poſtwege zu ſchreiben, wenn Sie nicht etwa Ihre Briefe an den ſpaniſchen Geſandten ſchicken wollen. Reißen Sie mich aus der Sorge. Ich ſehe mit größtem Kummer, wie unſre Korreſpondenz unſicher iſt und jeden Augenblick unterbrochen wird. Ich bin ein verlorener Menſch, wenn Sie mir nicht mehr ſchreiben.

Behalten Sie mich lieb, grüßen Sie meine Freunde und feuern Sie ſie an, mir zu ſchreiben. Leben Sie wohl!

Meine fünfzig Louis!

Das Exemplar meines Buches, das nach Genua an Herrn Konſul Reyni geſchickt werden ſollte, iſt niemals dort angelangt. Ich glaube, Sie haben Gatti damit beauftragt, das iſt ſo gut wie niemand.

37.

An Herrn von Sartine,
Polizeileutnant.[1]

Neapel, den 27. April 1770.

Mein Herr,

wie iſt es möglich, daß Sie meinen Brief, den ich aus Genua Ihnen zu ſchreiben mich beehrte, nicht erhalten haben? Ich ant-

[1]) Sartine gehörte zu den Bewunderern Galianis, der dem einflußreichen Manne zuerſt Aufſchluß über die in Frankreich noch unbekannten Leihhäuſer (lombards) gab. Der Name rührt davon her, daß ſie in der Lombardei entſtanden waren.

wortete darin auf die mir von Ihnen gestellten Fragen über Nutzen und Einrichtung der Pfandleihhäuser. Und was werden Sie zu sich selbst gesagt haben? Was werden Sie gedacht haben? Sie werden mich für einen Undankbaren ohne Verständnis für Wohltaten gehalten haben, für einen Dummkopf, der für Freundschaft, guten Ruf, Hochachtung unempfänglich ist, während ich doch nur ein Unglücklicher bin.

Sie müssen nämlich wissen, daß es ein Vergnügen für mich war, Ihren Brief zu empfangen und von Ihnen befragt zu werden, und daß ich mit unaussprechlicher Freude Tag und Nacht daran gearbeitet hatte, auf einem besonderen Bogen die von Ihnen aufgeworfenen Fragen recht ausführlich zu beantworten. Ich sagte mir: Herr von Sartine wird an meiner Eile, womit ich die Gelegenheit ergreife, um ihm zu dienen, doch zum wenigsten erkennen, wie aufrichtig anhänglich ich ihm bin. Schließlich wurde ein stolzes Paket daraus, und ich schmeichelte mir, daß wenigstens die Größe des Umfangs es vor den Gefahren der Post bewahren sollte; aber mit Unglück kämpft man vergebens, und mein Pech geht über meine Kräfte! Ich höre von Frau von Epinay, daß mein Brief und mein responsum nicht in Ihre Hände gelangt sind. Ich hatte den Entwurf aufbewahrt; ich habe diesen nochmals abgeschrieben und schicke ihn anbei. Vielleicht wird die Arbeit jetzt unnütz sein, weil man den wackeren Entschluß gefaßt hat die Pfandleihäuser durch Bankerotte zu ersetzen,[1] die ja freilich, wenn man sie recht versteht, ultima linea rerum und deshalb der beste Ausweg sind. Aber Sie werden doch wenigstens sehen, daß ich Ihnen gerne dienen wollte und dies immer tun werde, so oft Sie durch eine Nachwirkung der schönen Sympathie, die Sie zu mir zog, sich erinnern sollten, daß in Neapel Ihr herzlichster Bewunderer wohnt.

Ich vergesse Sie nie und wie sollte ich das auch können? Überall: in Genua, Rom, hier in Neapel traf ich Diebstähle, Mordtaten, dunkle Straßen, Bettler, Schmutz und Häuser, die auf die Köpfe der Vorübergehenden fallen; in Paris dagegen wandelt man bei hellem Laternenlicht erhobenen Hauptes auf reinen Fuß-

[1]) Anspielungen auf die Finanzoperationen des Abbé Terray.

steigen, mit Geld in der Tasche, und es kommen einem höchstens Anerbietungen zur Vervielfältigung des menschlichen Geschlechts in den Weg, aber keine Drohungen, keine Anstalten zu dessen Zerstörung.[1] Aber was in aller Welt macht Frau von Sartine? Warum befaßt sie sich nicht ernstlich damit, uns ein Dutzend kleiner Sartines zu schenken, um das Glück in allen Hauptstädten Europas zu verbreiten und einzuführen? Glaubt sie denn an dem genug zu haben, den mein Herz dazu bestimmt, eines Tages die gute Stadt Paris zu regieren? Ich möchte ihr zürnen; doch will ich ihr verzeihen, wenn sie mich nicht vergessen hat.

Die Zeitungen hatten einen falschen Hoffnungsschimmer in mir erweckt, daß ich nämlich Herrn Baron de Breteuil[2] hier sehen würde. Bitte, rufen Sie mich ihm in Erinnerung zurück. Und was macht d'Albaret? Er hat in Italien, und besonders in Rom, mehr Erinnerungen und Trauer über sein Fortgehen zurückgelassen, als gewöhnlich die Franzosen zurücklassen. Mein Herz wird ihn recht sehr vermissen.

Unbedingt müssen Sie alle Ihre Tischgäste in meinem Namen recht herzlich umarmen, den guten Haushofmeister nicht zu vergessen, der trotz aller Spöttereien mir Tomaten und andere sonderbare spanische Gerichte vorsetzte; er erriet eben viel besser den Geschmack seines Herrn an seinen Freunden, als den an seinen Speisen.

Ich sage Ihnen den aufrichtigsten Dank für den Schutz, den Sie gewissen Gesprächen, die rasend gekauft, rasend angegriffen und rasend falsch verstanden wurden, haben angedeihen lassen. Ich habe Frankreich etwas Gutes zu tun geglaubt, und wollte besonders einmal wichtige Geschäfte, die nichts mit Metaphysik und nichts mit Theologie zu tun haben, ohne jenen Enthusiasmus und jene Systematisierungswut behandeln, die alles verderben. Ich werde keine Veränderung in der Behandlung des Getreide-

[1]) Sartine hatte sich durch Einführung einer besseren Straßenbeleuchtung und Reinhaltung der Straßen große Verdienste um Paris erworben. [2]) Louis Auguste le Tonnelier, Baron de Breteuil (1737—1807), Gesandter, hierauf Staatsminister 1783, dem Ludwig XVI. unbeschränkte Vollmacht erteilte, um mit den fremden Höfen wegen Wiederherstellung der königlichen Autorität zu unterhandeln.

weſens bewirken; aber wenigſtens iſt es mir gelungen, zu entdecken, daß Leute, die ich wegen der Reinheit ihrer ökonomiſchen Abſichten ſchätzte, und die mir Philoſophen ſchienen, in Wirklichkeit doch nur eine recht kleine Geheimſekte ſind, und daß ihnen alle Fehler der Sekten anhaften: kauderwelſche Sprache, Syſtem, Geſchmack an Verfolgungen, Haß gegen die Außenſtehenden, Gekläff, Bösartigkeit, und Kleinlichkeit des Geiſtes. Sie ſind auf politiſchem Gebiet genau dasſelbe, was auf religiöſem die Janſeniſten auf dem Kirchhof von St. Medardus[1] waren. Sie wären zu fürchten, hätten ſie nicht beſchloſſen, nur in langweiligem Stil zu ſchreiben. Nun, ein Buch, das nicht geleſen wird, iſt ſo gut wie nicht geſchrieben; und ein Buch, das nicht geſchrieben iſt, ſoll nicht verfolgt werden. So verzeihen Sie ihnen denn die Schmähungen, die ſie Ihnen ſagen, wie ich ihnen von ganzem Herzen die gegen mich geſchleuderten verzeihe. Ich werde niemand antworten. Ich bin nur von tiefem Dankgefühl gegen eine Nation durchdrungen, die ſo liebenswürdig iſt und mich ſo lieb gehabt hat. Und ich entledige mich dieſer Schuld, indem ich bei jeder Gelegenheit ſagen werde, was mir zu ihrem Heil und Wohl zu ſein ſcheint und mit dem Dienſt meines Fürſten und dem Wohl meines Vaterlandes vereinbar iſt.

Haben Sie den unglücklichen Herrn de Carney[2] aus Bicêtre befreit? Hat Ihr gerührtes Herz die Hinderniſſe beſiegen können, die von Ihren Vorgeſetzten ausgingen? Muß dieſer Unglückliche in der Dunkelheit des Kerkers bleiben, während die Bretagne ſo große und ſchöne Tage erlebt?

Behalten Sie mich immer lieb. Ja, das verdiene ich durch die herzlichſte Anhänglichkeit und durch die tiefſte Hochachtung, mit der ich die Ehre habe, mein Herr, zu ſein Ihr ꝛc. ꝛc.

---

[1]) Die Janſeniſten verſammelten ſich nächtens auf dieſem Friedhof, wo auf dem Grabe des Diakons Pâris Wunder geſchehen ſollten. [2]) Edelmann aus der Bretagne, Verfaſſer des „Univers perdu et reconquis par l'amour", 1758, und der „Mémoires de la Comtesse de Monglas", 1755, 2 vol.

Denkſchrift für Herrn de Sartine
von dem Abbé Galiani.

Antwort auf die Fragen wegen der Leihhäuſer, auch Lombards genannt, von Genua im Monat Juli 1769 vom Abbé Galiani an Herrn de Sartine geſchickt. Galt für verloren.

Die erſte Frage über das Gute oder Böſe, das die Leihhäuſer verurſachen, wird die letzte ſein, auf die ich antworte. Man begreift leicht das Warum.

Zweite Frage: Welche Arten von Wertgegenſtänden nimmt man an?

Antwort: Es gibt zwei Arten von Leihhäuſern in Neapel, die Monti, ohne weitere Bezeichnung, und die Monti-di-Pietà. Man zählt fünf der erſteren und zwei der letzteren Art. In den Monti nimmt man keine andern Effekten zum Pfand als Gold, Silber und Edelſteine. In den Monti-di-Pietà nimmt man auch Stoffe aller Arten an: Seide, Wolle, Leinewand, Baumwolle, Spitzen, Tiſchwäſche, Bettwäſche, Stickereien ꝛc., und im Monte der Armen ſogar Küchengeſchirr und gewiſſe Möbel.

Dritte Frage: Wie lange Zeit behält man ſie?

Antwort: Man muß die Effekten zwei Jahre behalten. Hat der Eigentümer nach dieſer Zeit keine Zinſen bezahlt, ſo verkauft man ſie an den Meiſtbietenden. Von dem Ertrag dieſes Verkaufes nimmt man vorweg das vom Monte geliehene Geldkapital und den Belauf der Zinſen. Der Überſchuß des Verkaufertrags wird dem Eigentümer aufgehoben, wenn er ihn innerhalb eines gewiſſen Zeitraums reklamiert, nach dieſem verfällt er zugunſten des Monte. (Dieſe Friſt beträgt 30 Jahre.) Aber wenn der Eigentümer regelmäßig alle Jahre bezahlt, oder alle zwei Jahre, muß man ihm den verpfändeten Gegenſtand immer aufbewahren. Man nennt das: Auffriſchung des Scheines; er gibt nämlich den alten Schein zurück und man gibt ihm einen neuen, um die Bücher und Abrechnungen der Kaſſe des Monte beſſer in Ordnung zu halten. Die Zinſen des geliehenen Kapitals betragen im Jahre ſechs auf Hundert.

Es sind bestimmte Vorschriften aufgestellt, um die Kasse des Monte vor Verlusten zu schützen. Die Effekten werden nach einer Art von Tarif abgeschätzt, der nach Branch und Erfahrung bemessen ist, und der unter dem gewöhnlichen Verkaufswert des Effektenstücks bleibt. Von diesem Abschätzungspreis gibt der Monte nur zwei Drittel. Sollte es jedoch vorkommen, daß der Verkaufspreis den Betrag des Kapitals und der aufgelaufenen Zinsen nicht deckt, so trägt nicht das Leihhaus den Verlust, sondern der Taxator ist gehalten, ihn zu bezahlen. Diese Taxatoren müssen sehr große Kautionen stellen (wenigstens 100 000 Franken), und beziehen große Gehälter, eben wegen dieses Risikos, dem sie ausgesetzt sind. An dem, was ich Ihnen sage, sieht man, daß die Monti auf Pfänder nur die Hälfte und manchesmal noch weniger als die Hälfte des Wertes geben. Dennoch glaube ich, daß das viel mehr ist als die Wucherer in Paris zahlen. Die Bestimmungen für die Monti-di-Pietà sind ungefähr dieselben. Ich glaube auf folgendes aufmerksam machen zu müssen: 1. der Monte gewährt keine Entschädigung für von Würmern beschädigte Wollstoffe, weil er sich nur auf sechs Monate zur Aufbewahrung dieser Art von Effekten verpflichtet; wenn nach Verlauf derselben der Eigentümer den Schein erneuert und auffrischt, so bedeutet das stillschweigend, daß er selber für Würmergefahr und Beschädigungen aufkommt. Dennoch ist dieser Schaden geringer, als man glauben möchte. Da man genötigt ist, diese Gegenstände sehr oft von ihrem Aufbewahrungsort fortzunehmen und die Schränke zu wechseln, um das Magazin in Ordnung zu halten und für neue Effekten Platz zu machen, so bewahrt diese Art von Auslüftung sie vor Würmern. Ich glaube, man kann in Paris, wenn man die Magazine zweckmäßig einrichtet, Wollen- und selbst Pelzsachen tadellos aufbewahren.

2. In den Monti-di-Pietà gibt es zwei Klassen von Pfändern: die großen und die kleinen. Kleine Pfänder nennt man die, auf die man höchstens 44 Livres gegeben hat (zehn Dukaten hiesigen Geldes); für diese werden keine Zinsen genommen und darin besteht eben das fromme Werk, die pietà. Abgesehen davon, sind die Regeln dieselben wie für die großen Pfänder, die Zinsen bringen. Man muß sie zwei Jahre aufheben; sind diese verflossen

und der Eigentümer hat sie nicht eingelöst oder wenigstens seinen Schein aufgefrischt, so müssen sie verkauft werden und der Überschuß des Verkaufs wird für den Eigentümer aufgehoben. Mit einem Wort, um Ordnung in den Registern der Pfandbücher zu halten, darf kein Schein älter als zwei Jahre sein. Daher muß man ihn auffrischen, wenn man den Verkauf des versetzten Gegenstandes verhindern will.

3. Es ist zu beachten, daß man den Leihenden alle Arten von Erleichterungen gewährt. So ist es zum Beispiel erlaubt, die Pfandstücke in kleine Teile zu zerlegen, soweit dies möglich ist. Man kann aus einem ganzen Anzug drei Teile machen und man wird zum Beispiel dreißig Livres auf den Rock bekommen, zwanzig Livres auf die Weste und fünfzehn Livres auf die Beinkleider; so wird man fünfundsechzig Lire auf den ganzen Anzug erhalten, ohne irgendwelche Zinsen zu bezahlen, weil keiner von den drei Scheinen vierundvierzig Livres übersteigt. Die kleinsten Pfänder betragen fünfzig Sous. Man bezahlt dem Monte keine Nebenkosten; das Ergebnis der Zinsen ist groß genug, um alle Kosten zu decken und sogar einen sehr beträchtlichen Nutzen abzuwerfen, der teils zur Vermehrung der Reserven des Monte, teils zu Almosen und anderen frommen Werken jeder Art verwendet wird.

Frage: Mit welchen Gründen rechtfertigt man diese Zinsen?

Antwort: Die Gründungen sind durch päpstliche Bullen ermächtigt worden und das genügt für uns.

Ich wende mich jetzt zum Plan ihrer Einrichtung: die Mittel, um den Leihenden das Geld geben zu können, werden den öffentlichen Depositenbanken entnommen, die es hier in Neapel gibt; so hat das Aufbringen der Betriebsmittel niemand etwas gekostet. Das Geld der Banken ist genügend sichergestellt; denn, wenn in der Depotkasse nicht alles Geld ist, das die Kunden dort hinterlegt haben, so besitzen doch Pfandobjekte des Monte genügend inneren Wert, um das Gegengewicht zu halten. Um jedoch zu verhindern, daß das Geld der Bankkassen dem Handelsverkehr entzogen werde, hat man festgesetzt, daß nur der fünfte Teil davon auf Pfänder ausgeliehen werden darf. So entnimmt man der Kasse einer Bank mit 4 Millionen Kapital nur 800000 Livres

zu Betriebsgeldern für den Monte. Sie ersehen daraus, daß alle Banken Neapels zu gleicher Zeit Leihhäuser sind. Die Erträge des auf Pfänder geliehenen Geldes dienen zum Teil für die Kosten der Bankverwaltung; dafür werden den Kunden weder für Einlage noch für Abhebung ihrer Gelder Gebühren berechnet. Der Rest wird ganz für wohltätige Werke verbraucht, so z. B. um Hospitäler zu unterhalten, Kranke, Waisenhäuser zu unterstützen, Gefangenen zu helfen, geheime Almosen zu spenden, Mitgiften für junge Mädchen auszusetzen ꝛc. Dieser Zweck scheint es zu rechtfertigen, daß so hohe Zinsen genommen werden. Man könnte jetzt, wo die Monti genug unbewegliches Gut erworben haben, um ihre Angestellten und Beamten bezahlen zu können, auch ohne Gefahr den Zinsfuß herabsetzen; aber man hat dies unterlassen, weil man fürchtete, dadurch die Leihenden zu sehr zu ermutigen und den Müßiggang und die Faulheit in der Stadt zu vermehren.

Frage: Genügen die Betriebsmittel?

Antwort: Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß für das Pfandleihgeschäft in Neapel so viel Mittel zur Verfügung stehen, wie man will. Aber die beiden Monti-di-Pietà haben nicht genügend Mittel für die Menge der zinsfreien kleinen Pfänder. Das kommt hauptsächlich von der schlechten Verwaltung dieser Häuser her. Um vor den Augen des Publikums den Mangel an Betriebsmitteln zu verbergen, hat man den Entschluß gefaßt, auf Pfänder ohne Zinsen nur ein- oder zweimal die Woche zu leihen. In diesen Tagen ist der Zudrang des Volkes ungeheuer. Nur mit Hilfe von derben Faustschlägen, die man rechts und links austeilt und ebenso empfängt, gelingt es einem, sein Pfand anzubringen. Man wird vorwärts und rückwärts gestoßen und oft halb erdrückt. Es ist eine Arbeit von mehreren Stunden, oft von mehreren Tagen. Deshalb geht niemand nach dem Monte zum Versetzen, ausgenommen eine Klasse armseliger Frauen, die sich dazu hergeben. Die impegnatrici (Verpfänderinnen) in Neapel sind eine wenigstens ebenso ehrenhafte Körperschaft wie die Fischweiber in Paris. An dies Handwerk gewöhnt, tragen sie sogar Sachen in die zinsennehmenden Monti, die nicht wohltätigen Zwecken dienen, weil bessere Leute, die in Not sind, sich schämen,

dort zu erſcheinen, und weil Frauen, junge Leute uſw. nicht wollen, daß es ihre Gatten, Väter ꝛc. erfahren. Wenn nun dieſe Frauen ſelber etwas Geld haben, ſo geben ſie vor, ſie hätten das Pfand in den Monte gebracht, während ſie es bei ſich aufheben, um ſelber den Nutzen der Zinſen aus ihrem Gelde zu ziehen. Das iſt verboten, nicht weil ſich der Ertrag der Monti vermindert — denn das würde weder den Fürſten noch ſonſt jemand etwas angehen —, ſondern weil die Sachen in den Händen dieſer armen Teufel der Gefahr ausgeſetzt ſind, geſtohlen zu werden oder verloren zu gehen. Doch beſteht dieſe Gefahr immer nur für ganz dumme Menſchen; denn abgeſehen davon, daß man ja ſelbſt ſeine Sachen im Monte verpfänden kann, ſo kann man ſich auch den Schein vorzeigen laſſen und ſich ſo immer verſichern, ob die Verſetzerin den Gegenſtand wirklich dort hingetragen hat.

Frage: Verhindert dieſe Anſtalt den Wucherbetrieb? Iſt ſie ein ſicheres Mittel, ihn zu zerſtören?

Antwort: Es gibt Wucherer in Neapel, und es wird deren immer unzählige geben, ſolange man nicht alle Menſchen an Sparſamkeit gewöhnen kann, was nicht leicht iſt. Was man auch erſinnen und tun mag, es wird ſtets unbeſonnene Verſchwender geben, die im Augenblick Geld brauchen, und es iſt unmöglich, ſich Anſtalten einzurichten, die einem Menſchen in weniger als vierundzwanzig Stunden Geld auf Pfand leihen. Anderſeits kommen Ausgaben für Launen, Spiel, Liebe, Zerſtreuungen, Krankheiten oft an Tagen vor, wo die Banken geſchloſſen ſind. Außer den Wucherern, die ohne Verpfändung leihen — und die durch die Monti nicht beſeitigt werden können — gibt es daher in Neapel Wucherer und wird es dort immer geben, die auf kleine Friſt leihen; aber es gibt deren weniger als in Paris und ihr Wucher iſt viel maßvoller. Die Pfandverſetzerinnen ſind zugleich unſre Wucherinnen. Sie ſind außerdem auch Kupplerinnen, ganz wie in Paris. Sie bringen junge Mädchen auf Abwege, begünſtigen Intriguen, ganz wie in Paris. Sie werden von den Polizeiinſpektoren je nach ihrem Charakter und nach dem der Beamten abwechſelnd beſchützt oder verfolgt, ganz wie in Paris; und ſie endigen alle im Hoſpital, wie es natürlich und gebräuchlich iſt, ganz wie in Paris; aber ihre Zahl iſt viel geringer,

ſelbſt im Vergleich zur Bevölkerung der beiden Städte, und es iſt gewiß, daß jeder, der von dieſen mitleidloſen Blutſaugern ausgeſaugt wird, ſich von ihnen befreien kann, indem er dieſen oder jenen Gegenſtand auf den Monte zum Verſatz bringt.

Frage: Findet man in den Städten, wo dieſe Einrichtung beſteht, mehr oder weniger Luxus, Ausſchweifung, Müßiggang, Bankerotte?

Antwort: Auf dieſe Frage darf man nicht antworten. Luxus, Ausſchweifung uſw. können die Wirkung einer ſo großen Anzahl verſchiedener und auf alle mögliche Weiſe zuſammengeſetzter Urſachen ſein, daß man niemals eine Folgerung daraus ziehen ſoll, wenn man ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, den Hauptfehler aller politiſchen Klugſchwätzer zu begehen: Post hoc, ergo propter hoc.

Erſte Frage, die die letzte ſein könnte: Welche guten oder böſen Wirkungen rufen die Monti-di-Pietà hervor, und überwiegt bei dieſen Anſtalten das Gute oder das Böſe?

Antwort: Es iſt Gutes und Böſes dabei, wie bei allen menſchlichen Sachen. Den Durchſchnitt des Guten oder Böſen zu berechnen, iſt ein Unternehmen, das über die Kräfte menſchlichen Verſtändniſſes hinausgeht, und nur ein hitzköpfiger Ökonomiſt könnte es ſich einfallen laſſen, darüber eine Entſcheidung auszuſprechen. Es für den Meridian von Paris zu berechnen, das iſt möglich; aber es wäre immer eine Arbeit von mehreren Monaten und würde einen Oktavband füllen, der bei einem ehrlichen Drucker gedruckt werden müßte, wenn es ſolchen gäbe. Wenn ich die Zeit dazu hätte, würde ich es nicht ablehnen, dieſes Buch zu verfaſſen; denn ich brenne vor Verlangen, dem ausgezeichneten Beamten zu gefallen, der mich mit ſeiner Korreſpondenz zu beehren geruht. Inzwiſchen bin ich ſo ſtolz und glaube, daß es Ihnen genügen wird, wenn ich erkläre, daß nach meiner Meinung ein oder mehrere Pfandleihhäuſer, die nur gegen Zinſen Geld geben, unter den gegenwärtigen Umſtänden in Paris ſehr von Nutzen ſein würden. Die Beſtimmungen über den Geſchäftsgang müßten von den in Neapel gültigen ein wenig verſchieden ſein, und es ſoll mir ein wahres Vergnügen ſein, Ihnen meine Ideen darüber mitzuteilen, wenn der Fall eintritt. Ich bin der Meinung, eine

derartige Anſtalt ſollte als Privileg dem Hoſpital des Hôtel-Dieu in Paris bewilligt werden; dafür ſollte man dieſem die alberne und unnütze Steuer auf Fleiſchſpeiſen zur Faſtenzeit entziehen, eine lächerliche Steuer, die niemals jemand dahin gebracht hat, während der Faſtenzeit nur mager zu eſſen, dafür aber viele Unglücklichen zum Faſten zwingt.[1] Die Regierung ſollte ſich nicht weiter dareinmiſchen, als daß ſie die Oberaufſicht führt und Mißbräuche verhindert.

Gedruckte Reglements unſerer Monti gibt es nicht. Es wäre am beſten, von hier einen oder zwei gut unterrichtete Beamte kommen zu laſſen, wie man es ſeinerzeit für die Lotterie der Militärſchule getan.[2]

38.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 28. April 1770.

Ihr zweiter Brief iſt wirklich reizend, ſchöne Frau, und er hätte mich wahrhaft in höchſte Entzückung verſetzt, wenn Sie mir nicht im Anfang die unangenehme Nachricht gegeben hätten, daß Herr von Sartine die hübſche Epiſtel und das ſehr lange Gutachten, die ich ihm von Genua im vergangenen Jahre ſchickte, nicht erhalten hat. Sie glauben nicht, wie leid mir das tut. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, in Genua an Herrn von Sartine zu ſchreiben, und meine Eigenliebe fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, von ihm befragt zu werden. Ich war außer mir vor Wohlbehagen. Ich antwortete wie ein Orakel. Nun, ich faßte den Entſchluß, mein Gutachten über die Einrichtung einer Pfandleihanſtalt in Paris nochmals abzuſchreiben und ich ſchicke es ihm heut' Abend. Ich bitte Sie, ihn diesmal von der Abſendung zu benachrichtigen; vielleicht wird er Ihnen meine Arbeit mitteilen; ſie wurde in

[1]) Das Hôtel-Dieu hatte das Recht, von jedem, der während der Faſtenzeit Fleiſch aß, eine Steuer zu erheben, und es hatte Angeſtellte, die den Fleiſcheſſern eifrig nachſpürten. Erſt im Jahre 1774 wurde den Metzgern und Händlern erlaubt, Fleiſch während der Faſten zu verkaufen. [2]) Das erſte Pfandhaus wurde in Paris 1777 eröffnet.

Genua ſehr eilig geſchrieben und geſtern auf Teufelholmich von mir kopiert; ſie iſt aber doch immer von mir, wie die Ephemeriden von Abbé Badot und Abbé Ribaud ſind.[1] Ich ſchrieb ihm ebenfalls einen intereſſanten Brief; verſuchen Sie, ihn zu bekommen, um damit unſeren kleinen Kreis zu erheitern.

Vor drei Wochen ſchrieb ich an Panurg, und ich glaube Baron Holbach wird Ihnen meine Briefe gezeigt haben. Endlich habe ich auch noch, vergangenen Poſttag, einen Brief an Herrn Baudouin, den Berichterſtatter im Staatsrat, geſchrieben; er weiß nicht, daß ich mit der Rolle des Präſidenten ihn im Auge gehabt habe. Ich möchte, daß ihm jemand im Vertrauen dieſe Mitteilung machte, über die er, glaube ich, nicht betrübt ſein dürfte. Der Brief, den ich ihm geſchrieben habe, enthält einiges über den Getreidehandel, was Sie gern leſen werden. Ich ſchicke Ihnen nur deshalb dieſe lange Aufzählung meiner Epiſteln, weil Sie mir mit ſo lebendigen Farben die Erwartung des Heiligen Geiſtes ſchildern, die regelmäßig jede Woche unter der kleinen Zahl trauernder Auserwählter in Ihrem Salon herrſcht.[2] Sie ſehen, ich falle rechts und links, wie das Manna in der Wüſte; darum muß ich auch recht ſorgfältig aufgeleſen werden. Ich habe nicht immer meine volle Spannkraft und bin bisweilen ganz erſchöpft, bis ich dazu komme, meinen Brief an Sie zu ſchreiben; das iſt freilich einer Dame gegenüber wenig höflich. Aber das iſt nun 'mal mein ſchlimmer Fehler und ich könnte die ganze Rue Saint-Honoré zum Zeugen dafür aufrufen; ſie würde mich nicht Lügen ſtrafen. Es tut mir recht leid, daß ‚der Marquis'[3] krank geweſen iſt. Er muß ſolange leben wie meine Dialoge, um deren Wahrheit zu beweiſen, wie der Apoſtel St. Johannes bis zur Vollendung ſeiner Apokalypſe leben mußte. Darum lebte er auch ſehr lange. Endlich ſtarb er durch die Ungeſchicklichkeit ſeines Arztes; aber man kann eben nicht immer an alles denken. Er wird wieder auferſtehen.

[1]) „Les Ephémérides du citoyen ou Bibliothèque raisonnée des sciences morales et politiques“ war eine Zeitſchrift, in welcher der Abbé Baudeau die Ideen Quesnays und der Phyſiokraten vertrat. Der Abbé Pierre Joſeph André Roubaud (1730—1791) gehörte zu den Gegnern Galianis, deſſen Ideen er in ſeinen „Récréations économiques“ (1770) zu widerlegen ſuchte. G. verdreht die Namen: Badot = badaud, Maulaffe; Ribaud = Bordellbruder. [2]) Die Briefe Galianis wurden ſtets mit Ungeduld erwartet. [3]) von Croismare.

Wenn Voltaire ein unwürdiger Kapuziner[1] ist, so bin ich hier ein unwürdiger Rat. Aber was sagte er, als er erfuhr, wer der Verfasser der Gespräche ist? Er hatte ja einen im Verdacht, dessen Name mit L.. anfängt; war das vielleicht Graf Lauraguais[2] oder der Chevalier Lorenzi[3] oder Lalande[4] oder Larrivée[5] von der Oper?

Viele Empfehlungen an den würdigen Baron von Studnitz. Viele Empfehlungen auch an den ersehntesten der Fürsten; Sie wissen wohl, wen ich meine. Wenn Herrscher auf friedlichem Wege Beförderung fänden, so würde er ganz gewiß nicht als Fürst von Gotha sterben, sondern wenigstens als Großtürke. Aber das schlimme ist, daß die Beförderungen der Herrscher nicht zustande kommen, ohne daß ihrer Untertanen Blut vergossen wird; und das Vergnügen gut regiert zu werden wird bisweilen zu teuer erkauft.

Soeben erhalte ich Ihren Brief Nr. 3. Aber dieser Zauberer Merlin versetzt mich wirklich in so schlechte Laune, daß ich keine Lust habe, Ihnen zu antworten und so die briefliche Chronologie zu verwirren.

Dupont beweist mir endgiltig, was ich seit langer Zeit geargwohnt habe: daß die Ökonomisten eine richtige Sekte von ‚Illuminierten' sind. Sie haben Prophezeihungen, Legenden, Visionen und vor allem eine betäubende Langeweile.[6] Soll ich aufrichtig sein? Ich glaube, Quesnay ist der Antichrist und seine

---

[1]) Im Jahre 1770 hatte Voltaire von dem P. Amatas d'Alambala, dem General der Kapuziner, Titel und Urkunde eines „père temporel du pays de Gex" erhalten, um die er sich beim Papst Clemens XIV., (Ganganelli) und beim Herzog von Choiseul beworben hatte. Seitdem unterzeichnete der Patriarch, der solche Späße liebte, mit einem † und mit „Voltaire capucin indigne". Man begreift die Freude, welche die Gemeinde in Paris empfand, als sie von diesem Streich des Alten hörte. [2]) Louis Léon Félicité de Brancas, Graf von Lauraguais (1733—1824), der schon genannte Verfasser einer Schrift gegen die „Indische Gesellschaft", gehörte zu den unruhigsten Köpfen (têtes brûlées) der Aristokratie. Sein Verhältnis zu der witzigsten Französin des Jahrhunderts, der Sängerin Sophie Arnould, bot beständig Anlaß zu Reden und Witzeleien. [3]) Toskanischer Edelmann im Dienste des Hauses Conti; er gehörte zu den Intimen des du Deffand'schen Kreises. [4]) Astronom und Direktor des Pariser Observatoriums (1732—1807). [5]) Berühmter Sänger (1733—1802). [6]) Die Ökonomisten pflegten sich alle Dienstage bei dem Marquis von Mirabeau, (dem „ami des hommes") zu versammeln. Die Philosophen wußten über diese Zusammenkünfte weidlich zu spotten, und auch der prophetische Stil, in dem die Sekte ihre Ansichten vortrug, bot die schönste Gelegenheit zu Parodien.

physionomie rurale ist die Apokalypse. Das ist ernster gemeint, als Sie denken. Eines Tages werde ich mir den Spaß machen, den Vergleich zwischen Voltaire und Quesnay zu ziehen, und ich gedenke Ihnen zu beweisen, daß dieser Arzt was ganz andres ist. Er ist etwas Übernatürliches. Er ist traurig und abgeschmackt und weist keinen Dummkopf als Schüler zurück, wenn er nur Enthusiast ist. Panurg wird in den Augen der Nachkommenschaft die Rolle des Judas Philon[1] spielen. Man wird nicht wissen, zu welcher Sekte er gehörte; denn er ist weniger lächerlich als jene und mehr Enthusiast als wir. Leben Sie wohl, göttliche Dame!

39.

An dieselbe.

Neapel, den 5. Mai 1770.

Welche verdammte Rasse von Handelsrichtern haben Sie denn? Was ist das für ein Teufelsurteil? Warum soll ich gezwungen sein, zwei Jahre auf Bezahlung eines Werkes zu warten, das in drei Monaten verkauft war? Sollte dieser Spitzbube von Merlin ein verkappter Ökonomist sein, wie es verkappte Jesuiten gibt?[2] Mit einem Wort, ich bin wütend und mich beruhigt nur der Gedanke, daß dieses Abenteuer Ihnen und all meinen Freunden beweisen wird, wie unglücklich ich bin, ohne es verdient zu haben. So mögen sie mir, wenn sie Unglück über mich hereinbrechen sehen, wenigstens keine Vorwürfe machen, keinen Tadel sagen; aber sie sollen wenigstens endlich einmal wissen, daß die Würfel gefälscht sind und daß es nicht meine Schuld ist. Das Spiel ist nicht ehrlich. Das Glück und die Götter betrügen wie große Schurken, die sie auch sind; und Cato und Brutus, die gutes, ehrliches Geld ins Spiel eingesetzt hatten, wurden dies an ihrem

[1]) Judäos, jüdisch-hellenischer Philosoph, aus Alexandria, um 20 v. Chr. bis 54 n. Chr., verfaßte zahlreiche, auch von christlichen Schriftstellern viel gelesene Schriften, in denen er allegorische Interpretationen des alten Testamentes mit platonischen und stoischen Lehren verschmolz. [2]) Ein königliches Edikt vom Jahre 1764 hatte die Gesellschaft Jesu in Frankreich aufgelöst.

Lebensende gewahr und ſagten es allen laut, die es hören wollten. Aber kehren wir wieder zu unſern Geſchäften zurück.

Ich befinde mich nicht gerade in drückender Geldnot; aber zwei Jahre warten, das iſt doch eine ſehr lange Zeit! Zwei Jahre unter der Verwaltung des Abbé Terray![1] das iſt ſchrecklich lange. Zwei Jahre in der allgemeinen Kriſe! das iſt Wahnſinn. Zwei Jahre für einen Verdammten wie mich! das iſt lächerlich. Alſo, reizende Dame, wenn Sie gegen einen Wechſel von mir 1200 Lire, auf Ihren Schreibtiſch aufgezählt, erwiſchen können, ſo halten Sie ſie feſt und bezahlen Sie meine Schulden; und was Sie mit dem Reſt anfangen ſollen, werde ich Ihnen dann ſchon ſagen. Laſſen Sie uns ſo ſchnell wie möglich aus den tötlichen Schreckniſſen und Ängſten, in denen ich mich befinde, herauskommen. Wenn ich dies Geld verlöre, ſo würde ich zu Panurg ſagen: Vicisti, Galilaee.[2] Er hätte recht und ich unrecht.

Warum haben Sie in meine Silbergeſchirrkiſte die Ephemeriden und andern ähnlichen Schund hineingepackt? Der Grünſpan wird ſich daran ſetzen. Dieſe Arbeiten ſind ſo ätzend! Welche Unbeſonnenheit! Nun, geſchehen iſt geſchehen. Ich zittre für das Schickſal meiner Kiſte. Sie wird als Schmuggelware beſchlagnahmt werden, oder ſie wird mir einen Teufelshandel zuziehen. Man wird glauben, daß ich von Paris die acquetta oder das theophaniſche Waſſer, dies berühmte Gift, kommen ließ.[3] Der

---

[1]) Der Abbé Terray war wegen ſeiner willkürlichen Maßnahmen in der Finanzverwaltung aufs höchſte verhaßt. Er beſaß in ſeinem Treppenhauſe einen Papagei, der unaufhörlich „Diebe, Diebe!“ ſchrie. Die Witzbolde ſagten: „Man ſieht wohl, daß er gewohnt iſt, den Eintritt ſeines Herrn anzukündigen.“ In Paris gab es eine kleine Straße, die Vuide-Gouſſet (Leerer Beutel) hieß. Eines Tages war der Name an der Tafel weggewiſcht und man las Rue Terray. [2]) „Du haſt geſiegt, Galiläer!“ Die Worte des ſterbenden Julian Apoſtata. [3]) Dieſes Waſſer, das zugleich ein Aphrodiſiakum und ein Gift war, galt als ausſchießlich neapolitaniſches Fabrikat. Der Verfaſſer des „Espion dévalisé“ ſchreibt unſerm Abbé folgende Auskünfte über das Gift zu, an dem die Mutter Ludwig XVI. geſtorben ſein ſoll: „Die Miſchung von Opium und von Kantharіden in Doſen, die ſie in Neapel allein kennen, iſt ein langſames Gift, das unfehlbar und ſicher wirkt, umſomehr als es nicht auffällt. Man gibt es zuerſt in kleinen Doſen, damit die Wirkung unmerklich ſei. In Italien nennen wir es acqua di Tufania. Niemand kann ſeiner Wirkung entgehen, weil die Flüſſigkeit, die man durch obige Miſchung erhält, klar wie Waſſer und ohne Geſchmack iſt.“ (L'Espion dévalisé, 1782, p. 94.)

Beweis dafür ist klar; dies Gift besteht nur in der Vereinigung eines starken Betäubungsmittels mit einem starken Ätzmittel, Opium mit Kantharíden — Abbé Badot wie er leibt und lebt. Ach, mein Gott, ich bin verloren!

Endlich danke ich Ihnen auch noch für die Abschrift des Paragraphen von Dupont Nostradamus. Dieser Dupont hat sicher niemals mein Gesicht gesehen. Vielleicht hat er mich von hinten wie Moses gesehen,[1] das will ich nicht bestreiten. Niccoli wußte nichts von meiner Arbeit und Niccoli sollte sich niemals aufs Disputieren einlassen, denn er hat niemals zehn Taler in seiner Tasche gehabt, wie jener Generalpächter so treffend bemerkte. All dies ist nur ein Scherz: Coelum et terra transibunt, verba autem mea non transibunt. Die Duponts und die Rivières werden von der Bildfläche verschwinden und die ‚Gespräche' werden bleiben. Selbst Panurg wird verschwinden. Das prophezeihe ich. Leben Sie wohl; viel herzliche Grüße an alle.

Nächste Woche werde ich Ihnen sagen, was Sie mit meinem Geld anfangen sollen; inzwischen werden Sie Zeit haben, meine Anweisung unterzubringen.

40.

An dieselbe.

Neapel, den 5. Mai 1770.

Während ich die Antwort auf Nr. 3 fertig machte, kommt Nr. 4 an, die ich auch hiermit beantworte. Ihr Brief ist reizend, weil er lang ist; aber er ist wenig angenehm wegen der Neuigkeiten, die Sie mir über die Gesundheit unsres einzigen Marquis und der Frau Geoffrin mitteilen. Diese letzteren machen mich besonders traurig. Ich zittre für sie. Mein Herz sagte mir bei meiner Abreise von Paris voraus, daß ich den Schmerz haben würde, sie nicht wiederzusehen. Ich ging ihr aus dem Wege und das

[1]) Worte Jehovas an Moses, Exod. 33, 23: „Tollamque manum meam, et videbis posteriora mea; facien autem meam videre non poteris". Gemeint ist der Physiokrat Dupont de Nemours.

ist der einzige wahre Grund, weshalb ich ihr nicht geschrieben habe. Ich sage Ihnen nichts mehr davon, mein Herz krampft sich bei diesem Gedanken zusammen. Versuchen wir uns heiter zu stimmen!

Ja, sicherlich sind Briefe von mir verloren gegangen; unter andern bat ich Sie in einem, Suard zu sagen, daß ich ihm die Neapolitanische Zeitung nicht geschickt habe (obgleich mir nichts leichter wäre, weil ich alle Woche eine verbrenne); aber sie ist nichts wert. Er müßte sich darin auf mich verlassen. Die Nachrichten von hier, wie die aus Rußland, finden sich alle in der Florenzer Zeitung, die sehr interessant ist, und die wir hier lesen müssen, um zu sehen, was bei uns los ist. Übrigens empfange ich die französischen Zeitungen, die Suard mir schickt, sehr unregelmäßig und jetzt ist es, wie ich glaube, vier Wochen schon, daß sie mir fehlen. Ich möchte ihn bitten, sie an den Abbé de Vauxcelles zu adressieren; so erwiese er zwei Freunden einen Dienst. Für die Voltaire-Statue[1] würde ich nur einen Beitrag zeichnen, wenn mir ebenfalls eine errichtet würde. Die meinige müßte man in dem schönen neuen Hallenrundbau, im Hôtel Soissons aufstellen.[2] Ich würde mich prächtig zwischen Mehlen und Pariser Mädchen ausnehmen. Ich hätte alles, was zur Ernährung und Bevölkerung nötig ist, und mehr würden auch unsere neuen Philosophen nicht verlangen. Ich wünsche ein Kolossalstandbild, damit die Nachwelt nicht wisse, wie klein mein Wuchs war. Der Schutzgenius Frankreichs soll mich mit einem Ährenkranze krönen. An meinem

---

[1]) Am 17. April 1770 hatte sich bei Frau Necker ein Komitee, aus 17 ehrwürdigen Philosophen bestehend, versammelt, das nach Anrufung des hl. Geistes, wie Grimm erzählt, den Beschluß faßte, Voltaire eine Statue zu errichten. Es wurde beschlossen, eine Subskription einzuleiten und dem Bildhauer Pigalle die Ausführung zu übertragen. Der Künstler reiste ohne Verzug nach Ferney ab und wurde dort freundlich aufgenommen; er stellte den Philosophen, der ihm acht Tage lang saß, nackt dar. Die Statue, die nicht den Beifall des Königs fand, befindet sich heute in der Bibliothek des Instituts. [2]) Dieses Hotel, das der verliebte Graf von Soissons hatte bauen lassen, war wegen seines Wandschmuckes berühmt: es zeigte überall die Namenszeichen des Erbauers verschlungen mit denen der Katharina von Navarra, der Schwester Heinrichs IV. Später bewohnte es der Kardinal Richelieu, und zur Zeit Galianis war es Sitz des königlichen Finanzpachtamtes.

Piedeſtal will ich vier gefeſſelte Affen haben, nämlich Dupont, La Rivière, Badot und Ribaud: zwei Abbés, zwei Weltliche, das wird ein hübſcher Gegenſatz und wundervoll maleriſch ſein. Auf der Vorderſeite der Statue ſtehe die Inſchrift:

Ferdinando Triticano (wie Scipio der Afrikaner) ob cives servatos. Aere conlato, in einer Ährenkrone.

An den Seiten:

An der erſten: Taedio Ephemeridum profligato.

An der zweiten: Logomachia rurali devicta.

An der dritten: Oeconomistis deletis qui Rempublicam obdormiebant.

Dann drei Medaillons unter dieſen Inſchriften. Im erſten wird man einen Ökonomiſten ſehen, der niedergebeugt den großen Gott der Gärten anbetet, und der, indem er ſich niederbeugt, ſeine Hinterpartie zeigt. Der gereizte Gott ſchlägt ihn mit ſeinem ehrwürdigen Inſtrument auf den Kopf; auf dem freien Raum ſteht die Inſchrift: Priapo vindici. Auf der entgegengeſetzten Seite ſieht man eine ökonomiſtiſche Dame (denn es gibt ſolche), die der Pomona Früchte und Blumen als Opfer darbringt und dabei vorn ihr Kleid zu hoch aufhebt.[1] Die gereizte Göttin wirft ihr Äpfel an den Kopf. Umſchrift: Pomonae ultrici. Endlich, auf der Hinterſeite, das dritte Medaillon: Zwei Abbés, Panurg und Badot, die auf einem ländlichen Altar ihre Werke und Schriften Harpokrates, dem Gott des Schweigens, des Schlummers und der Vergeſſenheit, weihen; der Gott bedeckt aus Dankbarkeit ſie und ihre Schriften mit Mohn; Umſchrift: Nocti aeternae. Ich weiß nicht, was für Teufelszeug ich ſchreibe, aber da haben Sie nun ein völlig improviſiertes und über Hals und Kopf niedergeſchriebenes Gedicht. Grimm und der Baron ſollen darüber lachen!

Ich erwarte das heilige in der Kaſſette eingeſchloſſene Depoſitum und ich danke der Geſellſchaft im voraus, die zuſammen-

[1]) Anſpielung auf Frau von Marchais, der man den Spitznamen Pomona gegeben hatte, wegen der ſchönen Früchte, die ihr der Intendant der königlichen Gärten, Herr von Angeviller zu ſchicken pflegte. In ihrem Salon pflegten die Ökonomiſten zu verkehren. Ihre geiſtigen Beſchäftigungen taten der natürlichen Liebenswürdigkeit der feinen Weltdame keinerlei Eintrag. (S. De Goncourt, „La Femme au XVIIIe siècle". Paris, 1890. G. Charpentier.)

gelegt hat, um mir's zu ſchicken; aber wenn Sie meinen Brief empfangen haben, in dem ich Ihnen von meinem hundertvierundachtzigſten und letzten Werk Rechenſchaft ablegte, ſo haben Sie genügend Gegenwert, um der Geſellſchaft dieſe Wohltat bezahlen zu können.

Tauſend Dank für Voltaires Verſe![1] Ich habe im Auszug des „Mercur" alles geſehen, was die ſchmutzigſte Bosheit an Treuloſigkeiten und Beleidigungen hervorſpeien konnte.[2] Deſto beſſer. Dieſe Leute kennen die Menſchen nicht. Ein inſtinktives Gefühl treibt den Menſchen, ſich gegen Verfolgung, Bedrückung und Hinterliſt zu empören. Man ſieht ein unglückliches, nachgeborenes, von ſeinem Erzeuger verlaſſenes Werk, das der Gnade des Schickſals preisgegeben iſt, und eine Bande von Philoſophen (ſo will ich ſie mit Vorbehalt nennen), die ſich zuſammengerottet haben, um es unter endloſem Geſchrei zu zertrampeln. Das Mitleid muß wach werden. Sie werden bald Leute ſehen, die herbeieilen, um dem Bedrängten beizuſtehen. Inzwiſchen iſt das Loſungswort ausgegeben; zwiſchen den Philosophes Civils und den Philosophes Ruraux oder Rustiques iſt der Krieg erklärt; es erſcheint mir unmöglich, daß die Seite, auf der ein Voltaire, ein Diderot, ein d'Alembert kämpfen, geſchlagen werden könnte. Ich werde die Helena dieſes trojaniſchen Krieges ſein.

Ich bin durchaus nicht darüber erſtaunt, daß das Publikum jetzt ſagt, Herr Necker und Panurg ſeien im Einverſtändnis. Zwei Perſonen, die durchaus nicht miteinander einverſtanden ſind, geben dasſelbe Reſultat wie zwei, die einverſtanden ſind, wie zwei Verneinungen eine Bejahung ausmachen, und zwei —-Zeichen, in der Algebra minus genannt, eine poſitive Anzahl ergeben. Tatſache iſt, daß Abbé Morellet, der die Partei der Autorität und Deſpotie unterſtützt hat, recht hatte, und daß Herr Necker, der ſich zugunſten der Freiheit erklärte, unrecht hatte. Sie werden

[1]) Voltaire hatte ſich, in einer Epiſtel an einen Freund, in ſcherzhafter Weiſe darüber beklagt, daß er infolge der Terrayſchen Finanzoperationen 300000 Franken verloren hatte, und mit dem Wunſche geſchloſſen, es möge allen Mönchen ſo ergehen, wie es ihm, dem Kapuziner ergangen war. [2]) Die Aprilnummer des „Mercure de France" vom Jahre 1770 enthielt einen leidenſchaftlichen Angriff auf die Dialoge.

glauben, ich träume oder täuſche mich; keineswegs. Ich wiederhole es: Morellet war gegen die Freiheit; ich bin imſtande, das zu beweiſen. Ich weiß nicht, ob er im Geheimen ſeines Herzens das ſelber wußte. Es iſt ihm vielleicht ergangen wie dem Propheten Balaam,[1] der fluchen wollte und ſegnen mußte; aber es iſt Tatſache. Diesmal iſt der Abbé Macchiavellino geweſen und hat den Prozeß gewonnen.

Aber genug von dieſen Zärtlichkeiten. Sie machen mir das Herz bluten, wenn Sie mir ſchildern, wie Sie mich vermiſſen. Sie machen mich weinen und ich würde Sie in Tränen zerfließen laſſen, wenn ich Ihnen ſagte, was jedesmal in meinem Herzen vorgeht, wenn ich Ihre Briefe empfange und anfange, Ihnen darauf zu antworten. Wahrhaftig, wäre ich ſicher, in Paris jährlich 6000 Lire zu haben, ließ ich all mein Gegenwärtiges, das nicht klein iſt, und meine ganze Zukunft, die groß ſein kann, im Stich und würde nach dem kleinen Briche fliegen, das ich Sie wiederzunehmen zwingen würde. Aber ſehen wir noch ein Jahr zu; wer weiß, wie alles kommen wird.

In dieſem Augenblick empfange ich vier Nummern der Gazette de France, bis zu Nr. 28. Danken Sie Suard vielmals dafür. Iſt Madame Suard Ökonomiſtin?

41.

An dieſelbe.

Neapel, den 12. Mai 1770.

Ihr Brief kommt zuſammen mit einem andern, alten an, der vor Alter ſo weiß iſt, daß man die Schrift nur mit Mühe leſen kann. Er iſt vom 11. März. In Herrn Perez Hände gefallen, hat er die Runde durch ganz Europa gemacht und kommt

[1]) Balak, der König der Moabiter, hatte den Propheten holen laſſen, damit er das Volk Iſraels verfluche. Ein Engel mit nacktem Schwerte hielt ihn mitten auf dem Wege auf und befahl ihm, nur das zu ſagen, was Gott der Herr ihm befehle. Der Prophet ſprach nur Segnungen aus und fiel unter den Streichen der ſiegreichen Iſraeliten.

nun endlich bei mir an. Nachdem ich nun dieſen glücklich habe, ſind nur noch zwei oder drei Briefe von Ihnen ausſtändig; auch ſie werden kommen. Inzwiſchen danke ich Ihnen, daß Sie mir die Urteile von Marmontel, Creutz und Helvetius mitgeteilt haben. Sie decken ſich vollkommen mit dem, was ich erwartet habe. Es ſind alle drei in jeder Hinſicht ſchätzenswerte Männer; aber es tut ihnen not, daß ein Berufener ihnen ſagt: Begeiſtert euch doch mal! Dann tun ſie es und aus ehrlichem Herzen. Dieſer jemand hat gefehlt, denn ich war nicht in Paris. Wäre ich dort geweſen, ſo hätte ich ihnen ſchroff befehlend geſagt: Findet dies Werk erhaben! und ſie hätten es erhaben gefunden. Doch, zweifeln Sie nicht: es werden Zufälle und Ereigniſſe eintreten, durch deren Verknüpfung ſie in meinen Dialogen die Apokalypſe finden müſſen; und Sie werden ſehen, wie ſie dann ins Zeug gehen werden.

Dem Abbé Morellet habe ich ſchon in allem Ernſt das Geheimnis enthüllt: Anſtatt mich zu widerlegen, ſchreiben Sie einen Kommentar zu meinem Buch! Er wird mich nicht verſtanden haben; aber andre werden mich verſtehen, und ich zweifle nicht daran, daß man am Ende erraten wird, was ich ſagen wollte. Von meinem letzten Dialog iſt bis jetzt noch nichts fertig. Manchmal mache ich mir den Kopf damit heiß, aber in dieſem unglücklichen Land iſt niemand, der mich elektriſiert. Nur die Berührung von Pariſer Händen kann jetzt dies Wunder vollbringen: Darum iſt alles, was ich ſchreibe, nichts mehr wert; höchſtens vielleicht noch meine Antworten ein bißchen. Sammeln Sie alſo dieſe; nehmen Sie Abſchriften von denen, die ich an andere ſchreibe, und ſchließlich werden Sie finden, daß dieſe geſammelten Bruchſtücke doch ein Etwas ſind.

Was meine Rückkehr nach Paris betrifft, ſo hoffe ich das beſte. Meine Sehkraft wird alle Tage ſchwächer und undeutlicher; bald werde ich blind ſein und das wird eine ſchöne Gelegenheit und ein guter Vorwand ſein, um uns wiederzuſehen.

Ich komme jetzt dazu, auf Ihre Nr. 5 vom 20. April zu antworten. Es iſt jetzt offenbar, daß Ihre Briefe auf gutem Wege ſind, wenn ſie nur die Klippen des Don Perez vermeiden; er iſt gewiß nicht ſo ſchlecht, daß er meine Briefe öffnet, aber er iſt ſo ungeſchickt, ſie auf falſche Beförderungswege zu leiten.

Wir müſſen die Poſtkoſten erſparen und ſie darum an Herrn Nicolai oder den ſpaniſchen Geſandten ſchicken.

Die Inſchrift, die man unten an Voltaires Statue anbringen will, würde erhaben ſein, wenn man die Koſten von allen Literaten Europas aufbringen ließe.[1] Es wäre ſchön, den Engländer, den Deutſchen, den Italiener und ſogar den Kaiſer von China, der eben ein Gedicht vollendet hat, als Landsleute Voltaires zu bezeichnen; aber wenn nur Franzoſen daſtehen, ſo iſt die Inſchrift recht flach und würde beſſer ſo lauten: A Voltaire, par un transport d'admiration; aber im Lateiniſchen würde ſie wertvoller ſein: Voltario, devicta invidia, saeculi sui miraculo, aere eruditorum conlato. Das Lateiniſche iſt die Sprache der Inſchriften; die Franzoſen werden ſolche Wunder in ihrer Sprache nie vollbringen können. Ich z. B. könnte in franzöſiſcher Sprache nur Dialoge oder Komödien in Proſa oder Tragödien in Verſen, d. h. immer Dialoge, machen; und das iſt natürlich. Die Sprache des geſelligſten Volkes des Weltalls, die Sprache einer Nation, die mehr ſpricht als ſie denkt, einer Nation, die ſprechen muß, um zu denken, und nur denkt, um zu ſprechen, muß mehr als jede andere zur Dialogform führen. Wenn eine Inſchrift dialogiſch wäre, ſo würde ſie den Verkehr ſtören, indem die Vorübergehenden auf den Straßen ſtillſtehen würden. Ich habe nicht die Zeit, meinem lieben Grafen Schomberg zu antworten; Sie können ihm ſagen, daß ſein Brief mir unendliches Vergnügen machte und daß ich ihm ſicher in einer langen Epiſtel antworten werde. Sie laſſen ja gar nichts von meinem Gelde hören? Leben Sie wohl.

42.

An dieſelbe.

Neapel, den 19. Mai 1770.

Ihre Nummer 6 kommt eben glücklich an und ich bin überzeugt, mein Freund Magallon wird mir keinen Ihrer Briefe

[1]) Sie ſollte lauten: A Voltaire vivant, par les gens de lettres ses compatriotes.

verloren gehen lassen; schicken Sie nur immer auf diese Art, denn es ist ein so angenehmes Gefühl, kein Briefporto bezahlen zu müssen.

Das Gedicht des Kaisers von China ist wieder ein Triumph für mich.[1] Alle Dummköpfe sind für die freie Ausfuhr und gegen die Chinesen, weil sie weder zu sehen noch zu urteilen verstehen. Ich wünsche zwei Exemplare davon und bitte Sie, sie zu kaufen und Herrn Delorme, dem berühmten Spediteur in der Rue Saint-Honoré gegenüber dem Staatsrat, zu übergeben; er soll sie nach Rom an den Kardinal Orsini schicken, der sie dann dem Marquis Tanucci zustellen wird. Die Transportkosten werden an Herrn Delorme durch den Geschäftsträger bezahlt; den Preis der Bücher bezahle ich. Hoch die Chinesen! Es ist eine alte Nation, die uns für Kinder und Gassenjungen ansieht; und wir halten uns für wer weiß was, weil wir Meere und Länder durchreisen! Bigis atque quadrigis petimus bene vivere, und so tragen wir überallhin Krieg, Zwietracht, unser Geld, unsre Gewehre, unser Evangelium ꝛc.

Sie haben recht, der Baron ist zu pedantisch und nicht gerieben genug. Übrigens, glaube ich, könnten Sie Panurg zwingen, Ihnen meinen Brief zu zeigen. Er kann nicht ableugnen, daß er einen bekommen hat. Der Brief wird Ihnen Spaß machen.[2] Die Geschichte mit dem Merlin versetzt mich in so schlechte Laune, daß ich sicher nichts mehr schreiben werde, bis ich nicht meine mir nötigen hundert Louis in blankem barem Gelde eingenommen habe.[3] Geben Sie mir also Nachricht, daß die Wechsel diskontiert sind und daß ich bezahlt bin; dann wollen wir weiter sprechen.

Meine Begeisterung für Badot ist abgekühlt. Ich will alles vorher lesen; sein erster Brief war wirklich ganz nichtssagend.

Ich weiß nicht, ob ich heut' Abend meinem lieben, reizenden Grafen Schomberg antworten werde. Ich bin ein Faulpelz und warte immer den letzten Augenblick ab.

---

[1]) Das Gedicht des Kaisers Kien-long war unter dem Titel „Eloge de la ville de Mukden et de ses environs" von dem Jesuiten Amyot ins Französische übertragen und 1770 von Herrn von Guignes herausgegeben worden. [2]) Morellet ließ diesen vielbesprochenen Brief, den ihm der Baron Holbach überbrachte, keinen Menschen lesen. [3]) Der Verleger Merlin erwies sich als zahlungsunfähig und bot Galiani Datowechsel an.

Sie gedachten, Voltaires Statue mit vier angeketteten Affen zu verschönern, aber Sie haben keine gute Auswahl getroffen. Es mußten sein: Der Papst, der Jesuitengeneral, Moses und noch einer.

Adieu oder, besser gesagt: Nicht ade! Behalten Sie mich lieb, ich bete Sie an, und mein einziges Glück ist, von Paris, von Ihnen und meinen Freunden zu träumen.

43.

An den Grafen Schomberg.

Neapel, den 19. Mai 1770.

Aha, mein lieber Graf! Also das ist's? Sie schreiben mir einen schönen Brief; eine Masse Liebenswürdigkeiten, viele Lobsprüche, die Ihnen aus dem Herzen kommen, zuviel Bescheidenheit, zuviel Selbsterniedrigung (die wirklich nicht berechtigt ist); Sie kehren sich nach rechts und links, und worauf zielt dies ganze kleine Manöver ab? Sie wollen mir die Würmer aus der Nase ziehen; Sie wollen das Geheimnis der Kirche erfahren, ich verstehe Sie. Wissen Sie, warum Sie mir endlich schrieben? Nicht meine Bitten, nicht die Mahnungen der Frau von Epinay haben Sie dazu bewogen; Sie schrieben mir, weil ... weil ..., nicht wahr, ich habe Sie erraten? ..., weil es Ihnen leid tut, daß Sie nach dem Lesen der ‚Gespräche' nicht einen Augenblick mit mir plaudern konnten; nun, ich will Sie zufriedenstellen.

Ich habe keine Geheimnisse vor Ihrem Herzen, wie ich nichts Erhabenes für Ihren Geist habe; ich werde Ihnen alles enthüllen, was ich gern wollte als ich diese ‚Gespräche' schrieb.

1. Vor allem: mich unterhalten. Bewilligt.

2. Dann 100 Louis verdienen. Verweigert.

3. Meinen Freunden ein Andenken an unsere ‚Dialoge' hinterlassen. Bewilligt.

4. Frankreich Gutes tun. Verweigert.

Wie Sie sehen, schreibe ich Ihnen in militärischem Stil; ich bediene mich der Cortura.[1]

[1]) Kürze.

Nun zu der Wirkung, die mein Buch in hellen Köpfen hervorrufen muß:

1. Sie werden gewahr, daß die Frage der Ausfuhr bis zur heutigen Stunde nicht behandelt worden ist; man hatte betrogen, und zwar nicht nur hinterlistig, sondern auch dumm betrogen. Auch dieser Betrug ging, wie Sie wissen, von einem Abbé[1] aus, den dann der Abbé de Boufflers entlarvt hat. Allem, was sich als Gegengrund anführen ließ, war man ausgewichen oder hatte es totgeschwiegen. Das ist unbestreitbar; denn als ich offen und ehrlich alle Gegengründe auseinandersetzte, war man so betroffen und erstaunt, daß man mich für den einzigen, ersten und gefährlichsten Gegner der Ausfuhr ansah und mir daraufhin die gröbsten Beleidigungen sagte, obgleich sicherlich niemand besser oder nachdrücklicher für die Verordnung und die Freiheit der Ausfuhr eingetreten ist. Ich erlebe also den komischen Fall, daß das Publikum, anstatt auf die Betrüger zu schimpfen, sich gegen mich wendet, der alles aufgedeckt hat; darüber könnte ich mich zu Tode ärgern, wenn ich nicht vor Lachen platzen müßte. Nun, ich muß eben abwarten, bis man mein Buch zu Ende gelesen hat.

2. Und weiter wird man bemerken: da in dieser minderwertigen Welt und besonders in der Politik alles sich gegenseitig das Gleichgewicht hält, so kann man nichts tun, worin sich nicht gut und böse mischt; daher darf man nicht über Wunder schreien wie die Dummköpfe und Ökonomisten, darf niemals Wunder, Glück und plötzliche Veränderungen versprechen. Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu. Der Abbé Badot hat gut seinen Mund aufreißen und sich an die ehrlichen Leute wenden, viel gibt's deren nicht; er hat gut vom ‚ersten Bedürfnis des Menschen' reden; ich dachte, darunter verstände er ... aber nein! er spricht von Getreide, und neun Zehntel der menschlichen Zweifüßerart essen keins; daher kein Geschrei, kein Fischweibergeschimpf, keine normannischen Beschwerden und andere, ‚diesem zuwiderlaufende' Erklärungen. Wenn die Ausfuhr erleichtert wird, ohne

[1]) Der schon genannte Abbé Baudeau, der im Jahre 1768 eine Broschüre: „Résultats de l'immunité et de la liberté du commerce des blés" veröffentlicht hatte. Im gleichen Jahre erschien sein „Avis aux honnêtes gens qui veulent bien faire", worauf Galiani später anspielt.

den gleichmäßigen inneren Umlauf zu ſtören, ſo wird Frankreich auf eine gewiſſe Zeit eine gewiſſe wohltuende Wirkung verſpüren; danach wird es damit vorbei ſein; aber es wird als Wirkung der erſten Wirkung eine gute Nachwirkung eintreten und ſo wird das Gute noch Sohn, Enkel, Urenkel zeugen. So muß man urteilen und denken; viel Ruhe, viel Arithmetik — nichts Unendliches, Unermeßliches. Das ſind bloß leere Worte für Dummköpfe.

3. Man wird bemerken — Sie haben es ſchon bemerkt —, daß man in der Nationalökonomie nichts behandeln kann, ohne, wie Sie es nennen, erhaben zu ſein! Hätte ich den Brillenhandel beſprochen, ſo wäre ich ebenſo erhaben geweſen und Sie hätten geargwohnt, daß ich von der Geſetzgebung der vergangenen und kommenden Staaten gepredigt hätte; das ſind lauter fixierte Ideen, würden Leute ſagen, die nicht an fixen Ideen leiden; und ſie hätten recht.

4. Man wird bemerken, daß . . . ſoll ich es ſagen? jetzt kommt das Staatsgeheimnis . . . Ja, ich werde es Ihnen verraten; wer es wagt, von Grund auf die Einrichtung des Getreideverkehrs in Frankreich zu ändern, der wird, falls es ihm gelingt, zur ſelben Zeit auch die Regierungsform geändert haben; denn das Vertrauen zwiſchen Untertanen und Herrſcher muß ſo groß ſein, daß eine Hungersnot nicht ſofort eine Empörung hervorrufen kann, und dazu nützen Lichter und Pfünzchen des ökonomiſchen Journals nichts, ſondern es bedarf der großen Straßenlaterne des in ſich einheitlichen Regierungsapparates, die einen ganzen Vendômeplatz erhellt und beleuchtet. Sie erinnern ſich, daß bei den Kornunruhen im Jahre 68 das raſende Volk ſogar auf den Herzog von Choiſeul ſchimpfte, der ſicher von allen Miniſtern der unſchuldigſte und beſtmeinende war. So iſt man denn noch recht weit davon entfernt, eine freie Ausfuhr feſtſetzen zu können. Gerade diejenigen, die in enthuſiaſtiſcher Überſtürzung und Unbeſonnenheit dahin geſtrebt haben, werden die Maßregel zum völligen Scheitern bringen und werden ſo Frankreich in die ſchrecklichſte Knechtſchaft zurückſtürzen; Sie ſehen ja ſchon, wie das Volk bereits den Deſpotismus um Hilfe anruft. Die Volksmengen, die Parlamente ſind es ja, die mit großem Geſchrei Ausfuhrverbote verlangen. Ich wollte zum Wohle Frankreichs das Gleiche wie die

Exportiſten; aber ich wollte es secundum scientiam und, um keinen Mißerfolg zu haben, ſchlug ich eine allmähliche Einführung vor, ein Geſetz zunächſt auf zehn Jahre; nach deſſen Verlauf werden wachſender Wohlſtand und Verminderung der Steuern den Bauern in Stand ſetzen, ſeinen Beſchwerden[1] einen Rückhalt zu geben; und die Beſchwerden werden genügen, um die Ausfuhr aufrecht zu erhalten. Ich habe dies in meinem letzten Dialog nicht ausdrücklich ausgeſprochen; aber leſen Sie ihn nur mit Aufmerkſamkeit, ſo werden Sie es ſchon herausfinden.

Wenn ich jetzt nicht zu ſchreiben aufhörte, ſo würde der Brief heut' Abend nicht mehr abgehen; daher ſchließe ich und bitte Sie, mir das unendliche Vergnügen machen zu wollen, mir oft zu ſchreiben und viel an den denken zu wollen, der auf das innigſte mit Ihnen und unſern Freunden verbunden iſt.

44.

An Herrn Abbé Morellet.[2]

Neapel, den 26. Mai 1770.

Guten Tag, lieber Abbé.

Ich will Ihnen, lieber Abbé, das ſeltſamſte Abenteuer erzählen, das mir je zugeſtoßen iſt.

Ich hatte Ihnen einen Brief ſo recht nach meiner Art geſchrieben. Alles was die herzlichſte Freundſchaft, die angenehmſte Erinnerung und die ausgelaſſenſte Luſtigkeit mir einflößen konnten, um Ihnen Vergnügen zu bereiten und um mich für Ihre Abweſenheit zu tröſten, war darin enthalten. Ich erinnere mich

[1] Im Original remontrances. [2] Der Abbé Morellet (1727—1819), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, gehörte trotz der Verſchiedenheit ihrer Neigungen zu den Freunden Galianis. Als Parteigänger der Ökonomiſten trat er erſt nach der Abreiſe Galianis auf, als ihm der Herzog von Choiſeul den Auftrag erteilte, die geiſtreichen Dialoge des Neapolitaners zu widerlegen. Der Abbé, der bis zuletzt die klarſte Geiſtesfriſche bewahrte, war bis zu ſeinem Ende der Mittelpunkt eines Kreiſes ausgezeichneter Männer, die in der Nähe des lebhaften Greiſes ihre Erinnerungen an die glänzende Zeit des Ancien régime aufzufriſchen liebten.

nicht mehr ganz genau, was ich eigentlich ſchrieb. Ich weiß nur, daß mein eilig verfaßter, in einem einzigen Atemzug mit der Glut eines Improviſators geſchriebener Brief voll guter und ſchlechter Witze war; aber ſelbſt die ſchlechten Witze waren gut, weil ſie der Herzenserguß eines Freundes in den Buſen eines andern waren. Ich hatte den Baron von Holbach, an den ich ihn adreſſierte, um Ihnen das Poſtporto zu ſparen (denn man muß nicht nur Freund, ſondern auch ein guter Haushalter ſein), recht ſehr gebeten, ihn nur einer kleinen Zahl Auserwählter zu zeigen, den gemeinſamen und ausgewählten Freunden von der großen Boulangerie,[1] einem Suard, einem Marmontel und andern Leuten von gleichem Schrot und Korn.

Dieſe Woche erwartete ich Ihre Antwort. Unter den Briefſchaften des franzöſiſchen Geſandten kommt für mich ein dickes Paket an, deſſen Umſchlag, von unbekannter Hand überſchrieben, mit unbekanntem Siegel verſchloſſen, eine Art Brief enthält, acht entſetzlich langweilige Seiten ohne Unterſchrift, aber ſo abgefaßt, daß ich glauben ſoll, Sie ſeien der Schreiber; aber es iſt weder Ihr Ton, noch Ihr Stil, noch Ihr Gedankengang, kurz, es ſtimmt ganz und gar nicht. Wer ſchreibt mir alſo dieſe Epiſtel? Und was iſt aus Ihnen geworden? Leben Sie? Sind Sie tot? Sind Sie ein anderer geworden? Wenn Sie nicht mehr auf der Welt ſind, liebenswürdiger und geliebter Schatten, ſo empfangen Sie mein letztes Lebewohl. Ja, ich werde Ihnen bald folgen. Ich werde nicht lange leben in meiner traurigen und tödlichen Einſamkeit. Ich werde Ihnen nacheilen und Sie im Lande der Geiſter wiederſehen. Wenn Sie ein anderer geworden ſind ... nein, das iſt nicht möglich. Dieſer Gedanke macht mich zittern. Lieber wollte ich, Sie wären tauſend Male tot. Sie können ſich nicht ändern, ohne dabei viel zu verlieren, und man ſoll lieber ſterben als ſchlechter werden.

Dies alſo, mein lieber Abbé, iſt mein Abenteuer. Was ſoll ich Ihnen weiter von dieſem unglaublichen Brief des Pſeudo-Morellet ſagen? Er kündigt ſich als Enthuſiaſt an und rechnet

[1]) So hieß man die Herausgeber der Werke Boulangers: Holbach, Diderot, die man deshalb auch Bäckergeſellen (garçons boulangers) nannte. Man behauptete auch, ſie hätten allerlei irreligiöſe Zuſätze zu den Werken des Philoſophen gemacht.

ſich das zu ſeiner Ehre und zu ſeinem Ruhm an. Er legt ſich recht ins Zeug, um erſt warm zu werden, ſagt er, und um den Menſchen gutes zu tun, ſagt er, und um die Rechte des Bürgers hochzuhalten, ſagt er. Er ſpielt den Helden und ſeufzt nach einer kleinen Penſion.[1] Er nennt ſich den Don Quixote der Freiheit. Dieſe Freiheit (die vielleicht ebenſowenig jemals exiſtiert hat wie die herrliche Donna Dulcinea del Toboſo) iſt ſeine Geliebte; er ertappt ſeine Freunde, wie ſie ſie ihm entführen und er ſchlägt ſich für ſie. Wenn die Freiheit ſeine Geliebte iſt, ſo iſt er wirklich ſehr zu beklagen; denn, bei meiner Ehre, man hat ſie ihm zur Zeit nicht nur entführt, ſondern auch . . . .; hierauf ſagt er mir grobe Worte, findet mich im Widerſpruch mit mir ſelbſt; hierauf wirft er mir vor, ich ſei ein ſehr ſcharfer Gegner der Freiheit, endlich fordert er mich zum Kampf auf Leben und Tod heraus; dann ſagt er, er habe von den Theologen richtig denken gelernt; dann wird er wild, dann ſchreit er gegen die Tyrannen und Tyrannenſklaven, gegen die Geldmenſchen und alle Schufte, die einen guten Koch haben; dann iſt er recht tragiſch und dann — ſehr, ſehr langſtielig.

Nein, mein lieber Abbé, Sie ſind nicht der Schreiber dieſes Briefes. Ich kenne Sie zur Genüge: Sie hätten mir nicht geſagt, meine Dialoge haben keine andre Schönheit als die, daß ſie mir ſehr ähneln, um endlich zu ſchließen, daß Sie zärtlich den Abbé Galiani umarmen und nicht den Chevalier Zanobi, denn das ſeien zwei ſehr verſchiedene Weſen. Es würde Ihnen unmöglich ſein, ſolche Widerſprüche zu ſchreiben. Ebenſowenig hätten Sie Frau von Epinay im Verdacht gehabt, mir Auszüge aus Ihrem Buche zu ſenden. Der wirkliche Abbé Morellet iſt zu nahe an der Quelle, um nicht dieſen Tatbeſtand ſofort aufzuklären; es iſt daran nämlich kein wahres Wort.

Herr de Sorba[2] teilte mir als erſter mit, daß Sie von der Regierung den Befehl erhalten hätten, mich zu widerlegen. Darauf ſchrieb mir der Chevalier de Magallon, daß ich zum Kampf auf

[1]) Morellet gehörte als Schriftſteller zu den Literaten, die ſich für jedes ihrer Werke von dem jeweiligen Machthaber bezahlen ließen. Die Bemerkung iſt boshaft genug. [2]) Der Bevollmächtigte der Republik Genua zu Paris.

Leben und Tod mit Ihnen in die Schranken reiten müſſe. Der däniſche Geſandtſchaftsſekretär Schultz, unſer früherer Unterſekretär Nicolai, Herr de Militerni,[1] Herr Giambone,[2] Herr de Courtanvaux[3] und viele andre ſchrieben mir das gleiche. Niemand hat mir Einzelheiten über Ihr Buch geſchrieben, und wenn Frau von Epinay es geſehen hat, ſo hat ſie mir ſicherlich nichts davon geſagt. Ich hoffe, wenn ich es leſe, wird mir noch augenſcheinlicher der Beweis geliefert werden, daß der ſoeben empfangene Brief nicht von Ihnen iſt. Sicher wird Ihr Buch in einem ganz anderen Stile geſchrieben ſein und wird mir nicht ſagen, ich ſei ein erklärter Feind der freien Ausfuhr.

Wenn auch das ganze vereinigte Paris mein Buch nicht verſtanden hätte, ſo bin ich doch ſicher, daß Sie es verſtehen, und Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, vor ganz Frankreich einzugeſtehen, daß die Freiheit und die Ausfuhr bis zu dieſer Stunde keinen wahreren Freund gehabt haben als mich. Sie werden frei von der Leber weg reden und dem Publikum ſagen, daß man es getäuſcht und auf unwürdige Weiſe durch ein illuſoriſches Edikt hintergangen hat,[4] in welchem man ſcheinbar eine unbeſchränkte Freiheit zugeſtand, während man in Wirklichkeit überhaupt keine bewilligte. Man tat ſo, als ob man den freien innern Umlauf erlaubte, aber man ließ alle Steuern, alle Wegegelder, die Hinderniſſe, die ihn hemmten, fortbeſtehen: man verſprach ſie zu beſeitigen, aber man ſetzte keine Gelder als Erſatz dafür aus, man dachte nicht einmal darüber nach, durch welches Mittel dies Gute bewirkt werden könnte. Zu gleicher Zeit gab man ſich den Anſchein, eine unbeſchränkte Ausfuhr zu bewilligen; aber man legte eine Gebühr von 12 Livres 10 Sous auf den Zentner, und dieſe kleine Beſchränkung hat genügt, um für drei Jahre den

---

[1]) Neapolitaniſcher Offizier in franzöſiſchen Dienſten. [2]) Italieniſcher Bankier zu Paris. Galiani ſagte von ihm: „C'est un galant homme, sa femme est une galante femme, tout est galant chez lui.“ [3]) François César Letellier, Marquis de Courtanvaux, Herzog von Doudeauville (1718—1781). Er war Urenkel Louvois'. Er ließ 1776 in Colombes bei Paris eine Sternwarte auf eigene Koſten errichten und war auch ſonſt ſehr freigebig, wenn es ſich um den Bau neuer wiſſenſchaftlicher Inſtrumente handelte. [4]) Das Edikt vom Jahre 1764.

Handel von Nantes und die ganze Loireſchiffahrt zu ſperren. Sie hat genügt, um die ganze Willkürherrſchaft wieder einzuführen: beſondere Erlaubniſſe, Begünſtigung der Getreideſpekulanten, Behinderung der ehrlichen Kaufleute ꝛc.

Ich, ja ich allein habe zuerſt laut Einſpruch getan gegen dieſen Überfall auf den guten Glauben des Volkes. Ich habe eine Fälſchung des Edikts aufgedeckt und gepredigt: Sichert den Innenhandel; fangt damit an! Denn, wenn man noch der Ausfuhr bedürfen ſollte, um Frankreichs ganze Produktion zu verwerten (was ich nicht weiß und was ſich nicht vorausſehen läßt, weil Bevölkerung und Verbrauch aus verſchiedenen Urſachen ſich vermehren oder vermindern können), dann keine beſchränkte Taxe mehr, ſondern volle Freiheit, volle Ausfuhr-Erlaubnis. Aber ein Vorteil ſoll das Kind des Hauſes vor den Hunden draußen auszeichnen; denn non est bonum sumere panem filiorum, et mittere canibus, wie mit Sankt Matthäus der Sekretär des feuille,[1] ſehr treffend ſagte, als der Vorſchlag gemacht wurde, Pfründen an Literaten zu vergeben.

Wenn Sie den wahren Plan meines Buches, mein Syſtem, meine Ratſchläge für Frankreich ins helle Licht ſetzen, mein lieber Abbé, ſo werden Sie damit auch den Schreiber dieſes ſeltſamen Briefes endgültig abtun, der mir mit der größten Kaltblütigkeit ſagt: Sie ſind ein ſehr ſcharfer Gegner der Freiheit, ich fordere Sie zum Kampf heraus: wir beide werden uns ſehr gut verſtehen. Nun, wenn er wirklich mein Buch verſteht, mich verſteht er jedenfalls nicht ſehr gut. Ich wiederhole es Ihnen, es iſt mir das Unglück paſſiert, nicht klar geſprochen zu haben. Dennoch ſchmeichelte ich mir, daß wenigſtens Sie mich verſtanden hätten, und um jede Zweideutigkeit zu entfernen, hatte ich Ihnen in meinem Briefe wiederholt: Ich bin für und nicht gegen die Freiheit wie der Chevalier Zanobi. Ja, ich bin für und mein ganzes Buch zielt auf dies für hin. Aber ich bin es ohne

[1]) Feuille, die Liſte der unbeſetzten Abteien, die man als reine Pfründen verteilte. Der Sekretär des feuille, der die Verteilung der Einkünfte zu überwachen hatte, war eine wichtige Perſönlichkeit, die mitten im Intriguenſpiel des hohen Adels ſtand, dem daran liegen mußte, möglichſt viele Pfründen zu ergattern. (Mémoires du Marquis d'Argenson, II, p. 375, Ed. Jannet).

Fanatismus, weil nach meiner Meinung aus Fanatismus oder Enthusiasmus niemals etwas anderes entstehen kann als Empörung und Aufruhr. Das ist der einzige Unterschied zwischen den Ökonomisten und mir, zwischen ihren und meinen Prinzipien. Der Verfasser der ‚langen Epistel' sagt mir sehr höflich, meine Prinzipien seien falsch; er sagt mir auch, ich habe an hundert Stellen Prinzipien aufgestellt, wodurch Freiheit und Eigentum zerstört werden. Also haben Sie diesen Brief nicht geschrieben! Das ist die ganze Schlußfolgerung, die ich daraus ziehe, und die einzige, die zu ziehen mir Vergnügen macht.

Kurz, mein lieber Abbé, ich erwarte mit der lebhaftesten Ungeduld Ihr Buch, um mich in Frankreichs Augen gerechtfertigt zu sehen, um mich rein zu sehen von den Bosheiten und Albernheiten, die die Ökonomisten gegen mich ausgespieen haben. Diese Ökonomisten sind wütend, nicht weil ich mir nicht ihre Prinzipien, sondern weil ich mir ihren Stil nicht zu eigen gemacht habe. Herr Badot rät mir, zum Herzen zu sprechen; er meint damit, glaube ich, ich solle so sprechen, daß sich einem das Herz im Leibe umdreht. Das ist mir unmöglich; und wenn ihr Stil ihnen heilig ist wie ihre großen Worte: Freiheit, Eigentum, Augenschein, Bürgerrechte, Hausbrot, so werde ich mein ganzes Leben ein Gottloser sein.

Ich hoffe, Sie werden in Ihrem Buche zeigen, daß es in der Erörterung gewisser Prinzipien unlösbare Fragen gibt, wie das Gleichgewicht von Ackerbau und Gewerbe, die Beziehungen zwischen der Regierungsform und den Sorgen um die Verpflegung ꝛc. ꝛc. Aber über die Frage des Edikts ist die Erörterung bald gemacht und beendet: „Besser verkaufen als wegwerfen. Besser seinem Freunde verkaufen als seinem Feinde." Können Sie mir darin widersprechen? Nein, das ist unmöglich. Dann müßte ich mir selbst einreden, Sie seien verrückt geworden, und ich habe doch kein Anzeichen einer solchen betrübenden Neuigkeit. Darum erwarte ich Ihr Buch, um mich darüber zu freuen, daß ich ganz und gar mit Ihnen übereinstimme; anders kann es gar nicht sein.

Unterdessen, bis Ihr Buch erscheint, schreiben Sie mir manchmal. Denken Sie daran, daß Sie meine erste Pariser

Bekanntschaft sind. Sie sind für mich (ich kann es mir ohne Tränen nicht ins Gedächtnis zurückrufen) primogenitus mortuorum, der Älteste von denen, die ich verloren habe. Ihnen verdanke ich die Bekanntschaft der Madame Geoffrin, d'Alemberts[1] und so vieler andrer.

Ich bat Sie in meinem Briefe, unendlich viele Grüße und Umarmungen auszurichten; leider ist dieser Brief in wer weiß wessen Hände gefallen. Daher bekomme ich denn keine Antwort gerade auf diesen Punkt, der für mich interessanter ist als alles Schwarzbrot, Weißbrot, als alle Feinmehle, Kleien, Mehlsteuern und Esel der ökonomischen Mühlen: Non in solo pane vivit homo. Ich lebe nur von der Freundschaft. Umarmen Sie für mich alle Masculina und Feminina meiner Bekanntschaft, die Sie auf Ihrem Wege treffen, und sehen Sie in mir fürs ganze Leben Ihren sehr ergebenen und gehorsamen Diener.

45.

An Frau d'Epinay.

Neapel, den 26. Mai 1770.

Meine schöne Dame,

ja, ich habe pünktlich all Ihre Briefe seit Nr. 1 erhalten. Es wird sich zeigen, ob Sie die meinen ebenso erhalten.

Wir haben hier ebenso schreckliches Wetter gehabt wie Sie in Paris; darum beneiden Sie mich nicht ums Klima; ich habe wirklich nichts, was wert wäre, mich darum zu beneiden. Ich erlaube Ihnen, Neapel um meinen Besitz zu beneiden; Sie können es um so eher tun, als es Neapel nie leid tun wird, mich zu verlieren; was genau dasselbe heißt wie: es würde mir nie leid

[1] Jean Lerond (1717—1783), Physiker, Mathematiker, Mitarbeiter an der Encyclopädie, für welche er das berühmte Vorwort schrieb. Er war der natürliche Sohn der Lebedame und Schriftstellerin Marquise von Tencin, die das Kind aussetzte. D'Alembert war als Mensch ein Gemisch von seltenem Herzensadel und feiger Schwäche. Seine Beziehungen zu Friedrich dem Großen und Katharina II. sind bekannt.

tun, es zu verlaſſen. Ja, ich habe Sie gern und die Zeit vermindert weder meine Anhänglichkeit noch meine Erinnerung.

Laſſen Sie mich ſchnell wiſſen, daß Sie Merlins Wechſel untergebracht haben, und daß wir dem Stabe dieſes unglückſeligen Zauberers entronnen ſind.

Es tut mir ſehr leid, daß Sie meinen Brief an Panurg nicht geleſen haben. Ich war ſo unvernünftig, keine Abſchrift davon aufzubewahren; auch hatte ich nicht Zeit dazu. Niemals wurde ein Brief mit weniger Vorbedacht geſchrieben, und d'Alembert ſagt wohl mit Recht, daß er reizend iſt, denn er iſt es wirklich. Ich glaube, mein Brief hätte Voltaire ſelbſt verlegen gemacht, wenn er ein Herz im Leibe hat. Geſtern habe ich die Antwort empfangen. Ich kann mich nicht entſchließen, zu glauben, daß ſie wirklich von Morellet iſt. Sie ähnelt den Badots und Ribauds wie zwei Tropfen Waſſer. Panurg hat doch immerhin volle zehn Jahre mit uns geſpeiſt, und wenn er keine Wachsleinwand auf dem Kopfe hatte, ſo mußte in den zehn Jahren doch wohl ein Tropfen geſunder Vernunft und Philoſophie durchſickern. Kurz, ich will mir lieber einreden, daß nicht er mir geantwortet hat, und in dieſem Sinne ſchreibe ich ihm noch heut abend. Ich hoffe, daß er diesmal meinen Brief unſerer ehrenwerten Geſellſchaft mitteilen wird. Tut er es jedoch nicht, ſo habe ich jedenfalls eine Abſchrift davon aufbewahrt und werde ſie Ihnen mit der nächſten Sendung zuſtellen. Inzwiſchen vollbringen Sie alle nur möglichen Verbrechen und Schurkenſtreiche, ſelbſt einen Mord, um eine Abſchrift meines erſten zu erlangen. Sie müſſen alle meine Briefe ſammeln wie die Blätter der Sibylle. Gott weiß, was darin ſtehen mag, wenn ſie einmal geſammelt ſind!

Tauſend Dank an Grimm für ſeine kurzen Zeilen und die Kopie des Schriftſtückes meines lieben Generals Betskoi.[1] Warum iſt ſeine erhabne Herrſcherin nicht Königin von Paris! Sankt Petersburg iſt nicht Paris. Indeſſen, was weiß man denn? Viele Ruſſen haben mir die Reiſe dorthin vorgeſchlagen. Ich

[1]) Miniſter der Kaiſerin Katharina II., dem die Verteilung der Penſionen an Künſtler und Schriftſteller übertragen war. Er war es, der Diderot und Frau Geoffrin in Verbindung mit der Kaiſerin gebracht hatte.

habe nicht die Zeit, Grimm heut Abend länger zu schreiben. Ich empfange eben die Nachricht, daß mein sogenanntes Tafelgeschirr in Marseille angekommen und eingeschifft worden ist. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daß Herr Delorme vierzig Francs Kosten in Paris und achtzehn Francs in Lyon berechnet hat. Ich kann durchaus nicht erraten, wofür diese Kosten sind. Ich zweifle nicht an der Rechtschaffenheit des Mannes; aber ich möchte doch wissen, wofür er die vierzig Francs ausgegeben hat. Ich glaubte wirklich nicht, daß dieser Spaß mich so viel kosten würde. Wenn Ihnen jemand achthundertvierzig Lire für mich bringt, so nehmen Sie sie bitte an; eines Tages werden wir mit einander abrechnen. Aber treiben Sie Merlin, den Lumpen, zur Eile an, oder lassen Sie ihn Panurgs Drücker werden. Leben Sie wohl, meine liebenswürdige, meine liebenswürdigste Dame!

46.

An dieselbe.

Neapel, den 2. Juni 1770.

Meine schöne Dame,

Ihre Briefe kommen vorschriftsmäßiger; die meinen sollen ebenso pünktlich sein. Der letzte bringt mir eine andere Salve von Ephemeriden der Citoyens rustres oder, wenn Sie wollen, ruraux. Ich versichere Ihnen, der Merlin ganz allein macht mir mehr Qual, als alle Ökonomisten zusammen. Dieser Merlin ist mein Abbé Teray. Er macht mir bange um meine Kontrakte. Um Gotteswillen befreien Sie mich von ihm und wenn ich auch etwas Verlust daran haben soll; ziehen Sie Ihre Auslagen ab und schicken Sie in einem schönen Bankwechsel den Überschuß. Nichts wird Ihnen leichter sein, als mir das Geld zuzustellen, entweder durch Herrn Giambone,[1] oder durch den Grafen Sersale.[2] Ich glaube, Sie werden mit Vergnügen hören, daß der bisherige

[1]) Der Bankier Octave G., dessen Frau (nach den Mémoires secrets, XXIX, p. 124) unter den Maitressen Ludwigs XV. genannt wurde. [2]) Verwandter des Kardinal-Erzbischofs von Neapel.

Gesandte unseres Hofes in London, unser gemeinsamer Freund der Marchese Caraccioli, ein Mann von ausgezeichnetem Geist, für die Pariser Gesandtschaft bestimmt worden ist. So werde ich einen Freund mehr in Paris haben, und das ist mir eine große Freude.

Der Baron Gleichen[1] macht sich köstliche Vorstellungen von den Freuden, die er durch meine Gesellschaft hier haben wird. Ich muß unwillkürlich schon im Voraus über die Überraschung lachen, die ihm bevorsteht, wenn er sieht, daß ich bis zur Unkenntlichkeit verändert bin und daß meine Gesellschaft zu gar nichts nutze ist. Die Pflanzen verändern ihre Natur, wenn sie in anderen Boden versetzt werden, und ich war eine Pariser Pflanze.

Ich schicke Ihnen die Abschrift meines zweiten Briefes an Panurg. Damit Sie ihn recht verstehen, müßte ich Ihnen seinen Brief mitteilen; aber der ist so lang, in jeder Hinsicht so lang! Wenn wirklich Panurg ihn geschrieben hat, so denke ich mir, Sie, oder zum mindesten Grimm, oder ein andrer, werden ihm das Vergnügen machen, ihn um Einsicht in seinen Brief zu bitten. Vom Lesen zum Abschreiben ist nur ein Schritt, und dieser Schritt ist bald getan! So werden Sie den Brief bekommen. Sie werden mich verstehen ..... Ist es möglich, daß Sie meinen ersten Brief nicht lesen konnten? Das betrübt mich, macht mich trostlos. Marmontel mit seinem guten Gedächtnis wird, unterstützt von d'Alembert, dessen Gedächtnis noch stärker ist, mit diesem zusammen ihn auswendig lernen und Ihnen vorsagen. Er muß unbedingt in Ihre Sammlung hinein. Ein Wort über die Ephemeriden. Wissen Sie, daß ich allen Ernstes entzückt bin über die Art, wie man mich behandelt? Ich habe schon den Vorzug der groben Injurien. Diese Ehre wurde nur Voltaire von den Hunden des Sankt Medardus[2] zuteil. Ich erhalte sie von den Hunden des Luxembourg.[3]

Dieser alte Teil der guten Stadt Paris ist das Viertel der

---

[1]) Der zum dänischen Gesandten in Neapel ernannt worden war. [2]) Die Jansenisten, die auf dem Friedhof St. Medardus die vielbesprochenen nächtlichen Versammlungen abhielten. [3]) Die Häupter der Ökonomisten wohnten im Schlosse Luxembourg.

Äbte[1] und Hunde. Freilich ist zwischen Voltaire und mir keine andere Ähnlichkeit, als daß wir alle beide von Paris abwesend sind; aber ebenso wahr ist es, daß zwischen den Jansenisten und den Ökonomisten ein großer Unterschied ist. Alle beide schreien und bellen; aber jene zählten einen Arnaud, einen Pascal zu ihren Gründern; diese haben nur Leute wie Quesnay. Nun, ich sehe, die Regierung wünscht einen Stierkampf für die Literaten, wie an der Barriere von Sève einer für den Pariser Pöbel stattfindet.[2] Vortrefflich! Her mit den Hunden! Wir wollen der Stier sein! Und der Abbé Morellet, der arme Abbé, mein lieber Abbé, der mir so teuer war! Was wird er denn nur machen in diesem lustigen Hourvari?[3] Will er der Bulldogg sein? Sicherlich wird er es mit den Ephemeriden nicht aufnehmen. Er wird mir nicht so grobe Beleidigungen sagen. Er wird nicht so geläufig Unsinn reden. Er wird nicht so flaches Zeug schreiben. Er wird meine Reden und Ideen nicht so gut entstellen wie sie. Er wird also in allem minderwertiger sein als sie, er wird nicht einmal im Schlechten ausgezeichnet sein. Warum also schreibt er ein Buch? Was Sie mir von den Satiren mitteilen, die gegen mich veröffentlicht worden sind, bestimmt mich, nichts darauf zu antworten. Ich will diesen Herren die allergrößte Qual bereiten, nämlich so tun, als ob ich sie nicht gelesen hätte. Ich werde des Vorrechtes der Toten genießen.

Umarmen Sie tausendmal meinen lieben Marmontel. Wird er euch nicht aus meinem Dialog eine Erzählung machen, betitelt „Der Agrarphilosoph und sein Pächter"? Er braucht nur den Kontrast zwischen Theorie und Praxis ins rechte Licht zu rücken, so wird eine ausgezeichnete Geschichte daraus werden.

Mademoiselle Clairon hat eine Unschicklichkeit begangen,[4] und ich bin betrübt darüber! Es ist unschicklich, über das lange

[1]) Das Seminar Saint-Sulpice liegt nicht weit vom Luxembourg. [2]) Hier fanden Kämpfe zwischen Hunden, Bären und oft auch Stierkämpfe statt. [3]) Jagdausdruck. Für großen Lärm und Tumult. Die Jäger bedienen sich seiner, um verlaufene Hunde auf die Fährte zurückzurufen. [4]) Die Unschicklichkeit, die Galiani der Clairon vorwirft, bestand darin, daß sie ihrer alten Rivalin, der Dumesnil, die Rolle der „Athalie" wegnahm, welche die Tragödin, die damals 60 Jahre zählte, von jeher gespielt hatte. Die Clairon, die seit 1765 nicht mehr der „Comédie française" angehörte und nur berufen wurde, um bei den Fest-

Leben alter Leute ungeduldig zu werden. In China wäre ſie amtlich getadelt worden. Wenn ſie beſſer ſpielt als die Dumesnil, ſo hat ſie eine Grauſamkeit, wenn ſie weniger gut ſpielt, eine Dummheit begangen.

Ich werde mit Gatti abrechnen und von jetzt an werden Sie mein Kaſſierer ſein.

Ich muß an Grimm ſchreiben, um ihm dafür zu danken, daß er meine Dialoge auf dieſelbe Straße brachte, die Manco-Capac La Rivière zu Mama-Bella, dem männlichen und weiblichen Geſetzgeber aller Reußen, führte.[1] Glücklicherweiſe ſind meine kleinen „Geſpräche" beſſer aufgenommen worden.[2] Ich glaube indeſſen nicht daran, daß die Zarin ein wonniges Kitzeln davon empfunden hat; denn dieſe nordiſchen Herrſcher ſchicken ſchnell, wenn ihnen etwas viel Vergnügen gemacht hat, eine Medaille an den Urheber der Luſt, und ich habe nichts bekommen, nicht einmal die Hochzeitsmedaille von meinem lieben Fürſten von Sachſen-Gotha,[3] obgleich ich mir doch allerlei Mühe gemacht habe, um ein paſſendes Sujet dafür anzugeben.

Die Feſte[4] werden Sie ermüdet haben. Alſo, leben Sie wohl, ſchöne Dame; ich liebe Sie raſend. Adieu.

47.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 9. Juni 1770.

Mein Herr!

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie erfreut ich war, als ich die Aufſchrift ihres Briefes von Ihrer Hand geſchrieben ſah. Ich ſah daran, daß ihr Augenlicht wieder hergeſtellt iſt, und das

---

vorſtellungen mitzuwirken, die man zur Hochzeit des Dauphins mit Marie Antoinette gab, erlitt einen Mißerfolg, während die Dumesnil in der Rolle der „Mérope" Triumphe feierte. [1]) Der erſte Inkakönig, der mit ſeiner Schweſter Coya-Ocella ſein Volk ziviliſierte. Der Scherz bezieht ſich auf die Reiſe La Rivières nach Petersburg. (ſ. Anm. z. S. 62). [2]) Katharina II. ſchätzte die Dialoge hoch. [3]) Dieſer hatte die Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen geheiratet. [4]) Die Feſte bei der Hochzeit des Dauphins mit Marie Antoinette von Öſterreich.

iſt ſicherlich die angenehmſte Nachricht, die mir von Paris kommen kann. Ich war in Sorge darüber, aber ich verzweifelte noch nicht an der Beſſerung. Ich kann Ihnen verſichern, daß ich trotz Ihrem libellum repudii in bezug auf die Münzen noch immer für Sie ſuchte und ſuche. Aber es iſt ſo ſchwierig welche zu finden, daß ſich bis zur Stunde nichts gezeigt hat.

Abbé Zarillo iſt in Rom geweſen und hat mir nichts mitgebracht. Abbé Alfani iſt ebenfalls von Rom hierher zurückgekehrt, denn er gedenkt dieſes Jahr nicht nach Paris zu reiſen. Er hat nur eine große Commodus-Schaumünze, die er letzthin in Rom entdeckt haben will; aber die Ränder ſind mir verdächtig. Wir hatten einen franzöſiſchen Minimitenpater, der Antiquar iſt, bei uns. Ich glaube, er heißt Pater Magnan.[1] Er bereiſt Kalabrien und Sizilien, und wird ſicherlich Haufen von Stadtmünzen zuſammenbringen; aber ich glaube nicht, daß er viel Neues findet. Er läßt viele Münzen zeichnen. Der Herr Calefati hier, der die Münze von Bitonto beſitzt, ſagt mir, er habe auch eine Münze von Canoſa entdeckt. Ich habe ſie noch nicht geſehen. Ich habe keine Hoffnung ſie ihm zu entlocken. Es iſt hier auch ein ſilberner Priscus Attalus geſehen worden, aber der Eigentümer hat keine rechte Luſt, ihn zu verkaufen. Ich bitte Sie, mir zu ſagen, wie hoch Sie ihn ſchätzen.

Ein gewiſſer Präſident Jannucci iſt geſtorben. Er hat eine kleine ziemlich mittelmäßige Münzſammlung hinterlaſſen, in der ſich nichts ſeltenes befindet als die Münze des ‚Tyrannen Johannes', kleine Bronze, die er auch vor einigen Jahren, nebſt einer Abhandlung darüber, veröffentlichte; die Witwe möchte den Preis dieſer Münze wiſſen.

Das ſind alle numismatiſchen Neuigkeiten, die ich Ihnen mitteilen kann. Ich werde mit außerordentlichem Vergnügen Ihr kleines Supplement, das Sie kürzlich veröffentlichten, in Augenſchein nehmen. Man hat ja freilich vom Druckenlaſſen nichts als Verdrießlichkeiten und Kummer. Ich bin ſogar noch beſſer bedacht worden; denn der Buchhändler hat ſich lieber ſeine Möbel

[1] Dominikaner (1731—1796). Verfaſſer eines wenig beachteten Werkes über Münzen.

fortholen laſſen, als mich zu bezahlen, und die Ökonomiſten haben darüber die unanſtändigſten und gröbſten Beleidigungen und Anzüglichkeiten gegen mich geſchleudert, um (wie ſie ſagen) die Rechte der Bürger und das Eigentum zu verteidigen. Aber all das macht mir nichts. Es genügt mir, meinen Freunden gefallen zu haben. Ihre Stimme genügt mir mehr als alle Ephemeriden.

Laſſen Sie mir durch Ihren Herrn Sohn ſchreiben und ſtrengen Sie Ihre Augen nicht an. Entſchuldigen Sie die Kürze des Schreibens und glauben Sie, daß ich immer bin Ihr etc.

48.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 9. Juni 1770.

Meine ſchöne Dame,

Sie verſprachen mir ſo feſt, mich nicht eine einzige Woche ohne Nachricht über Sie und Ihre Geſundheit zu laſſen; dennoch haben wir jetzt eine leere Woche. Aber das wird die Schuld des Herrn Magallon ſein, der bei den Feuerwerken und dem Böllergeſchieße der Hoffeſte war. Ich fürchte wirklich, dieſe Heirat verpufft in lauter Feuerwerk. Hat der Dauphin ſie fertig gebracht? Nun, ich entſchuldige Sie, und um ſoviel mehr, als ich nicht die Zeit habe, Ihnen recht ausführlich zu ſchreiben. Jetzt aber etwas, was für mich von Intereſſe iſt.

Als ich meinen erſten Brief an Panurg ſchrieb, habe ich auch an den Baron geſchrieben; er hat mir nicht geantwortet. Warum nicht? Hätte Panurg ihn mir verführt? Wenn er mir das angethan hat, ſo werde ich ihm mein ganzes Leben lang nicht verzeihen. Ich habe den Baron lieber als Panurg, lieber ſogar als meine Dialoge. Ich verehre ihn abgöttiſch; ich will ſeine Freundſchaft um nichts in der Welt verlieren. Ich bitte Sie alſo um Aufklärung hierüber.

Außerdem muß ich Ihnen ſagen, daß ich mir ſeit einiger Zeit, in einer Art von Vorgefühl, in den Kopf geſetzt habe, meine Dialoge werden zur Widerrufung des Ediktes führen; denn ſonſt

wird in Frankreich die Teurung kommen, die ich vorausgesehen und vorausgesagt habe. Diese Woche stoße ich zufällig in der Pariser Zeitung auf einen Artikel, der mir absichtlich hineingesetzt zu sein scheint, um den Aufruhr in einigen Provinzen zu beschwichtigen; denn man meldet darin in einer Art Freudentaumel, daß in Nantes eine Getreideflotte angekommen sei. Ich bitte Sie, mich genau hierüber zu unterrichten, und auch über den Preis des Getreides, das nach Paris kommen wird. Denn da die Leute immer nach den tatsächlichen Ereignissen urteilen, so werde ich recht haben, wenn das Getreide in Paris teuer ist, und ich werde ein großer Mann, ein großer Politiker sein, und Panurg und Pangloß[1] werden Dummköpfe sein. Der Hallenpreis wird das Thermometer meines Ruhmes sein.

Guten Abend, schöne Frau. Ohne Ihre Briefe bin ich wie ein Kind, das entwöhnt wird; alles ekelt mich an. Behalten Sie mich immer lieb, denn ich bete Sie an.

49.

An dieselbe.

Neapel, den 23. Juni 1770.

Meine schöne Dame,

Ihr Brief vom 4. ist durchaus nicht heiter, und der meine wird es noch weniger sein. Ich bin erdrückt von kleinen Kümmernissen. Man wird in diesem verfluchten Lande von Flöhen aufgefressen. Obendrein gibt es hier Mücken und Wanzen. Aber das ist noch nichts. Mit meiner Gesundheit steht es nicht gut. Ich kann mich an diese Nahrung und diese Luft, die früher meine Heimatluft war und es jetzt nicht mehr ist, nicht gewöhnen. Mein Augenlicht wird alle Tage schwächer. In einem fort verliere ich Zähne; erst heute Morgen ist mir wieder einer ausgefallen, und ich habe nun nur noch vierzehn; aber das alles ist noch nichts.

---

[1]) Person aus dem Voltaire'schen „Candide".

Ich habe Ihren Brief Nr. 9 nicht erhalten. Dieſe ewig denkwürdigen und abſcheulichen Feſte werden die Urſache geweſen ſein, daß Ihr Brief verloren ging, und ich quäle mich in Todesängſten ab, um zu erraten, was Sie mir wohl geſchrieben haben mögen. Verſuchen Sie, ihn entweder wieder aufzufinden oder mir ſeinen Inhalt zu wiederholen. Sie werden ſich desſelben leicht erinnern; er war die Erwiderung auf meine Antworten Nr. 3 und 4. Ich erinnere mich, daß ich Sie um Beſorgung von Notenbüchern bat; wenn Sie ſie gekauft haben, ſo bitte ich Sie, ſie Herrn Nicolai zu geben, der eine Kiſte an mich abzuſchicken hat. Das iſt aber alles noch nichts. Sie kündigen mir an, daß man meine Wechſel nicht ohne Verluſt umſetzen kann. Das eben iſt das Troſtloſe. Panurg wird alſo geſiegt haben. Er wird an der Hand von Tatſachen beweiſen, daß weder der Verfaſſer noch der Verleger der Dialoge etwas vom Geſchäft verſtanden haben: O altitudo der Dummheit, die wir gemacht haben! Sie hatten mir aber doch das Gegenteil geſchrieben. Sie ſchrieben mir, da Merlin zur Zahlung von Zinſen, Koſten ꝛc. verurteilt ſei, ſo würde man jemand finden, der zufrieden wäre, dieſe Zinſen zu bekommen und mir dafür das Kapital zahlte. Sie wollen mich tröſten, indem Sie mir ſagen, ich hätte keine Schulden. Was wiſſen Sie von meinen Schulden! Sie verſtehen nicht mehr davon, als die Ökonomiſten von meinem Buch. Kurz, Madame, da ich mich in ſo troſtloſer Lage befinde, ſo ſichern Sie mein Geld auf die beſtmögliche Art; ſonſt würde ich vor Kummer ſterben wegen meiner Gläubiger und vor Scheu wegen Panurgs. Wenn er für ſein Manuſkript mehr bekäme, als ich für meins erhielt! Götter! Leidet das nicht! Jupiter, Saturn, Pluto und Priapus, bewaffnet euch mit euren Blitzſtrahlen und zerſtört den Centaur Panurg, der halb Enzyklopädiſt und halb Ökonomiſt iſt, und der ſo gute Geſchäfte macht.

Das Unglück von Paris und das gräßliche Blutbad der Rue Honoré[1] haben mich mit Entſetzen erfüllt. Arme Madame

[1]) Am 30. Mai fand auf der Nouvelle Place Louis XV. ein Feuerwerk ſtatt, dem eine ungeheure Volksmenge anwohnte. Bei dieſer Gelegenheit kam es in der Rue Royale zu einem Gedränge und Zuſammenſtoß, bei dem tauſend Menſchen das Leben verloren.

Berthelot![1] Ich klage die Ökonomiſten dafür an. Sie haben ſo viel von Eigentum und Freiheit geprediget, ſie haben ſo ſehr gegen Polizei, Ordnung, Reglements gehetzt, ſie haben ſo viel davon geredet, die Natur, ſich ſelber überlaſſen, ſei ſo ſchön, gehe ſo gut vorwärts, halte ſo gut das Gleichgewicht, daß endlich die Leute das Gefühl hatten, alle Welt ſei Gemeingut und ein jeder könne gehen wo er wolle, und daß ſie ſich das zu nutze machen wollten. Da haben wir nun das ſchöne Ergebnis ihrer langen Predigt! Wahrhaftig, wäre ich in Paris und hätte ich noch mein ſonſtiges Feuer, heuer würde dies Ereignis mir genügen, um den Ökonomiſten zu antworten. Ich würde ihnen fühlbar machen, daß ſich nur das Gerücht zu verbreiten braucht, an irgend einem Ort gebe es volle Freiheit und folglich große Menſchenmenge; im Augenblick erwachen die Spitzbuben, große Monopoliſeure von Uhren und Tabaksdoſen bilden eine Verſchwörung und machen ſich den Wirrwarr zu nutze. Was ich Ihnen ſage, iſt kein Scherz. Denken Sie nach, und Sie werden finden, wie genau der Vergleich ſtimmt.

Ich empfing heute morgen meine Kiſte mit dem imitierten Tafelſilber und bin ziemlich zufrieden mit dem Einkauf, obgleich der Transport mich raſend viel gekoſtet hat. Zugleich erhielt ich die Bücher; ich habe ſie ſchon verſchlungen und habe alles geleſen, was man gegen mich ausgeſpien hat. Dieſe Lektüre hat mich über den Verluſt meines Zahns getröſtet, der mir ausfiel, als ich gerade mitten in einem ſchönen Briefe des Abbé Riband war.[2] Auf Ehre und Gewiſſen, ſchöne Frau, ſie ſind zu dumm; es iſt vollkommen unmöglich, ihnen eine einzige Zeile zu antworten. Die Unverſchämtheit, womit ſie mir alle erdenklichen Dummheiten ſagen laſſen und dabei ſogar Seitenzahlen meines Buches anführen, verdiente, daß ſogar die Polizei ſich darüber ärgerte; und wenn ich in Paris geweſen wäre, ſo hätte ich mir den Spaß gemacht, ihnen zur Vergeltung einen Prozeß vor dem Parlament anzuhängen. Aber ein langweiliger

---

[1]) ? [2]) Les Récréations économiques ou „Lettres de l'auteur des Représentations aux magristrats“ à M. le chevalier Zanobi, die zuerſt in den Ephemeriden erſchienen waren.

Stil ist ein schönes Ding, besser als ein königlicher Begnadigungsbrief.[1] Ich bin jetzt von der größten Last befreit. Ich habe nichts zu entgegnen und habe recht, wenn ich schweige. Kommt in Frankreich eine kleine Hungersnot, so wird man wieder von meinem Getreidebuch sprechen und mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Aber sagen Sie mir, hat denn niemand daran gedacht, Gutes von meinem Buch zu reden und sein Lob drucken zu lassen? Bis jetzt empfange ich nur Schmähungen, und dazu kein Geld; Merlin wird sagen, ich habe eine Ohrfeige als Anzahlung bekommen. Wenn irgend eine fromme Seele Mitleid mit mir gehabt hat, so teilen sie es mir bitte mit.

Leben Sie wohl, schöne Dame; Sie sehen, ich schreibe Ihnen sehr lange Briefe und Sie schreiben mir so kurze! Lassen Sie mir durch andere schreiben. Ich werde die Zeitungen an Suard schicken, und ihn für seine Ungläubigkeit bestrafen. Ich habe das Système de la Nature[2] erhalten, aber ich hatte es eiliger, mich als Volkswirt in Schmach und Schanden zu sehen. Leben Sie wohl.

50.

An dieselbe.

Neapel, den 30. Juni 1770.

Sie schreiben mir, schöne Frau, im Gewittertoben einen Brief, ich antwortete Ihnen mit einem, den ich beim Scheine eines gestern Abend von mir entdeckten schrecklichen Schweifkometen schreibe; daher wird mein Brief nicht heiterer sein als der Ihre.

Der Groß-Türke läßt alle Hexenmeister verbrennen;[3] wenn

---

[1]) Lettre d'abolition. So hieß die Begnadigungsurkunde, die der König aus absoluter Machtvollkommenheit erließ, für Verbrechen, für die es auf anderem Wege keine Begnadigung gab. [2]) S. Einleitung. [3]) Der Sultan hatte in der Tat seine Wahrsager befragt, um zu erfahren, wie die militärischen Operationen zu leiten wären. Und als sich ihre Voraussagungen nicht erfüllten, ließ er sie einfach verbrennen. „Damit sie lachen, will ich Ihnen erzählen, daß der Sultan sich an die Propheten, Hexenmeister, Wahrsager und Wahnsinnigen gewandt hat, die bei den Muselmännern als heilig gelten. Sie haben ihm prophezeit, der

er bei dieſer Gelegenheit mich auch vom niederträchtigen Merlin befreien würde, o wie froh würde mich das machen!

Ich erhielt die fröhlichſte und freundſchaftlichſte Antwort von unſerem unvergleichlichen Herrn von Sartine. Ich will ihm weiter ſchreiben, eben mit Zwiſchenpauſen, wie es ſich gehört im Verkehr mit einem von Geſchäften überhäuften Beamten. Aber wie wär's, wenn Sie ihn inzwiſchen aufſuchten? wenn Sie ihm von meinem ſchrecklichen Abenteuer mit Merlin ſprächen? wenn Sie .... Was weiß ich denn? Kurz und gut, ich verehre Herrn von Sartine außerordentlich; ich habe tauſend Verpflichtungen gegen ihn und ich möchte noch mehr gegen ihn haben. Nur auf ihn kommt es an und ich kehre nach Paris zurück. Er braucht mich nur zum Polizeiinſpektor zu machen und mir die Abteilung der Dämchen zu übertragen — und ich fliege, ich renne, ich laſſe alles im Stich. Aber ich hatte Ihnen ja einen traurigen, apokalyptiſchen, kometenhaften Brief verſprochen und nun wird es ein luſtiger! Kehren wir zurück zur Traurigkeit!

An Suard habe ich einen ſchönen Brief geſchrieben; ich hoffe, er wird ihn Ihnen mitteilen. Meine Rückkehr nach Paris iſt nicht recht ſicher und ich habe mit niemand davon geſprochen. Im Geiſt reiſe ich jeden Augenblick dorthin, aber mein Leib iſt in Neapel. Ich könnte vier oder ſechs Zähne, die mir ausgefallen ſind, nach Paris ſchicken; man könnte ſie ſäen und es würden Männer daraus entſtehen.

Wer war denn die Perſon, die Sie zwang, gegen Suard ſo fürchterlich über meine falſchen Pariſer Freunde loszuziehen? Bitte nennen Sie mir ihren Namen, um mir manchen vielleicht ungerechten Verdacht zu nehmen.[1] Über Panurgs Arbeit muß ich mich natürlich ärgern. Ich werde immer in Verzweiflung

---

21. ſei ein außerordentlicher Glückstag für das ottomaniſche Reich. Sofort hat Seine Hoheit einen Boten an den Weſir geſchickt, damit er noch am gleichen Tage die Donau überſchreite und die glücklich ausgefallene Konſultation benütze. Wir werden ſehen, ob Niederlagen dieſen Fürſten zur Vernunft bringen können." (Katharina II. an Voltaire, 2. Auguſt 1770). [1]) Dieſer falſche Freund war Baudoin de Guémadeuc, der allerlei Verleumdungen über Galiani ausgeſtreut hatte.

sein, wenn ich sehe, daß er mich nicht im geringsten verstanden hat, während Fréron[1] das ganze, die Anordnung, die Ideenverknüpfung meiner Dialoge sehr gut aufgefaßt hat. Übrigens wird das Edikt von 64 widerrufen sein, ehe das Jahr 70 vergangen ist,[2] und so werde ich die Schlacht gewonnen haben. Von dem chinesischen Gedicht habe ich bis jetzt immer nur den Auszug, den Sie mir schickten. Ich erwarte es mit Ungeduld.

Sie schreiben mir immer sehr kurze Briefe und versprechen mir immer sehr lange; das ist nicht schön.

Da Sie bisweilen meine Briefe wieder lesen, so antworten Sie mir doch auf gewisse Fragen, die ich von Zeit zu Zeit stellte.

Ich habe das Système de la Nature durchgeblättert. Es schien mir von derselben Hand,[3] die den Christianisme dévoilé und den Militaire philosophe gemacht hat. Es ist zu lang. Es scheint nicht mit kaltem Blut geschrieben zu sein, und das ist ein großer Fehler, denn man würde glauben, daß der Autor nicht so sehr andere, als vielmehr sich selbst zu überzeugen nötig hat. Im Grunde kennen wir die Natur nicht gut genug, um ein System aufzustellen. Das Beste wäre, aus einer Reihenfolge von Vergleichungen der verschiedenen Zeiten und Länder die endgültige Gleichungsformel für den Menschen zu bestimmen; es ist recht merkwürdig zu sehen, daß man die Theologie des Menschen so gut wie seine Küche auf eine Einheit zurückführen kann. Man kann zum Beispiel sagen, daß unsere ganze Küche sich darauf zurückführt, daß wir Rohes und Gekochtes essen. Fleisch, Fische usw. kocht man; Früchte ꝛc. ißt man roh; das Einsalzen, das Räuchern ꝛc. sind Arten des Kochens; ebenso führt man in der Theologie alles darauf zurück, daß man an

[1]) Der berühmte Kritiker (1719—1776), der durch Voltaire einen bösen Namen bekommen hat, den er nicht ganz verdient. [2]) Diese Prophezeihung ging in Erfüllung, denn im Juli 1770 hob der Abbé Terray das Edikt vom Jahre 1764 auf und verbot die Getreideausfuhr. [3]) Der Scharfsinn Galianis hatte recht geraten: „Le Christianisme dévoilé ou Examen des effets de la religion chrétienne", (Londres, (Nancy) 1756) ist von Holbach, wie auch ein Teil des Werkes „Le militaire philosophe, ou difficultés sur la religion, proposées au P. Malebranche, prêtre de l'Oratoire. Par un ancien officier." Londres (Amsterdam, Rey) 1768. Auch Naigeon, der Freund Diderots, soll dabei die Hand im Spiel gehabt haben.

gute oder böse Gottheiten glaubt, daß die Heiligen sich in Götter verwandeln, sobald man aus dem All einen obersten Gott macht ꝛc. Kurz, wenn ich ein Buch darüber schriebe, so würde das etwas wirklich Originelles sein ꝛc.

Leben Sie wohl, schöne Frau. Schreiben Sie mir ausführlich und veranlassen Sie alle meine Freunde, mir ebenso ausführlich zu schreiben wie Panurg. Das will viel sagen. Nochmals Lebewohl. Meine armen hundert Louis!

51.

An Herrn Suard.

Neapel, den 30. Juni 1770.

Du hast's gewollt, George Dandin! Anbei die hiesigen Zeitungen, die ich Ihnen immer weiter schicken werde, bis sie Ihnen ganz abgemattet von dem unnützen Zeug zum Halse hinaushängen und Sie sich mir zu Füßen werfen, mit der Bitte, sie Ihnen doch blos nicht mehr zu schicken. Ich hoffe auf diese Weise Ihre Ungläubigkeit zu bestrafen.

Sie haben augenscheinlich darauf gerechnet, daß wir, als nächste Nachbarn von Morea, Ihnen ganz frische Neuigkeiten von den Griechen und den Türken geben könnten. Da sind Sie eingegangen! Wir wissen wahrhaftig nichts und ich, im besondern, der ich Dank meinem Amt als sogenannter Delegierter, d. h. als Beschützer der griechischen Station und aller hiesigen Kaffeewirte mehr davon wissen sollte als die andern, ich weiß nichts weiter, als daß die modernen Griechen ebensolche Schelme und Lügner sind wie ihre Vorfahren und daß sie statt Homers Nektar und Ambrosia den abscheulichsten Kaffee der Welt verkaufen. Was möchten Sie übrigens von den Türken wissen? Sehen Sie nicht den neuen Schweifkometen, der uns bedroht? Dieser Komet wird ihnen noch einen Sieg kosten, denn sie sind dumm genug, um davor Angst zu haben. Sie werden wissen, daß der Großherr in seinem ganzen Reich alle Zauberer und Hexenmeister suchen läßt, um sie bei lebendigem Leibe zu rösten, weil sie die Ursache alles Unheils sind. Dem Großvezier ist es geglückt,

einen ausfindig zu machen, den er sofort gebraten hat, und er hat einen Kourier mit dieser angenehmen Nachricht, die das ganze Serail in einen Freudentaumel versetzt hat, nach Konstantinopel geschickt.

Man hat entdeckt, daß dieser Schelm von einem Kometen es war, der sieben Monate lang Südwinde wehen ließ, sodaß die türkische Flotte nicht die Dardanellen passieren konnte. Nach diesen Tatsachen, die völlig sicher sind, brauchen Sie keine Zeitungen mehr. Wenn die Ursachen bekannt sind, so vermögen nur Dummköpfe die Wirkungen nicht vorauszusehen.

Aber vielleicht habe ich Sie in einem ganz falschen Verdacht. Sie hatten es gar nicht auf türkische Neuigkeiten abgesehen, als Sie mich um unsere Zeitungen baten. Sie wollten mich nur verführen, Ihnen zu schreiben. Wenn das Ihr Zweck ist, so haben Sie's gut getroffen: Gelegenheit macht Diebe. Ja, ich werde Ihnen schreiben, und wenn Sie mir antworten, so werde ich Ihnen oft schreiben. Meine Eitelkeit fühlt sich so angenehm gekitzelt, meine Freundschaft für Sie und Ihre Frau Gemahlin, (denn auch sie kommt hierbei sehr in Betracht; sie ist so sanft! so gut! Wie leid tut es mir, daß ich sie früher ein wenig vernachlässigte!)[1] fühlt sich so von Ihrer Erinnerung geschmeichelt, daß es mir unmöglich wäre, nicht mit Ihnen im Briefwechsel zu bleiben, der mir soviel Vergnügen macht. Es wird uns nicht an Stoff mangeln, unsre Seiten zu füllen; er ist reichhaltig genug.

Ich habe das Système de la Nature erhalten; aber ich werde Ihnen heut Abend nichts darüber sagen, lieber will ich mit Ihnen von meinen Dialogen reden. Ich habe den Auszug gesehen, den Fréron davon gab.[2] Ich bin ganz damit zufrieden:

---

[1]) Suard hatte Fräulein Panckoucke, die Schwester des bekannten Verlegers geheiratet. Die Ehe wurde von Diderot und seinem Kreise wenig günstig beurteilt; denn Suard, der als Mensch bedeutender war wie als Journalist, schien den Freunden wenig geeignet, eine Familie zu unterhalten. (Diderot an Mademoiselle Volland, 18. Januar 1766). Der Abbé Roubaud, der 8 Briefe in den „Récréations Économiques" gegen Galiani veröffentlicht hatte. [2]) In der „Année littéraire" (1770. I. p. 289). Der Kritiker analysiert das ganze Buch in ausgezeichneter Weise, indem er besonders die Forderung Galianis, die Getreidepolitik von den jeweiligen Verhältnissen der einzelnen Länder abhängig zu machen, hervorhebt.

man konnte nicht beſſer die Geſamtheit meiner Ideen erfaſſen. Wie iſt es möglich, daß Fréron ſie erfaßt und Abbé Morellet ſie nicht begriffen hat? Bitte, mein lieber Suard, ſagen Sie mir — Sie können es ja wiſſen — was konnte den Abbé ſo blind machen, daß er mich für einen Feind der freien Ausfuhr hielt?

Es iſt für mich unfaßbar, daß ein mit dem Stoff ſo vertrauter, an das Leſen ſolcher Bücher ſo gewöhnter Mann, nicht im geringſten den Sinn deſſen erfaßt hat, was ich ſagen wollte. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie leid mir das tut: denn im Grunde iſt es für mich oder für ihn eine Schmach, eine ungeheure Schande, daß wir uns nicht verſtanden haben. Daran muß entweder die Dunkelheit meines Stils oder das Übermaß ſeiner Leidenſchaft ſchuld ſein; es wird daraus hinauslaufen, daß er ein Buch gegen mich ſchreibt, das mit aller Schärfe mich widerlegen und dabei Wort für Wort wiederholen wird, was ich geſagt habe oder wenigſtens ſagen wollte. Der Abbé, der denkt wie ich, (denn es iſt unmöglich, daß er einer andern Meinung ſei), wird ſich mitten im ſchönſten ökonomiſchen Wirrwarr finden und aus vollem Halſe ſchreien: Freiheit, Sicherheit, Eigentum, proportionaler Preis, notwendiger Preis, gewöhnlicher Ausgleich, freier Markt, ewige Dummheit! Welche Schande für unſern Abbé, ſo ganz dicht an Abbé Rhabarbers[1] Seite zu ſtehen. Der hat acht ſehr ſtark abführende Epiſteln gegen mich verbrochen, von denen ich aber nur den Auszug im Merkur — vom Juni geleſen habe.[2]

Ich bin ſo froh, daß dieſe Leute nicht eine einzige Zeile meiner Dialoge verſtanden haben, daß ich es Ihnen kaum ausdrücken kann. Ich hatte es vorausgeſehen und hätte meinen Kopf darauf gewettet. Man iſt ſehr froh, wenn man richtig prophezeit hat. Epiktet war vor Vergnügen außer ſich, als ſein Herr, der eine Tür hinter ihm ſchloß, ihm ein Bein zerbrach, weil er es vorausgeſehen und es ihm vorher geſagt hatte. Aber genug davon; gehen wir zu ernſten Dingen über. Sie müſſen viele Leute in meinem Namen küſſen: zuallererſt Madame Suard.

[1]) Roubaud. [2]) Dieſer Artikel war nichts als eine Lobhudelei der Roubaud'ſchen Beweiſe.

Aber nehmen Sie bei dieſer erhabenen Zeremonie keine traurige Miene und keinen gattenhaften Ton an. Machen Sie ſich ſelbſt zum guerluchon,[1] denn es iſt ſchließlich beſſer, daß Sie ſelber ſich des Auftrages entledigen, als daß ein Anderer es tut. Dann müſſen Sie mir Frau Necker küſſen;[2] der Auftrag iſt nicht leicht, doch petita venia des Herrn Gemahl wird es Ihnen, hoffe ich, gelingen. Endlich müſſen Sie mir Frau von Marchais küſſen. Oh! Die wird wütend auf mich ſein, denn ſie war glühende Ökonomiſtin. Aber ſie hatte eine ſo zarte Seele! Könnte ſie nicht auch ein Ungeheuer lieben? Erinnern Sie doch alle drei an jenes denkwürdige Abendeſſen, bei dem ich gerade als Ungeheuer ſo liebenswürdig war! Wo ich erklärte, ich liebte nur das Geld meiner Freunde und die Betten meiner Freundinnen (und da hatte ich nicht ganz Unrecht). Fräulein de Leſpinaſſe fand, ich hätte vielleicht recht, und endlich entſchied der Gerichtshof des philoſophiſchen Parlaments (alle vereinigten Tiſchgenoſſen) durch ein unwiderrufliches Urteil, daß ein luſtiges Ungeheuer mehr wert ſei, als ein langweiliger Gefühlsduſeler.

Meine Briefe gelten, wie die des heiligen Paulus, Ecclesiae quae est Parisiis. Leſen Sie ſie alſo meinen Freunden vor. Wenn ſie wüßten, wie lieb ich noch all meine guten Freunde habe, ſo würden ſie alle vor Rührung darüber weinen. Leben Sie wohl, mein lieber Suard, ich bin fürs ganze Leben Ihr ꝛc.

52.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 7. Juli 1770.

Die Geſchichte mit dem Merlin bedrückt mir dermaßen den Geiſt, daß ich weder die Kraft habe, Ihnen zu rechter Zeit über

[1]) So hieß der Geliebte für das Herz bei den leichten Damen der Zeit.
[2]) Frau Necker (1734—1804) gehörte zu den Freundinnen Galianis, deſſen Briefe an ſie voll Anmut und Laune ſind. Da aber die Frau des nachmaligen Miniſters alle Menſchen bloß nach dem Nutzen betrachtete, den ſie ihrem Gemahl bringen konnten, hörte der Briefwechſel mit Galiani bald auf. In ihrem Salon wurde hauptſächlich Politik getrieben; ſie erbte ſozuſagen die Stammgäſte der Frau Geoffrin.

die Pläne für Wiedererwischung meines Geldes zu antworten, noch die Kraft habe, etwas zu arbeiten. Sollte ich jedoch finden, daß Abbé Morellets Buch meiner Einbildungskraft Schwingen gäbe, so könnte es geschehen, daß ich noch etwas schriebe, einen Brief oder einen Dialog, und man könnte meine Gespräche neu drucken lassen, mit diesem Zusatz und etlichen Bruchstücken meiner Briefe; so könnten wir uns an dem Flegel, dem Merlin rächen.

Der Brief, in dem Sie mir eine Aufstellung der für mich gemachten Auslagen schickten, ist vielleicht eben Nr. 9, die verloren ging. Ich könnte freilich, indem ich alle Ihre Briefe wieder durchsähe, genau feststellen, was ich Ihnen schulde, abgesehen von etlichen Ephemeriden und andern Schlafmitteln, die sie vielleicht gekauft haben; aber ich habe heut morgen Arbeiter im Hause, die mir zwei Zimmer tapezieren und dabei einen Teufelslärm vollführen; und das hindert mich daran, in meinen Papieren zu suchen und meine Aufmerksamkeit auf das zu heften, was ich Ihnen heute schreibe.

Sie haben mir nichts von Voltaires Sophonisbe[1] erzählt, aber das ist so gut, als hätten Sie mir davon gesprochen. Ich mache mir nichts aus Tragödien, weil ich es durchaus nicht liebe, mit heiterem Herzen zu weinen.

Herr von Sartine hat mir einen großen Dienst erwiesen, indem er den Abbé daran verhinderte, falsch zu zitieren.[2] Die Menschen sind Faulpelze, und die Gegenüberstellung von Zeugen ist eine mühsame Sache. Außerdem habe ich entdeckt, daß die Faulheit der Menschen daraus entsteht, daß man bei andern ein gewisses Tugendgefühl voraussetzt; das ist der große Vorteil der Betrüger und Spitzbuben. Sie finden immer die Leute geneigt, sich zu überreden, daß es unmöglich sei, zu lügen oder jemanden

---

[1]) Alte französische Tragödie, die Voltaire überarbeitete und unter dem Titel „Sophonisbe, tragédie de Mairet, réparée à neuf“ drucken ließ. Sie wurde unter dem Pseudonym Lautin erst am 15. Januar 1774 aufgeführt. (Corresp. litt. t. IX, p. 25.) [2]) Galiani meinte, Sartine, der auch den Buchhandel unter sich hatte, habe das Erscheinen der „Réfutation“ der Dialoge von dem Abbé Morellet verhindert. Der wirkliche Urheber des Verbotes war aber der Generalkontrolleur Abbé Terray, dem die Galianischen Ansichten für den Augenblick bequem waren.

etwas aufzubinden. So ſchulde ich alſo auf alle Fälle Herrn de Sartine meinen Dank.

Man ſchreibt mir allerdings aus Paris, daß die Ökonomiſten mehr als je gegen mich zetern, toben und bellen. Ich hätte wahrhaftig niemals geglaubt, daß ich ihnen ſoviel Qual und Sorgen bereiten könnte. Eins iſt ſonderbar: ſie ſagen mir, in meinem Buch ſtünden nicht zwei Worte, die nicht Dummheiten und Widerſprüche wären, und dabei wiederholen ſie ſo oft, daß die freie Ausfuhr noch mächtige und ſchreckliche Gegner habe. Ich bin alſo ein ſchreckliches Tier, ein Elephant zum Beiſpiel. Sie freilich werden immer nur zudringliche Schnaken ſein.

Meine ſchöne Dame, ich bin heute nicht luſtig und mein Brief wird nicht druckfähig ſein. Aber Ihrer, den Sie auf dem Lande ſchrieben, war auch kaum beſſer. So wollen wir uns gegenſeitig verzeihen.

Tauſend Grüße an meinen lieben Marquis, Ihren Reiſegefährten. Ich hätte gern für die Herren de Valori[1] eine genealogiſche Feſtſtellung gemacht, um die ſie mich gebeten haben; aber es iſt faſt unmöglich.

Leben Sie wohl, ſchöne Frau, laſſen Sie ſich's gut gehen. Es geht mir auch gut, aber ich langweile mich; denn ich habe nicht einen einzigen Menſchen hier, der würdig wäre, mich zu verſtehen oder mit mir zu plaudern. Ich glaube, ich habe Ihnen ſchon geſchrieben, daß der kleine Moſar[2] hier iſt, und daß er weniger wunderbar iſt, obgleich er immer noch das gleiche Wundertier iſt; aber er wird ſtets nur ein Wundertier ſein und das iſt dann alles.

Nochmals Lebewohl. Ich umarme Sie, trotz dem Skandal, den Panurg und alle Neider unſerer köſtlichen Korreſpondenz machen.

---

[1]) Intime Freunde der Frau von Epinay. [2]) Mozart, den Grimm i. J. 1763 in die Pariſer Geſellſchaft eingeführt, hatte im Dezember 1769 ſeine italieniſche Reiſe angetreten. Die Prophezeiung Galianis, der hier, wie oft, ſeinem Hang zur Geiſtreichelei nachgibt, hat ſich nicht erfüllt.

53.

An Herrn Suard.

Neapel, den 13. Juli 1770.

Da! Noch mehr Zeitungen! Satia te gazettis quas sempre sitisti. Ich, die neue Amazonenkönigin[1] werde Ihnen, dem neuen Cyrus der Zeitungsschreiber sagen: Ach, wie recht hat Abbé Arnaud,[2] daß er sich nicht um diese langweilige Lektüre kümmert. Wie geht's denn übrigens dem lieben Abbé? Sollte der Auszug aus meinen Dialogen, der in Fréróns Blatt steht, etwa von ihm sein?[3] Denn irgend eine Teufelei muß doch im Spiel sein, wenn man Fréron Gutes reden hört von einem Werk, das gut über Voltaire spricht.

Morellet ist also ganz unerweichlich? Er will iratis Diis et hominibus gegen mich schreiben und einer höchst zärtlichen Freundschaft und einer höchst enzyklopädischen Philosophie diesen Streich versetzen? Der Grausame! Aber der Herr Generalkontrolleur will es nicht, und er hat recht. Es ist keine Zeit mehr, gelehrte Abhandlungen zu schreiben, es ist Zeit, daß Sie an Brot und an die uns drohende schreckliche Teuerung denken, indem Sie ein schlechtes Gesetz, das Sie gegeben haben, widerrufen. Ach, wie sehr bin ich Cassandra gewesen! Man hat mir nicht geglaubt, und meine Prophezeihungen sind in Erfüllung gegangen. Zum Trost will ich Ihnen sagen, daß wir hier eine sehr reichliche Ernte haben, und daß ich mir schmeichle, glücklicher zu sein, wenn ich hier übermäßige Einschränkungsmaßregeln verbessere, als ich es gewesen bin, da ich den Franzosen ihre

---

[1]) Die Amazonenkönigin Thomyris ließ den König Cyrus töten und tauchte seinen Kopf in ein Gefäß voll Blut, indem sie ausrief: „Ungeheuer, trink Dich satt an Blut, wonach Dich gelüstet!" (Satia de sanguine quem sitisti. Justin, 1, 8, 13). [2]) François A. (1721—1784), der Freund und Vorgänger Suards in der Leitung der Gazette de France, die er aufgab, als er 1771 in die französische Akademie gewählt worden war. [3]) Der Verfasser dieses Auszuges ist der Abbé Rousseau, der Erzieher des Sohnes des Herzogs von Aiguillon.

übermäßige Freiheit verbessern wollte. Iliacos intra muros peccatur et extra,[1] und der Mittelweg ist immer schlüpfrig. Ein Philosoph würde Ihnen sagen, dies sei mit Fleiß so eingerichtet, damit ein Bewegungsprinzip und eine ewige Bewegung da sei. Nehmen Sie zum Beispiel die Pendelbewegung. Alles pendelt in dieser Welt: Jahreszeiten, Reiche, Regierungen, Menschen, Glück und Unglück, Tugend und Laster; es geht aufwärts, es geht abwärts, ein Anhalten in der Mitte gibt es nicht. Hielte man dort an, so würde man sich so wohl befinden, daß die Bewegung aufhören würde. Das ist Philosophie und zwar erhabenster Art. Aber anderseits, warum trifft man soviel coglioni[2] in der Welt? Weil es viel Pendelbewegung geben muß. Das ist nun Ulk und zwar bösartigster Sorte. Aber so bin ich einmal: zwei verschiedene Menschen, die in einen zusammengeknetet sind, und doch nicht einmal den Platz eines einzigen ganz ausfüllen. Leben Sie wohl, ich umarme Ihre Frau Gemahlin; nehmen Sie es mir nicht übel. Nochmals lebewohl, mein lieber Freund. Tausend Empfehlungen an den Baron, an die Baronin, und bitte, geben Sie mir Nachricht von meinem Landsmann Duni.[3] Ich habe kein Papier mehr.

54.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 14. Juli 1770.

Meine schöne Dame,

der verhängnisvolle Name Merlin gellt Ihnen ins Ohr: Hyla, Hyla, nemus omne sonabat.[4] Mir zerreißt er das Herz. Was soll ich mit diesem tropfenweise fließenden Gelde anfangen? Ich

---

[1]) Horaz, Epist. I, 2, 16. [2]) Tölpel, einfältige Kerle; eigentlich Hoden. [3]) Romuald (1709—1775), berühmter Musiker, Schüler des berühmten Durante; er war im Jahre 1757 nach Paris gekommen, wo er nach und nach 18 Opern aufführen ließ. Darunter: Le Peintre amoureux de son modèle (1757), la Fille mal gardée (1759), la Clochette (1766), les Moissonneurs, les Sabots (1768), Thomire (1770). [4]) Vergil, Ecl. VI, 44.

hätte alles aufgegeſſen, ehe ich es gewahr würde. Ich glaubte, Sie würden 840 Livres einkaſſieren, die man mir in Paris hätte bezahlen ſollen, aber damit iſt es nichts. Das Wertpapier, das dorthin zum Verkauf geſandt wurde, iſt wieder zurückgekommen. Sie ſind alſo nur noch ihr eigner Kaſſierer. Ich danke Ihnen für die Notenbücher, die Sie mir geſchickt haben. Es handelt ſich nicht um eine Beſorgung, ſondern um ein Geſchenk, das ich machen muß, und das iſt gerade das Verflixte. Schelten Sie mich nicht, ich verſpreche Ihnen, nicht mehr darauf zurückzukommen. Inzwiſchen ſchicken Sie mir eine Abrechnung über das, was Sie für mich eingenommen und ausgegeben haben; ich habe ſie ſehr nötig, um meine Maßnahmen zu treffen.

Warum wundern Sie ſich über Fréron? Schrieb ich es Ihnen nicht ſchon vor vier Monaten? Hatte ich es Ihnen nicht vorausgeſagt, daß die Ökonomiſten mir Freude machen würden, die ich vorher nicht hatte? Das Wort exoriare aliquis[1] iſt unfehlbar. Man hat Mitleid mit den Bedrängten.

Fréron will durchaus originell ſein; das iſt ſein einziger Zweck. Diesmal hat er gefunden, daß es eigenartig wäre, auf meiner Seite zu ſtehen, und ohne andre Überlegung hat er's getan. Wenn es eigentümlich iſt, daß ich der einzige geiſtreiche Menſch bin, von dem er Gutes geſagt hat, ſo iſt es ebenſo eigentümlich, daß ich der erſte und einzige ehrenhafte und geiſtreiche Menſch bin, der es gewagt hat, den Ökonomiſten die Maske abzureißen und ſie als das zu zeigen, was ſie ſind, d. h. als fanatiſches Pack, das auf Empörung und Aufruhr hinarbeitet. Die andern hatten ſich begnügt, beim Leſen ihrer Bücher zu gähnen; aber ich ſage Ihnen, jetzt wird es Parlamente und Behörden geben, die ſich laut zu meinen Gunſten erklären. Denken Sie an meine Worte!

Ich bin über die Pariſer Neuigkeiten beſſer unterrichtet als Sie denken. Sie haben es merken können an meinen Nachrichten über den Dauphin, über die Sie gewiß ſehr erſtaunt geweſen ſind.[2]

---

[1]) Aeneis, IV, 625. [2]) Galiani ſpielt auf das unnatürliche Verhältnis zwiſchen dem Dauphin und Marie Antoinette an, deren Ehe erſt vollzogen werden konnte, nachdem ſich der Gemahl einer Operation unterzogen hatte.

Heute Abend habe ich weder Zeit erhaben noch heiter zu ſein. Ich bin mit Suard erhaben und mit Grimm heiter geweſen. Madame Geoffrin wird kein Porzellan von mir bekommen. Sie iſt zu ſehr in Badot vernarrt, weil ihr das Miniſterium ökonomiſtiſch vorkam. Sie täuſcht ſich: Brot iſt ein Ding von allererſter Notwendigkeit und darüber kann es nicht zweierlei Meinung geben. Leben Sie wohl!

55.

An Herrn Pellerin.

Neapel, 21. Juli 1770.

Mein Herr,

ich ſah in dieſen letzten Tagen ein ganzes Paket Münzen, die ein freigelaſſener Sklave aus Tunis mitbrachte. Es war weder Gutes noch Mittelmäßiges dabei, ausgenommen eine kleine lateiniſche Münze von Carthago, die ich niemals geſehen hatte und die mir ſehr merkwürdig ſchien. Es kann jedoch wohl ſein, daß ſie ſehr gewöhnlich iſt, denn ich bin auf dieſem Gebiet ſehr unwiſſend. Ich empfing ſie vom Verkäufer ſelber und beehre mich, ſie Ihnen zu ſchicken. Wenn ſie Ihnen fehlt und Ihnen gefällt, ſo werde ich mich ſehr darüber freuen, und ich bitte Sie, zum Erſatz mich über ihre Bedeutung zu belehren und aufzuklären. Außerdem iſt eine wirklich ſehr eigentümliche Münze aufgefunden worden, die, wie man glaubt, unſerm Königreich zugehört.

Sie iſt aus Silber, man ſieht auf der Rückſeite den Stier mit dem Menſchenkopf, durch eine Siegesgöttin gekrönt, wie auf den Münzen von Neapel, Nola ꝛc. Darunter lieſt man *AMPATINV* ... in Buchſtaben antiken, oder wie wir ihn bezeichnen, etruskiſchen Geſchmacks. Man verlangt einen ſehr teuren Preis dafür, und, trotz dem geringen Intereſſe der hieſigen Leute, iſt doch immer ein Bißchen für Dinge übrig, die zu unſerm Königreich in Beziehung ſtehen; daher ſind Liebhaber vorhanden, die ſie erwerben möchten. Wenn Sie mir mitteilen wollten,

bis zu welchem Preiſe ich gehen könnte, ſo würde ich den andern den Krieg erklären und der verrückteſte Preis wird ſiegen.

Das ſind all meine numismatiſchen Neuigkeiten. Ich erwarte mit Ungeduld die Ihrigen, beſonders über Ihre Geſundheit und Ihr Augenlicht. Ich danke Ihnen für das Supplement, das Sie mir freundlichſt durch Herrn Nicolais Vermittlung geſandt haben und das ich umgehend erhalten muß. Seien Sie überzeugt, daß ich mein ganzes Leben lang von Dankbarkeit und Freundſchaft für Sie erfüllt ſein werde. Ihr ſehr ergebener gehorſamer Diener.

56.

An den Herrn Baron von Holbach.

Neapel, den 21. Juli 1770.

Guten Tag, mein lieber Baron.

Herr Torcia[1] iſt angekommen und hat mir Ihren lieben Brief vom 3. Juni übergeben. Er hat mir unendliche Freunde gemacht. Ich fürchtete, in Paris ſei das Zeitalter der Metamorphoſen angebrochen, Saeculum Pyrrhae nova monstra questae,[2] und daß Sie ebenfalls Ökonomiſt geworden wären. Dank dem Himmel, Sie ſind noch Menſch und zwar Enciclopé und durchaus nicht écono. Nur Abbé M....[3] iſt Centaur, und läuft große Gefahr, ganz und gar Roß zu werden. Aber was, zum Teufel, hat denn nur in ihm eine ſo ſeltſame Veränderung hervorbringen können? Ich hege den Verdacht, Herrn Mainons[4] Sturz und das Sinken der Aktien des Herrn Trudaine haben ihn am Ehrenpunkt gekitzelt. Er hatte ſehr über ſie zu klagen, als ſie noch allmächtig waren; damals nahmen ſie ihm den Platz als Handelsſekretär weg und gaben ihn Abeille;[5]

[1]) Neapolitaniſcher Archäolog. [2]) Horaz, Od. I, 2, 6. [3]) Morellet. [4]) Mainon d'Invault, der Vorgänger des Abbé Terray im Amte eines Generalkontrolleurs; er war Anhänger des Freihandels. [5]) Louis Paule (1719—1807), Mitglied der Ackerbaugeſellſchaft in Paris und Verfaſſer verſchiedener nationalökonomiſcher Schriften.

aber als es mit ihnen abwärts ging, da erklärte ſich der Abbé in ſeiner Begeiſterung für alles Heldentum, als Anhänger freier Ausfuhr wie ſie, wie ſein Feind Abeille und wie die Ökonomiſten, die er früher verachtete. So begeht er, wenn ich mich nicht täuſche, aus Tugendhaftigkeit einen Fehler; er vergißt, daß er mein Freund iſt, und denkt nur an die Freundſchaft des ſeligen Herrn Generalkontrolleurs. Dieſe Gedanken gibt mir mein Herz ein, um meinen Abbé, den ich noch liebe, zu entſchuldigen. Ich ſchrieb ihm dementſprechend einen Brief voll ſchlechter Witze, den mir aber Freimütigkeit, reine Freundſchaft und aufrichtigſte Teilnahme eingegeben hatte. Er hat ihn als Verſpottung aufgefaßt. Aber hätte er mein Geſicht geſehen, als ich ihn ſchrieb, ſo hätte er die Ungerechtigkeit ſeines Argwohns erkannt. Ich ſagte ihm voraus, er werde wegen ſeines Buches in Händel mit dem neuen Generalkontrolleur geraten. Er hat mich deswegen ausgelacht, aber ich kenne mein Paris beſſer als ihr alle, und die Tatſachen beweiſen, daß ich richtig geſehen hatte. Wie kann er glauben, daß ein Freund der Mainon dem Terray gefallen könnte? Nun, er hat viel Glück, daß ſein Buch nicht erſcheint; er würde ſich einen Teufelshandel auf den Hals laden. Ich werde mich wenig darum grämen, wenn der Inhalt des Buches ſo iſt, wie ich es mir von einem Buch vorſtelle, das ein gerechter und vernünftiger Kopf verfaßt hat. Durch einen Brief an den Abbé würde ich mir alles vom Halſe ſchaffen; ich werde ihm zeigen, daß er recht hat, und daß ich auch recht habe; ich werde ihm beweiſen, daß er zu wollen wagt, was er nicht zu behaupten wagt, und daß ich weder zu wollen noch zu behaupten wage. Ich werde ihm zugeſtehen, daß ſeine Wünſche gut ſind; aber ſie ſind weder auszuführen noch zu wagen. Ich werde ihn feſt anſehen, wir werden uns verſtehen, er wird mich verſtehen, aber auch das Publikum wird uns verſtehen, und da ſitzt der Haken. Ich möchte um alles in der Welt nicht im geringſten dazu beitragen, daß er dieſen häßlichen Ort wieder ſieht,[1]

[1]) Nach der Aufführung der „Philoſophen" von Paliſſot, worin die Kirchenväter der neuen Religion der Vernunft verſpottet wurden, ſchrieb der Abbé Morellet die „Vision de Ch. Palissot ou la Préface des Philosophes". In dieſes Pamphlet verflocht er auch den Namen der Prinzeſſin von Robec,

nota quae sedes fuerat columbis[1] (der Aufenthalt der unglücklichen Tauben, die man oft in Paris für Raben hält). Sprechen wir von etwas anderm.

Mein lieber Baron, Sie können sich nicht vorstellen, wie Ihr Brief mir das Herz zerreißt wegen des Argwohns, den Sie darin gegen Frau von Epinay zeigen und wegen der Scherereien, die es immer gibt, wenn die Frauen sich in Geschäfte mischen wollen.[2] Sie haben unrecht, sehr unrecht, es sind keine Schikanen vorhanden. Ich habe den Abbé gern, ich werde ihn immer gern haben, ich weiß, daß er recht hat. Ich weiß, er will alles in allem sagen, daß die Republiken freien Getreidehandel haben sollen, daß aber Monarchien ihn weder haben können noch sollen, wenn sie sich nicht in Republiken verwandeln wollen. Dasselbe habe ich in meinen Dialogen gesagt. Er will Frankreich in eine Republik verwandeln, ich will das nicht, und ich will es um seinetwillen nicht: denn ich für meine Person habe nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen. Ich wollte von andern Dingen sprechen, und ich mache es wie der Advokat Patelin.[3] Im Ernst, sprechen wir von etwas anderm!

Geben Sie wegen Ihrer Staatsschuldscheine nicht die Hoffnung auf![4] Wenn das Leck am Kiel ist, so laufen Sie nicht mehr Gefahr als alle andern im Schiff. Wenn Sie sich auf den

---

der Tochter des Marschalls von Luxembourg, die Palissot begönnerte: „Und man wird darin eine große, sehr kranke Dame sehen, die vor ihrem Tode anstatt jeder Tröstung der Uraufführung beizuwohnen wünscht, um sagen zu können: ‚Nun laß, Herr, Deine Dienerin in Frieden hinscheiden, denn meine Augen haben die Rache gesehen!‘“ Die Fürstin erhielt das Pamphlet zugeschickt, es machte einen schrecklichen Eindruck auf sie und sie starb einige Tage darauf. Morellet kam wegen dieser traurigen Sache für zwei Monate in die Bastille, und auch sonst schadete es ihm sehr, selbst in den Augen Voltaires, der dieser unglücklichen Geschichte in seinen Briefen gedenkt. [1]) Horaz, Od. I. [2]) Anspielung auf das Verhältnis zwischen der Baronin Holbach und der Frau von Epinay, die einander nichts weniger als freundlich gesinnt waren. [3]) In der berühmten altfranzösischen Posse „Maître Patelin“, wo der spitzbübische Advokat, um den Tuchhändler um sein Tuch zu prellen, Krankheit heuchelt und ungereimtes Zeug daherschwatzt. Das Folgende vielleicht mit Beziehung auf die sprichwörtlich gewordene Wendung: „Suz, revenons à ces (nos) moutons!“ „Um wieder auf besagten Hammel zu kommen!“ [4]) Der Abbé Terray hatte alle Staatsschuldscheine um ein Zwanzigstel ihres Betrages gekürzt.

Maſt geſetzt hätten, ſo könnten Sie fürchten, daß das Schiff den Maſt verlöre, und dann könnten Sie allein ertrinken, während die übrigen ſich retten. Halten Sie ſich alſo hübſch unten im Schiffsraum und fürchten Sie nichts; Sie werden immer auf gleicher Höhe mit dem allgemeinen Reichtum und dem allgemeinen Elend ſein.

Sie haben im Innern Hungersnot; ich hatte es vorausgeſehen, vorausgeſagt, angekündigt: Caſſandra konnte es auch nicht beſſer machen.

Ich habe das Système de la Nature geleſen; es iſt die Grenzlinie, wo die Tranrigkeit der düſtern und trockenen Wahrheit endet; jenſeits davon beginnt die Heiterkeit des Romans. Man kann nichts beſſeres tun, als zur Überzeugung gelangen, daß die Würfel gefälſcht ſind. Dieſer Gedanke gebiert tauſend andere, und eine neue Welt entſteht. Dieſer Herr Mirabaud iſt ein wahrer Abbé Terray der Metaphyſik.[1] Er macht Abzüge, ſtellt Zahlungen ein und verurſacht damit den Bankrott des Wiſſens, des Vergnügens und des menſchlichen Geiſtes. Aber Sie werden mir ſagen: es waren ja auch zu viel wertloſe ‚Werte' vorhanden; man war zu ſehr verſchuldet, es waren zu viel unſichere Papiere im Umlauf. Auch das iſt wahr, und darum iſt eben die Kriſis eingetreten. Ich würde ſehr gern die Recherches philosophiques sur les Américains leſen.[2] Sie können ſie mir ſchicken, es iſt völlig ſicher. Man prüft hier keine ankommenden Bücher, man iſt vollkommen überzeugt, daß niemand ſie leſen werde.

Leben Sie wohl, mein lieber Baron. Schreiben Sie mir lange Briefe, damit das Vergnügen daran um ſo größer ſei. Umarmen ſie recht lange die Baronin, und ſeien Sie langmütig in allem was Sie tun, in allem was Sie dulden, in allem was Sie hoffen. Die Langmut iſt eine ſchöne Tugend: ſie iſt es, die mich hoffen läßt, daß ich noch einmal Paris wieder ſehen werde. Leben Sie wohl.

---

[1]) Galiani tut, als ob er nicht wüßte, daß Holbach der Verfaſſer des Werkes war, und er benützt dieſe angebliche Unwiſſenheit, um einige Bosheiten an den Mann zu bringen. [2]) Berlin 1770, 2 vols. in 8°. Der Verfaſſer iſt ein Herr von Pauw.

57.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 21. Juli.

Eben kommt Ihr Brief an. Ich habe nur zwei Stunden Zeit für die Antwort, und er ist so lang und tut mir so wohl, daß ich antworten muß.

Zunächst haben Sie unrecht, sich über meine Liebe zu Herrn Baudouin zu wundern, da doch die Beispiele Montesquieu's, Voltaire's und besonders des heiligen Antonius vorhanden sind, der das Schwein so lieb hatte, daß er es zu seinem obersten Gehilfen machte. Aber nein, Baudouin ist liebenswürdig, gebildet, hat einen verständigen Kopf und ein gutes Herz; er ist der Präsident meiner Dialoge (da Sie es nun einmal wissen wollen), und wenn Sie ihn zu ihren Gastmählern einladen, so werden Sie sehen, wie gut ich sein Bild getroffen habe.[1] Sie haben meinen Brief an ihn; aber haben Sie auch den, den ich ich an Herrn de Sartine schrieb? Den müssen Sie haben; er ist nett. Von jetzt ab will ich versuchen, alle durch Ihre Hände gehen zu lassen, aber Suard schreibe ich direkt. Wär's möglich, daß Suard, der Freiporto hat, Ihnen oder Ihrem Nachbarn[2] die Übermittlung meiner Briefe verweigern würde? Sie töten mich, schöne Frau, mit Ihrer allzugenauen Angabe der Getreidepreise in den Hallen. Halten Sie mich für einen Bäckerschelm? Was habe ich mit Feinmehlen, Säcken, feinstem und gewöhnlichem Getreide zu tun? Und was soll ich mit den übrigen machen? Ich möchte von einem Monat zum andern im allgemeinen den Stand der Teuerung oder des Überflusses in Paris und den Provinzen wissen; ferner möchte ich ebenfalls im allgemeinen wissen, ob man exportiert oder importiert oder transportiert, oder was man sonst portiert: ob man es aushält, ob man wild wird und wem man die Schuld am Unglück zuschreibt:

---

[1]) In den Dialogen (p. 94) rühmt Galiani das treffliche Herz Baudouins, der später in dem „Espion dévalisé" alles mögliche Schlechte von Galiani erzählte. [2]) Wahrscheinlich Grimm.

das ist alles. Von Ihren ökonomischen Tabellen bekomme ich den Spleen, und sie nehmen mir eine kostbare halbe Seite weg.

Sie wünschen mein Urteil über eine Unterredung zwischen Ihnen, Meister Grimm, Meister Diderot und dem Intendanten der Auvergne, dessen Name ich nicht weiß.[1] Mein Beruf ist jetzt das Richten,[2] und ich könnte es in meinem Tribunalstil machen, aber Sie würden nichts von unserm Kauderwelsch verstehen. Ich muß also meinen Urteilsspruch in Ihrer Sprache geben: er wird lang sein, und ich habe es eilig. Wenn er Ihnen indessen nicht gefällt, so können Sie ja a minima Berufung einlegen.

Auszug aus den Registern ꝛc., fol° a tergo (das bedeutet: ein Blatt für die ‚Rückseite' . . . .).

Heute, den 21. Juli, Nachmittagssitzung.

Nach Einsehung des Buches: Gespräche ꝛc.; nach Anhörung des maître Diderot, maître Auvergne, maître Grimm ꝛc.; unter Würdigung der Schlußfolgerungen der Generalbevollmächtigten Frau von Epinay (nicht mehr anwesend); nach Anhörung der Berichte ꝛc. läßt der Gerichtshof als Klagepartei zu maître Diderot wegen des unerträglichen Schweigens des Verfassers der ‚Gespräche' bezüglich der Ängstlichkeit der Reichen in Zeiten einer Hungersnot und sagt und erklärt kraft Rechtens (ohne auf die Schlußfolgerungen besagter Oberstaatsanwaltin einzugehen): in obengenanntem Buch, betitelt Gespräche ꝛc. wird davon nicht gesprochen.

Gerichtshof nimmt zu den Akten die Aussage der Partei des maître Zanobi, daß besagte Gespräche unvollendet seien, wie durch glaubwürdige Zeugen bewiesen etc; nimmt zur Kenntnis die Erklärung besagter Partei, daß in einem Schlußgespräch gründlich behandelt werden sollte: das notwendig zum System gehörende Reglement einer allgemeinen und beständigen Einfuhr- und Ausfuhr-Erlaubnis; die Einrichtung einer den Verhältnissen Frankreichs entsprechenden Anzahl von Lager- und Lade-Speichern; die Maßregeln zur Verhinderung besagter Ängstlichkeit, über die

[1]) Dieser war J. B. Robert Auget de Montyon (1733—1820), der berühmte Philanthrop und Tugendpreisstifter. [2]) G. war Vorsitzender des Handelsgerichts.

ſodann am rechten Ort geſprochen ſein würde ꝛc. Auf Erſuchen des Beklagten erklärt der Gerichtshof für null und nichtig die Klage des beſagten maître Diderot betreffend Nichterwähnen der Habſucht und verweiſt ihn auf die Seiten 182 und 183, ſowie andere beſagten Werkes; weiſt im übrigen beide Parteien mit ihrem Prozeß ab und läßt ſie abtreten. Gerichtshof empfängt Klage beſagter Generalbevollmächtigter gegen Partei Merlin und ſeine Rechtsbeiſtände und verordnet, vor Fällung des Spruches: beſagter maître Diderot iſt ernſtlich zu verwarnen und zu ermahnen, ein anderes Mal bei Verkauf und Zuſchlag guter Manuſkripte vorſichtiger zu ſein; doch ſollte ihm freiſtehen, beſagtem Merlin mit beliebigem Verluſt die Werke der Abbés Badaud, Roubeau, Morellet ꝛc. zu verkaufen. Gerichtshof verordnet: beſagter Diderot veranſtaltet eine zweite korrektere, und um das Schlußgeſpräch vermehrte Ausgabe der ‚Geſpräche' zum Nutzen des beſagten Chevalier Zanobi.

Gegeben ꝛc.

Ich habe das chineſiſche Gedicht erhalten, und werde ein andres Mal mit Ihnen darüber ſprechen. Anbei die Antwort auf den Brief des Barons, den mir der Reiſende brachte. Ich habe Fréron geleſen und danke Ihnen für die beiden Exemplare, die Sie mir ſandten. Könnten Sie Herrn Nicolai 115 Livres 11 Sous bezahlen? Wenn Sie es könnten, ſo würden Sie mir eine große Gefälligkeit erweiſen. Was hat mein dicker Pfaffe angeſtellt?[1] Iſt ſeine Haushälterin dick? Iſt die kleine Intrigue, die er in der Rue Saint-André-des-Arts in Paris hatte, endlich ruchbar geworden? Vorwärts, erzählen Sie mir davon! Leben Sie wohl. Ich hätte Ihnen noch tauſend Dinge zu ſagen, ſchnell zu erfahren brauchen Sie nur, daß ich Sie lieb habe. Nochmals Lebewohl.

---

[1]) Der Pfarrer von Deuil, zu welchem Dorf das Gut La Chevrette gehörte. Der brave Manu, den Galiani und Diderot ſehr gerne hatten, war die Zielſcheibe ihrer Philoſophenwitze. „Was unſern Pfarrer angeht, ſo gibt es keinen Menſchen, bei dem ſich die Erregung lebhafter auf dem Geſichte ſpiegelt; er iſt vielleicht der Einzige, der eine ausdrucksvolle Naſe hat; er lobt mit der Naſe; er tadelt mit der Naſe; er urteilt mit der Naſe; er prophezeit mit der Naſe. Grimm behauptet, wer dieſe Pfarrernaſe verſtehe, habe einen großen Moraltraktat geleſen." (Diderot an Fräulein Volland.)

58.

An dieſelbe.

Neapel, den 27. Juli 1770.

Dieſe Woche empfing ich aus Paris keinen andern Brief als den Ihrigen; dazu merkt man ihm noch Ihre Migräne an, und ſo elektriſiert er meine Seele nicht.

Sie haben mir nicht geſagt, was aus meiner Antwort an den Grafen Schomberg geworden iſt. Iſt ſie angelangt? Haben Sie ſie geleſen? Haben Sie eine Abſchrift davon? Ich habe einen ſchönen Brief vom Philoſophen erhalten,[1] aber mir fehlt die Zeit, ihm heut Abend zu antworten. Ich hatte den Auszug meiner Dialoge erhalten, den Fréron in ſeiner Année littéraire veröffentlichte. Der Verfaſſer dieſes Auszuges iſt (wie er mir ſelbſt ſagt) Herr Abbé Rouſſeau, der Erzieher des Sohnes des Herrn d'Aiguillon. Das hat mir das Geheimnis erklärt. Wie war es möglich, daß Fréron ſo gut von meinem Buche ſprach?[2] Es war nicht er, der ſprach: Non enim vos estis qui loquimini, sed etc.[3]

Daß das Miniſterium, wie ſie mir ſagen, angeordnet hat, mein Buch fortwährend zu loben und die Ökonomiſten anzugreifen, wundert mich durchaus nicht. Ich bin immer überzeugt geweſen, früher oder ſpäter werde das Miniſterium den Dienſt anerkennen, den ich ihm geleiſtet habe, indem ich mich aufopferte, um einen Haufen der ſchamloſeſten und unehrlichſten Fanatiker zu entlarven und ihren albernen Ehrgeiz und ihre aufrühreriſchen Pläne ans Licht zu ziehen. Niemals aber hätte ich geglaubt, daß Herr von Sartine, unſer guter Freund Sartine, unſer unvergleichlicher Sartine, erlauben würde, gegen mich ſo ſcheußliche Unflätereien und ſo empörende Anekdoten drucken zu laſſen. Haben Sie die Récréations économiques geleſen? Leſen Sie den ſechſten oder ſiebenten Brief; leſen Sie, was er vom Affen des Abbé G. ſagt.[4] Bemerken Sie, daß der Verfaſſer ſeinem

[1]) Diderot. [2]) Galiani durfte mit Recht über das günſtige Urteil Frérons erſtaunt ſein, der den Enzyklopädiſten, den näheren Freunden des Abbé, nichts weniger als günſtig geſinnt war und ſie in ſeiner Année littéraire heftig bekämpfte. [3]) Math. 10, 20. [4]) Baudouin erzählt im „Espion dévalisé“ die

Buche den Stempel der Glaubwürdigkeit verleiht, es mit seinem Namen zeichnet und verspricht, mir und dem Publikum gegenüber einzustehen. Ich bin weit entfernt, mich über eine, über alles Lob erhabene Gemeinheit zu beklagen oder auf die über jede Glaubwürdigkeit hinausgehenden Ungereimtheiten zu antworten, die sich in dem Buche finden; aber ich möchte, daß Sie ernstlich darüber mit Herrn von Sartine sprächen.

Ich denke, die Ökonomisten müßten sich damit begnügen, daß sie den Franzosen das Brot knapp gemacht haben, und brauchten nicht noch darauf hinzuarbeiten, eine Nation, die höflicher und liebenswürdiger ist als irgend eine andere, auch noch um Gesittung und Anstand zu bringen. Ich bitte Sie, Herrn von Sartine darauf aufmerksam zu machen, daß aus der Art, wie diese Récréations gedruckt worden sind, unumstößlich hervorgeht, daß die Polizei die scheußliche Verleumdung gutheißt, die nicht gegen den Chevalier Zanobi, sondern gegen den Abbé G. geschleudert wird. Wenn die Polizei die ungereimtesten Verleumdungen billigt, so habe ich nichts weiter zu sagen; wenn aber Herr von Sartine darüber ärgerlich und wütend ist, wie ich es mir denke, so bitte ich Sie, ihn in meinem Namen zu fragen, ob er mir in Paris bei der Stellung, die ich einnahm, die Genugtuung abgeschlagen hätte, den Abbé Roubaud nach dieser Leistung für ein paar Wochen nach Fort-l'Évêque[1] zu schicken. Ich glaube, ob fern, ob nah, ich bin immer derselbe Abbé G.

Endlich will ich Ihnen gestehen, was mir bei dieser Geschichte einen Stich gibt: nämlich, daß ich mir diesen Biß des

Geschichte des Affen, den sich Galiani hielt: „Dieser Affe, der ihn fast nie verließ, war ein sehr merkwürdiges und übrigens sehr kräftiges Tier. Der Abbé liebte ihn leidenschaftlich und zweifelte nicht daran, daß die Seele Pitts, eines großen Ministers, oder eines Mathematikers, eines Astronomen, eines Gesandtschaftssekretärs, eines Musikers ꝛc. in ihm lebe. Und warum diese Varianten? Dies kam daher, daß der Abbé alle Neigungen des Tiers beobachtete und seine Schlüsse daraus zog. Eines Tages goß dieses eine Schüssel voll Wasser zum Fenster hinaus: dies geschah, um die Schwerkraft zu berechnen ... Dann griff er mit seinen Pfoten in die Tinte und wischte sie an den Musikalien des Abbé ab. Neue Art des Tonsatzes ... Zuweilen ließ er den Affen Depeschen öffnen, und er tat dies mit der äußersten Geschicklichkeit. Damit wurde er Mitglied des diplomatischen Korps ..." [1]) Gefängnis.

Affen Roubaud grade dadurch zugezogen habe, daß ich Herrn von Sartine gegen die verleumderiſchen Beſchuldigungen der Ökonomiſten verteidigen wollte. Die Ökonomiſten, Abbé Baudeau an der Spitze, verbreiteten im Dezember 1768 gegen ihn in Paris die Anklage, er und Herr von Choiſeul wären ſchuld an den hohen Getreidepreiſen. In dieſer Abſicht wurde das ſchöne Buch: Avis aux honnêtes Gens veröffentlicht.[1] Herr von Sartine weiß das. Herr von Sartine wird ſich erinnern, daß ihm das Buch ſchlafloſe Nächte bereitete; daß er ſeine ganze Geduld und Tapferkeit der Unverſchämtheit des Abbé Baudeau entgegenſetzen mußte, der die Stadt aufrühreriſch machte und mit ſeinem Schwarzbrot, ſeinem Gift und ſeinen Erfahrungen in der ganzen Stadt hauſieren ging. Braucht nun derſelbe Herr von Sartine durch ſeine Zenſoren zu billigen, daß gegen den einzigen Verteidiger des Herrn von Sartine Bosheiten geſchleudert werden?

Sie werden mir ſagen, man müſſe ſo etwas verachten. Davon weiß ich nichts. Aber ich weiß, daß eine Nation ſich nur durch Beachtung der Anſtandsregeln aufrecht erhält, und ich weiß auch, daß ohne die Tugenden der Duldſamkeit, der Verzeihung von Beleidigungen und anderm Pfaffenſtrlefanz die Römer das größte aller Reiche gründeten. Ich weiß, daß mit ihren ſo ganz anderen Grundſätzen die Modernen überall Knirpſe und Schweine geblieben ſind.

Guten Abend, ſchöne Frau; die Scherze folgen heut in acht Tagen. Leben Sie wohl.

59.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 28. Juli 1770.

Ihr Brief vom fünften, mein Herr, iſt in ſo ſchöner und lesbarer Schrift geſchrieben, wie man's nur wünſchen kann. Mit Ihrem Augenlicht geht es alſo gut, trotzdem Sie darüber klagen, und vielleicht beſſer als mit dem meinen, das ſehr ſchlecht iſt.

[1]) Die Broſchüre iſt von dem Abbé Baudeau. Paris, Lacombe, 1768.

Ich habe nicht die Zeit, Ihnen heute Abend so lang zu schreiben wie ich möchte; aber ich will nicht länger säumen, Ihnen für die Mühe zu danken, die Sie sich mit der Beschaffung von Münzen des byzantinischen Reiches für mich machen. Meinerseits suche ich Ihnen ebenfalls etwas Ausgezeichnetes zu verschaffen. Aber man verlangt immer verrückte Preise, und daran ist Ihr Buch schuld.[1] Man braucht nur zu wissen, daß eine Münze in Ihrer Sammlung fehlt, und sofort steigt der Preis ins Fabelhafte. Anbei eine Notiz über drei Münzen, die Abbé Zarillo in Aussicht hat. Man möchte wissen, bis zu welchem Preise sie gehen würden, denn die Forderungen sind ungeheure. Ich habe auch eine Münze von Posidonia, ein Unikum, in Sicht, mit griechischer Umschrift und einer etruskischen daneben. Ich bot dem Herrn Herzog von Acquavilla, ihrem Besitzer, 36 Lire dafür. Er hat noch nicht eingewilligt, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ich werde Ihnen die Beschreibung davon an einem andern Abend schicken. Den Pater Magnan sah ich nur ein einziges Mal. Ich glaube, er ist abgereist. Ich denke die Nachrichten von den Erwerbungen des Herrn d'Ennery sind sehr übertrieben, es sei denn, daß er die Sammlungen Tiepolo, Pisani oder Morosini[2] in Venedig gekauft oder bestohlen hat. Ich glaube nicht mehr, daß ich die Münze von Canosa bekommen werde; weil man sie mich nicht einmal sehen lassen will. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und glauben Sie mich Ihren ꝛc.

48.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 4. August 1770.

Nr. 9 ist also verloren. Er enthielt eine Kritik über Baudouin? Dann tut es mir nicht mehr leid darum, und ich entbinde Sie davon, mir den Brief noch einmal zu schreiben.

[1] Pellerin gab (von 1772—78) ein Werk heraus: „Recueils de médailles de rois, peuples et villes etc.", in zehn Bänden. [2] Die schönsten Privatsammlungen in Venedig.

Es tut mir so weh, daß ich Schuldige treffe; ich schäme mich so sehr, wenn ich sehe, wie mein Herz meinen Kopf betrog. Nichts mehr davon!

Der Abbé Coyer[1] wäre Nachfolger des Abbé de Saint-Pierre[2] geworden, wenn sein Eifer von Begeisterung für die Tugend herrührte, und nicht von einem geheimen Ehrgeiz, etwas vorzustellen. Sein Erziehungsplan wird sicher nicht soviel wert sein wie Ihre Kritik. Sie haben sie jedoch nur geschrieben, um meine Laune zu wecken, das sehe ich wohl. Aber meine Laune hat nicht nötig aufgerüttelt zu werden.

Mein Traktat über Erziehung ist fertig. Ich beweise darin, daß die Erziehung für den Menschen wie für die Tiere dieselbe ist. Sie läuft auf zweierlei hinaus, nicht mehr: Ungerechtigkeiten zu ertragen lernen, Langeweile zu ertragen lernen. Was läßt man in der Reitschule ein Pferd tun? Es geht von Natur in Paß, Trab, Galopp, Schritt. Aber das Pferd wählt die Gangart wie es ihm gut dünkt und wie es Lust hat. Man lehrt es diese Gangarten gegen seinen Willen anzunehmen, gegen seine Vernunft, (da liegt die Ungerechtigkeit), und sie zwei Stunden lang fortzusetzen (da liegt die Langeweile). Wenn man daher ein Kind Lateinisch, Griechisch oder Französisch lernen läßt, so interessiert nicht das Nützliche der Sache, sondern es muß sich eben daran gewöhnen, den Willen anderer zu tun (und sich zu langeweilen), und durch ein Wesen seinesgleichen gestraft zu werden (und zu leiden). Wenn es hieran gewöhnt ist, so ist es dressiert, für die Gesellschaft hergerichtet, geht in die Welt, achtet Beamte, Minister, Könige (und beklagt sich nicht über sie). Der Mensch übt seine Amtsverrichtungen aus, er geht in sein Bureau oder zur Audienz, oder auf den

---

[1]) Ewiger Kandidat der französischen Akademie (1707—1782). Er schrieb: Bagatelles morales, Vie de Sobieski et Chinki, Histoire Cochinchinoise qui peut servir à d'autres pays; in seinen Schriften vertrat er die Ideen Turgots. Der Schloßherr Voltaire, dem er einmal drei Monate auf dem Halse lag, sagte zu ihm: „Herr Abbé, Sie sind das Gegenteil Don Quixotes: er sah die Wirtshäuser für Schlösser an, und Sie betrachten die Schlösser als Wirtshäuser." [2]) 1658—1743. Er gehörte zu jenen Mitgliedern der französischen Akademie, die ihre Aufnahme unter die vierzig Unsterblichen nicht ihren Leistungen, sondern der Hofgunst verdankten.

Wachtposten, oder ins Oeil-de-boeuf[1] und gähnt und bleibt dort und verdient sich sein Brot. Tut er das nicht, so taugt er nichts in der gesellschaftlichen Ordnung. Also die Erziehung ist nur die Beschneidung der natürlichen Talente, um an ihre Stelle die sozialen Pflichten zu setzen. Die Erziehung soll Talente verstümmeln und beschneiden. Wenn sie das nicht tut, so haben Sie den Dichter, den Improvisator, den Haudegen, den Maler, den Spaßmacher, das Original, die Vergnügen schaffen und vor Hunger sterben, weil sie sich in keine von den Nischen der sozialen Rangordnung mehr einstellen können. Die Engländer sind die unerzogenste Nation der Welt und darum die größte, die lästigste und bald die unglücklichste von allen.

Die Regeln der Erziehung sind also sehr einfach und sehr kurz. In einer Republick braucht weniger erzogen zu werden als in einer Monarchie, und unter dem Despotismus muß man die Kinder in Serails halten, schlimmer als die Sklaven und Frauen. Der Despotismus bei den Mönchen ist eine Folge der ungerechten und langweiligen Härten des Noviziats. Darauf beruht das Wesen der künstlichen und modernen Theokratie. Die alte und ursprüngliche Theokratie gehört mit zum Donnerrollen, zum Erdbeben; sie hat überall Götter geschaffen und gesehen. Die moderne Theokratie fängt damit an, die Menschen durch Kasteiungen und Abtötung des Fleisches reinigen zu wollen; sind einmal diese Menschen an die höchsten Leiden und Widerwärtigkeiten gewöhnt, so ist der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister ein Tyrann, ein Gott, er ist alles. Er kann aus einem so gebändigten Wesen machen, was er will.

Die öffentliche Erziehung drängt auf die Demokratie hin, die Privaterziehung führt gradeswegs zum Despotismus. In Konstantinopel, Spanien, Portugal gibt es keine Gymnasien. Die es in diesen Ländern gab, waren von Jesuiten geleitet und zwar mit einer Grausamkeit, die die Natur dieser Schulen völlig veränderte.

Übrigens gilt im allgemeinen die Regel: alle angenehmen Methoden, um Kindern die Wissenschaften beizubringen, sind falsch

[1]) Das bekannte Vorzimmer in Versailles, wo die Höflinge auf den König warteten.

und albern; denn es handelt sich nicht darum, Geographie oder Geometrie zu lernen; es handelt sich darum, sich an Arbeit, d. h. an Langeweile zu gewöhnen, seine Gedanken auf einen einzigen Gegenstand zu richten ꝛc. Ein Kind, das alle Hauptstädte der Welt weiß, wird darum noch nicht die Gewohnheit haben, sich im rechten Verhältnis zu seinen Ausgaben und Einnahmen einzurichten, und der Herr Geograph wird von seinem Haushofmeister auf dem Lande bestohlen an die Luft gesetzt werden und wird mitten in seinen Kapitalen Europas kein Kapital mehr haben und Bankerott machen. Gehen Sie von diesen Theorien aus, entwickeln Sie sie, und Sie werden ein Buch bekommen, was das gerade Gegenteil vom „Emil“[1] ist und darum nur um so besser. Aber Sie haben mir verboten, jemals Familienmutter zu sein, und da schwatze ich schon eine Stunde von Erziehung. Sprechen wir von anderm.

Wie zum Teufel stellt denn der Fréron es an, Ribaud zu widerlegen? Mich hat sein Buch ins höchste Erstaunen versetzt. Ich habe darin nur die gemeine Unflätigkeit verstehen können, die er gegen mich geschleudert hat. Wenn ich denke, daß Ribaud die Fähigkeit besitzt, wie ich auf zwei Füßen zu gehen, so erröte ich vor Scham, daß ich als Mensch geboren bin und möchte lieber etwas andres sein.

Ich schäme mich, daß ich noch nicht an Diderot geschrieben habe.

Geben Sie mir irgend eine tröstliche Nachricht über mein Geld.

Ich schreibe heut Abend an Suard und Madame Necker zwei Briefchen. Ich zeige es Ihnen an, weil Sie so lecker darauf sind; übrigens lohnen sie nicht die Mühe, ihnen nachzuforschen.

Leben Sie wohl, schöne Frau. Ich umarme den Propheten, den Philosophen und alles, was sich sonst umarmen läßt. Arbeiten Sie an meiner Rückkehr nach Paris, wenn Sie mich wiedersehen wollen. Abbé Terray braucht nur ein ganz kleines bißchen Lust zu zeigen, mich zu befragen, und ich fliege den Schlechtberatenen zu Hilfe.

---

[1]) In diesem berühmten Buch, das hauptsächlich auf die Ausbildung der deutschen Pädagogik gewirkt hat, empfiehlt Rousseau angenehme Lernmethoden und schon im zartesten Kindesalter das Studium der Geographie und der Geometrie.

61.

Frau von Epinay an Galiani.

Den 2. September 1770.

Nun, ich hatte ja immer geahnt, daß die angenehmen Methoden des Unterrichts in den Wissenschaften bei Kindern nichts wert seien; aber da ich die die dumme Angewohnheit habe, meinen eigenen Gedanken immer zu mißtrauen, wenn sie nicht durch Leute, die mein Vertrauen besitzen, bestätigt sind, und da ich trotzdem auch eine gewisse Neigung zur Pedanterie habe, so glaubte ich mich zu täuschen; aber jetzt, mein reizender Abbé, wo Ihr prächtiger Brief meine Meinungen besiegelt hat, könnten die ganze Welt und alle Herren Unfehlbar kommen, um mir das Gegenteil zu sagen, ich würde nicht mehr davon abstehen. Die Erfahrung selbst hat für mich den letzten Beweis erbracht. Ich habe schon fünf Erziehungsversuche ausgeführt, sowohl an meinen Kindern als an armen Verwandten, deren ich mich annahm. Nur da habe ich Erfolg gehabt, wo ich durch Fleiß und Pünktlichkeit die Schwierigkeiten zu besiegen zwang. Ich erziehe jetzt meine Enkel, ich nahm mir vor, streng gegen sie zu sein, und sicherlich werde ich es sein. Übrigens ist Ihr Brief prächtig: ein sehr schöner Text für einen Kommentar. Alle diese Plan- und Phrasenmacher sind so weit entfernt von der Wahrheit und dem wirklichen Zweck, auf den doch schließlich die von ihnen angeratenen Übungen hinaus wollen, daß ich wahrhaftig ihre Bücher gern in die Klasse verwiese, in die Sie in Ihren Dialogen die Tagesbroschüren verwiesen haben.

Ich plaudere mit Ihnen, lieber Abbé, als ob Sie da wären, ich sage Ihnen alles, was mir durch den Kopf geht, und selbst alles, was durch mein Herz geht, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie sehr, sehr gern habe. Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht von Ihnen zu Ihren Bekannten spreche, und wo ich nicht diejenigen, die Sie nicht kennen, mit Ihnen bekannt mache; wenn ich niemand da habe, spreche ich ganz allein mit mir selber von Ihnen. Es geht mir viel besser, seitdem ich hier

bin; die Bäder von Buſſan tun mir ſehr gut. Allerdings hatte ich einen kleinen Anfall von Blaſengries; aber er iſt bei weitem weder ſo lang noch ſo heftig geweſen als die vorhergehenden.

Ich denke künftigen Dienstag bis Donnerstag nach Paris zu gehen, um Ihre Angelegenheit zu regeln, und mit nächſter Sendung werde ich Ihnen Rechenſchaft darüber ablegen, was ich ausgerichtet habe.

Frau Necker iſt in den Bädern von Spaa; alſo werde ich Ihren Brief an ſie nicht mehr ſehen; den an Suard werde ich ſicher ſehen, obgleich Sie mir ſagten, es ſei nicht der Mühe wert. Nichts von Ihnen, lieber Abbé, iſt mir gleichgültig. Der große Mann und ſein Strohſtuhl, einer den andern tragend, umarmen Sie herzlichſt.[1] Meine Tochter wünſcht, daß ich ſie Ihnen ins Gedächtnis zurückrufe; ſie liebt ihren Ring ſo ſehr, weil er antik, aber mehr noch, weil er von Ihnen iſt.

Ich wollte Ihnen von einem Buche Linguets[2] ſprechen; aber es ſcheint mir kürzer, es Ihnen zu ſchicken, weil Sachen darin ſind, die Ihnen Spaß machen werden, und die ich Ihnen ſchlecht oder zu langweilig wiedergeben würde. Ich mache es Ihnen zum Geſchenk und ſende es an Nicolai, damit er es Ihnen bei nächſter Gelegenheit zukommen läßt.

Das Brot iſt wieder teurer geworden: es koſtet jetzt 3 sous, 3 liards. Man behauptet, es ſei nur in der Hauptſtadt und in ihren Umgebungen ſo teuer, aber man berichtet mir dasſelbe aus allen Provinzen. Ich ſchicke Ihnen ein Edikt, das das Parlament vorgeſtern erlaſſen hat.

Guten Tag, lieber, guter Freund; haben Sie mich immer ſo lieb wie ſonſt. Das Übrige mit nächſter Poſt.

---

[1]) Grimm pflegte beim Schreiben, das ihn oft ganze Tage lang in Anſpruch nahm, auf einem Strohſtuhl zu ſitzen. [2]) Simon Henri Charles, der berühmte Publiziſt und Advokat (1736—1794), der die Annales politiques et littéraires herausgab, von 1780—82 in der Baſtille ſaß und am 27. Juni 1794 guillotiniert wurde. Als Advokat führte der heißblütige Mann alle großen Prozeſſe der Zeit. Seine „Mémoires sur la Bastille“ (neue Ausgabe 1894) ſind auch ins Deutſche übertragen worden (bei Reclam).

62.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 18. Auguſt 1770.

Mein Herr,

ich habe gezögert, Ihren Brief vom 14. des vergangenen Monats zu beantworten, weil ich das Paket mit den byzantiniſchen Münzen erwartete, das Sie, wie Sie mir ſchreiben, Herrn de la Reynière übergeben haben, um es mir koſtenfrei zuzuſtellen. Da bis zu dieſer Stunde nichts bei mir angekommen iſt, ſo will ich wenigſtens nicht mehr zögern, Ihnen für die Mühe zu danken, die Sie ſich für mich machten. Die Schrift Ihres Briefes ſowohl wie die von Ihnen angeſtellten Nachforſchungen nach dieſen Münzen laſſen mich hoffen, daß Ihre Augen Ihnen noch lange werden erhalten bleiben, was mich aus Herzensgrund freut. Die Numismatik würde durch Schwächung Ihres Augenlichtes mehr verlieren, als durch die eines andern, beſonders des Herrn d'Ennery, der in Sachen griechiſcher und ſamaritiſcher Münzen zu denen gehört, qui oculos habent et non videbunt.

Wundern Sie ſich nicht über die beträchtlichen Erwerbungen, die er in Italien gemacht hat. Erſtens hat er als Vorläufer Herrn Giraldi und Pater Magnan und vielleicht noch andre; zweitens hat er im allgemeinen alles, was er erſtanden hat, ſehr teuer bezahlt; drittens hat er viel in Venedig und in der Lombardei gekauft, wo man wegen der Nähe und des Handels mit der Levante viel mehr Münzen findet, als hier oder in Rom, wo das Sammeln aus der Mode gekommen iſt. Übrigens glaube ich, daß man von ſeinen Triumphen noch beträchtlich abziehen muß, und ich bin überzeugt, daß man unter den von ihm erworbenen Münzen drei Viertel finden würde, die Sie ſchon haben. Das Wenige, das er aus Neapel mitgenommen hat, habe ich Ihnen gemeldet, und ich glaube, er wird mich nicht Lügen ſtrafen.

Ich fahre mit der Notierung deſſen fort, was zu meiner Kenntnis kommt. Es ſind jetzt zwei ſchöne Münzen zu verkaufen. Eine

Allokution mit mehreren Figuren von Gordianus Pius, große Bronze, sehr schön und reich im Metall. Man verlangt 81 Livres dafür. Eine große Münze von Constantius in Bronze mit dem Raub der Sabinerinnen auf der Rückseite. Ich habe diese Münze nicht mit eigenen Augen gesehen, aber man hat sie mir als unbestreitbar antik und sehr gut erhalten geschildert. Man verlangt drei Louis dafür.

Das ist alles Neue, was ich von Numismatik weiß. Ich selbst habe seit mehreren Monaten nichts erworben, und ich schmeichle mir auch nicht, hier etwas zu finden. Die wenigen Münzen, die sich noch in Rom vorfinden, kosten wahnsinnige Preise, während man nichts bezahlen will für die schönen Dubletten, die ich zu verkaufen oder umzutauschen hätte.

Was Nachrichten aus der großen Welt anbelangt, so werden Sie erfahren haben, daß es den Russen gelungen ist, die türkische Flotte zu verbrennen und zu zerstören;[1] sie sind jetzt in Tenedos, von wo aus sie die Dardanellen blockieren. Wenn ihre Landarmee ebensoviel Glück hat, so könnte man sehr großen Ereignissen entgegensehen; aber wenn Romanzoff geschlagen und über den Dnjestr zurückgejagt worden ist, wie man sagt, so wird die Flotte allein nichts ausrichten, das die ungeheuren und unglaublichen Ausgaben aufwiegt, die sie den Russen verursacht hat.[2]

Erhalten Sie mir Ihre kostbare Freundschaft. Ich durchlebe oft in meiner Phantasie die angenehmen Abende noch einmal, die ich an Ihrem Kamin verbrachte. Ich bitte Sie, meine Empfehlungen an Herrn de La Porte und andere Personen unserer Bekanntschaft auszurichten. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen die Gefühle der innigsten Anhänglichkeit, die ich Ihnen geweiht habe, beweisen zu können und glauben Sie mich immer Ihren ꝛc. ꝛc.

---

[1]) In der schon erwähnten Seeschlacht am 5. Juli 1770, in der eigentlich der Engländer Elphinston die Russen zum Siege führte. [2]) Die Türken verloren gegen Romanzoff zwei Schlachten, am 17. Juli am Pruth, und die zweite am Kapul, in welcher sie 100 000 Mann einbüßten. Diese beiden Siege gaben das linke Donauufer in die Hände der Russen.

63.

An Frau Necker.

Neapel, den 4. Auguſt 1770.

Aber das bedinge ich mir aus: Sie dürfen mir nicht in einem zu ſchönen, zu erhabenen Briefe antworten, Madame; ich will von Ihnen ganz einfach, ganz allgemein nur wiſſen, wie es Ihnen geht. Was machen Sie Schönes? Wie gehts Herrn Necker? Was treibt er? Sind Sie in andern Umſtänden? Amüſieren Sie ſich? Langweilen Sie ſich? Das ſind meine Fragen und meine Neugier. Sie ſind natürlich; denn, zweifeln Sie nicht daran, es vergeht kein Freitag, wo ich nicht im Geiſt zu Ihnen eile. Ich komme an, ich finde Sie, bald die letzte Hand an ihre Toilette legend, bald auf ihrem Ruhebett ausgeſtreckt.

Ich ſetze mich Ihnen zu Füßen. Thomas nimmt ſich das ganz im ſtillen zu Herzen, Morellet tobt ganz laut darüber, Grimm, Suard lachen darüber recht herzlich, und mein lieber Graf Creutz [1] wird nichts von allem gewahr. Marmontel findet das Beiſpiel der Nachahmung würdig, und Sie, Madame, Sie laſſen zwei ihrer ſchönſten Tugenden mit einander kämpfen, die Scheu und die Höflichkeit, und finden in dieſem Zwieſpalt, ich ſei ein kleines Ungeheuer, aber mehr läſtig als bösartig.

Man kündigt an, daß der Tiſch bereit iſt. Wir gehen hinaus, die andern eſſen Fleiſch, ich mager; ich eſſe viel friſchen ſchottiſchen Kabeljau, den ich ſehr gerne mag, und verderbe mir den Magen, während ich die Geſchicklichkeit bewundere, womit Abbé Morellet eine junge Pute zerlegt. Man ſteht von Tiſch auf, man nimmt den Kaffee, alle reden zu gleicher Zeit, der Abbé Raynal ſtimmt mit mir überein, daß Boſton und das engliſche Amerika für immer von England getrennt ſind, und im ſelben Moment ſtellen Creutz und Marmontel feſt, daß Gretry [2] der

[1]) Der ſchwediſche Geſandte in Paris, der zu den Intimen des Geoffrinſchen Salons gehörte und auch im Kreiſe der „Philoſophen“ eine ſehr angeſehene Stellung einnahm. (Marmontel, Mémoires I, 6. chap.) [2]) André Erneſt Modeſte, berühmter Komponiſt (1741—1813).

Pergoleſe[1] Frankreichs iſt. Madame Necker findet das alles gut, neigt das Haupt, und geht.

Das ſind meine Freitage. Sehen Sie mich auch bei ſich, wie ich Sie ſehe? Haben Sie eben ſoviel Phantaſie wie ich? Wenn Sie mich ſehen und wenn Sie mir nahe kommen, ſo werden Sie fühlen, daß ich jetzt zärtlich Ihre Hand küſſe; aber Sie lächeln. So leben Sie denn wohl; ich bin zufrieden.

64.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 11. Auguſt 1770.

Ihr Brief iſt ebenſo lang wie reizend. Gott ſende Ihnen immer Koliken, da ſo ſchöne Epiſteln daraus entſprießen. Ich war entzückt und keineswegs erſtaunt über den Beſchluß des Miniſterrates.[2] Es iſt der erſte Schritt zur Annahme des ganzen Syſtems meiner Dialoge, und, zweifeln Sie nicht daran, man wird es ganz annehmen. Ich bin zu ſehr im Recht, meiner Treu! Inzwiſchen wäre es nur gerecht vom Herrn Generalkontrolleur,[3] wenn er mir irgend eine Art Ehrenrettung für die abſcheulichen Unverſchämtheiten zugeſtände, die ich erleiden mußte, weil ich der Nation, die mich ſo wohl aufgenommen hatte, einen Dienſt leiſten wollte. Man kann nicht leugnen, daß ich im Angeſicht von ganz Europa niederträchtig beſchimpft worden bin durch einen Haufen ökonomiſtiſchen Pöbels. Dieſes Vorgehen war ihrer würdig, und ich wundere mich keineswegs darüber. Bäuriſches Weſen paßt ſich für Bauern, und die Bauernlümmel ſind von Natur grob. Sie fügten zur Unverſchämtheit die Beleidigung, meinen Namen zu nennen; das iſt bei ihnen natürlich. Aber der übrige Teil der Nation! Darf das höflichſte und geſittetſte Volk der Welt erlauben, daß ein Fremder ſo behandelt

[1]) Pergoleſe, Giovanni Battiſta (1710—1731), Schüler Durantes, berühmt durch ſein „Stabat mater“ und ſeine Oper „La Serva padrona“. [2]) Der das Edikt von 1764 aufgehoben und die freie Ausfuhr des Getreides erlaubt hatte. [3]) Abbé Terray.

wird, ein Fremder, der nichts genommen, nichts geraubt, nichts von einer Nation verlangt hat, unter der er freilich nur als ein kleiner Vertreter weilte, aber doch als Vertreter der Angelegenheiten eines großen Fürsten, eines Freundes und Blutsverwandten der Bourbons? Fühlt sich Herr von Sartine, dem der Buchhandel untersteht, nicht ein wenig des Freundschaftsbruches schuldig und des Verstoßes gegen die Pflichten der öffentlichen Wohlanständigkeit, die selbst für eine Nation gelten, wo man die Preßfreiheit ermutigen will? Ich verlange durchaus keine Rache. Ich verlange eine Ehrenrettung, und die ist man mir schuldig. Gehen Sie zu Sartine, sprechen Sie mit ihm, der doch in allem so gut und würdig denkt.

Ich hatte früher Lust, als auswärtiges Ehrenmitglied in die Akademie der schönen Wissenschaften aufgenommen zu werden; aber die Idee, mich dann dicht neben Abbé Guasco[1] zu befinden, benimmt mir den Appetit dazu. Daher schlage ich nichts vor, ich warte ab. Eine Verdienstmedaille, ein Brief, ein bemerkbares Lob, das man veröffentlichen kann, würde mir genügen und genügte, glaube ich, dem ganzen Europa, um zu zeigen, daß niemand mit mehr Achtung und Wahrheitsliebe von den Absichten des Ministeriums, aus denen das Edikt von 64 hervorgegangen ist, gesprochen hat, und daß ich nur im Sinne hatte, Frankreich von schlechten Ratschlägen einer Sekte flachköpfiger und blödsinniger Ratgeber zu befreien. Wenn Sie zum Herrn Kanzler,[2] der Ihr Freund ist, davon sprechen wollen, wenn sie Abbé Terray kennen, so tun Sie alles, was Ihnen die Freundschaft eingibt. Es würde einem Abbé (Terray), der tausend andere aufwiegt, gut anstehen, mich von diesem Abbé-Ungeziefer zu reinigen, das mich nicht beißt, aber mich manchmal juckt.

Ich denke mehr als Sie glauben werden daran, meine Ideen über das Einspeichern und eine zweckmäßige Getreide-

---

[1]) Octavien de Guasco, Historiker, Kanonikus von Tournai (1713—81), der Herausgeber der „Lettres familières" Montesquieu's. Er galt als österreichischer und savoyardischer Spion in Frankreich. [2]) René Nicolas Charles Auguste de Maupeau (1714—1792) war seinem Vater 1768 als Kanzler von Frankreich nachgefolgt. Er war durch seine Heirat mit einem Fräulein de Roucherolles mit Frau von Epinay verwandt.

polizei für Frankreich schriftlich niederzulegen. Ich wollte den Gegenstand eines neunten Gespräches daraus machen, und nicht einen Brief, wie Sie mir vorschlagen. Aber schließlich ist es für Frankreich nicht eilig; denn in diesem Jahr wird man recht weit entfernt davon sein, von Einspeichern zu träumen. Dennoch werde ich mich damit beschäftigen. Aber was nützt arbeiten, wenn man zum Lohn nur von Buchhändlern beschwindelt und von Zeitungsschreibern beschimpft wird. Sie müssen zugestehen, daß unser erster Versuch nicht glücklich gewesen ist. Wenn Sie mich zum Fortfahren ermutigen wollen, so machen Sie es wenigstens so, daß meine Ehre ein wenig wiederhergestellt ist. Können Sie leugnen, daß der Beifall eines Einzigen, Fréróns, recht wenig ist? Fréron! Welcher Name! Welches Zeugnis!

Ich danke Ihnen für die Prophezeiung.[1] Sie ist eine Kopie, und Kopien sind leicht zu machen. Aber es fehlt das Erhabene und Pathetische darin, was der Prophet von Böhmischbroda hat. Schluß. Es ist ein kleiner Scherz über einen Gegenstand, der eine starke und originelle Arbeit wert wäre. Wenn ich auf den Kampf gegen die Ökonomisten versessen wäre, hätte ich eine Abhandlung geschrieben, um zu beweisen, daß sie die Urheber des ganzen Wirrwarrs sind, und ich hätte in ihren Werken Stellen herausgefunden, in denen sie klar und deutlich die Völker zum Aufruhr anreizen,[2] indem sie jede Art Ordnung zugunsten der einzigen natürlichen und wesentlichen Ordnung der Freiheit über den Haufen werfen. Halten Sie meinen lieben Roquemaure[3] von Spitzfindigkeiten ab.

Es ist nicht mehr Zeit zu destillieren, man muß frisch drauf los trinken. Sie möchten nicht, daß ich auf einen Abschnitt Ihres Briefes antworte, und dennoch tue ich es, indem ich Ihnen mitteile, daß ich heut morgen mein lit de justice[4] gehalten habe. Ich habe alle meine Freunde begnadigt und sogar den Abbé Morellet. Ich will niemand mehr schuldig finden. Ich

[1] Spottschrift, die das erwähnte Unglück der Place Louis XV. zum Anlaß nahm; eine Nachahmung des Grimmschen „Prophète de Boehmischbroda". (Mém. secrets, V, 134.) [2] Anspielung auf das „Laissez faire, laissez passer" der Ökonomisten. [3] Person der Dialoge, deren Urbild der Marquis von Croismare ist. [4] Galiani pflegte bis gegen Mittag im Bett zu

gewähre meine Huld allen (ich meine: meinen Freunden), und ich verbiete Getreideausfuhr, Gegenmichſchreiben und Mirnichtſchreiben. Das ſagen Sie bitte denen, die ſchon überführt, wie denen, die nur verdächtig ſind, in ihrer guten Meinung von mir wankend geworden zu ſein. Wollen Sie mir eine kleine Abſchlußrechnung über mein Geld ſchicken? Ich habe viele Schulden in Paris. Auch Nicolai hat mehrere Aufträge bekommen, und ich ſchulde ihm Geld.

Ein andermal werde ich mit Ihnen vom Fatalismus reden. Dies Syſtem geht, wird untergehen, denn die Türken ſind von den Ruſſen verbrannt worden. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich immer lieb. Nochmals Lebewohl.

65.

An dieſelbe.

Neapel, 19. Auguſt 1770.

Verdammte Kolik! Warum quält ſie nicht den Merlin? Bezahlt übrigens dieſer Merlin wenigſtens die 200 Livres monatlich? Sie haben mir manchesmal geſchrieben, Sie würden mich benachrichtigen, wenn er bezahlt hätte, aber Sie haben niemals das Wort ausgeſprochen: Er hat bezahlt. Wenn Sie Herrn Nicolai das Geld für gewiſſe Beſorgungen zahlen könnten, ſo würden Sie mir ein großes Vergnügen machen.

Sehr gut! Der Generalkontrolleur erhebt Einſpruch gegen die Freiheit der Preſſe, während das Parlament die Freiheit der Menge beſtraft. Was für ein Jahrhundert! Was für Sitten! wird Panurg ſchreien, und das mit Recht. Ich für mein Teil muß geſtehen, daß ich mich nicht enthalten kann, Panurg und ſein Schickſal zu beklagen. Was? Es war allen Flegeln erlaubt, mir alle erdenklichen Grobheiten zu ſagen, und einem ſtudierten geiſtvollen Manne wird's verboten, mich auch

bleiben und da in der Stellung eines Schneiders ſeine Freunde zu empfangen. Er nannte dieſe Empfänge „tenir son lit de justice", mit witziger Anſpielung auf die königlichen Gerichtstage (lit de justice), die im alten Frankreich bei gewiſſen wichtigen Anläſſen abgehalten wurden.

nur ein bißchen aufzuziehen?[1] Sie werden sich erinnern, daß Panurg mir selbst in aller Freundschaft schrieb, er wolle mich in seinem Buch aufziehen; er müsse das tun, um seiner Ware Absatz zu verschaffen. Ich hatte ihm auch alles erlaubt, was ihm gut schiene, um Geld in die Tasche zu bringen. Ich gestand ihm also aus Mitleid das Recht zu, mich zu verspotten. Es ist das billigste Almosen, das ich je in meinem Leben gegeben habe; aber der arme Mensch hat noch nicht einmal Nutzen davon gehabt. Pfui über den Generalkontrolleur! Warum nicht gestatten, daß man von Schwarzbrot redet, wenn man nur zu glücklich ist, welches zu haben?

Aber lassen wir das und sprechen wir vom Fatalismus. Diese großen Systeme kranken an einer irrtümlichen Voraussetzung und zwar von dem Augenblick an, wo man sie aufstellte. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die ganze Welt im Einklang sei, ohne dessen gewahr zu werden. Ja, ohne Zweifel, diese Welt ist eine große Maschine, die aus Notwendigkeit sich bewegt und geht; aber aus wieviel Rädern besteht diese Maschine? Danach forscht niemand, niemand erklärt es, niemand denkt auch nur daran, diese Frage aufzuwerfen. Ist ein anderes Hauptrad vorhanden, außer den physischen Gesetzen der Bewegung der groben Materie und den physischen Gesetzen der Bewegung der feinen Materie, die wir Geist nennen? Sind uns alle diese Materien und alle diese Gesetze bekannt? Kurz, gibt es andere Geister als den menschlichen Geist, den wir kennen? Gefälschte Würfeln fallen nach Naturgesetzen wie nicht gefälschte, aber sie fallen anders. Ebenso ist es mit allen anderen Ereignissen. Man müßte alle Triebfedern kennen.

66.

An dieselbe.

(Anwort auf einen falschen, sehr betrübenden Brief.)

Neapel, la Saint-Louis.

Madame,

ich habe die Woche sehr froh verbracht, weil es mir geglückt ist,

[1] Anspielung auf die „Réfutation" des Abbé Morellet, die dem Abbé Terray nicht in den Kram paßte und erst 1774 erscheinen konnte.

meinen Bruder bei Hofe anzubringen, in einem Amt, das ihn in eine sehr hohe Stellung bringen könnte. Ihr Brief vom 3. (wenn es ein Brief ist) hat mich in Trauer versenkt. Sie wollen, ich soll nicht unruhig sein; wie sollte ich es nicht sein bei zweihundert Meilen Entfernung? Wahrhaftig, den abwesenden Freunden sollte es immer gut gehen. Nichts ist so entsetzlich, als acht Tage zu warten; aber ich will mich diesmal auf Sie verlassen und will glauben, daß Sie nur noch wieder zu Kräften zu kommen brauchen. So schicke ich Ihnen, um, was in meinen Kräften steht, zur Wiederherstellung Ihrer Fröhlichkeit beizutragen, meine Wochenarbeit. Ich hatte nichts zu tun, es hat mir Vergnügen gemacht, und ich habe selbst über den Unsinn gelacht, den mein Kopf ausgeheckt hat. Ich hatte Ihnen eine Abhandlung über den ‚Radau' versprochen; hier der Anfang davon.[1]

Sobald ich höre, daß Sie vollkommen genesen sind, werde ich sie vollenden. Sie werden nichts davon verstehen, wenn Sie nicht das Buch Herrn de la Rivières zur Hand nehmen, und damit mein Werkchen vergleichen. Sie werden erstaunt sein über die Genauigkeit der Parodie. Wenn Sie es zweimal nacheinander lesen, so werden Sie bemerken, daß es durchaus kein schlechter Scherz ist, sondern eine gänzliche Widerlegung, weil ich zwar die Dinge bei anderen Namen nenne, aber alle Schlußfolgerungen des Herrn de la Rivière bestehen lasse; und sofort entdeckt man deren Albernheit und Ungereimtheit. Dennoch glaube ich nicht, daß mein Scherz sich zur Veröffentlichung eignet, da das Buch des Herrn de la Rivière höchst unbekannt und ungelesen bleiben wird; so wird niemand lachen. Daher glaube ich, es genügt, Grimm, dem Philosophen, dem guten Baron ꝛc. damit Spaß zu machen. Trotzdem machen Sie bitte damit alles, was Ihnen am ratsamsten erscheinen wird. Wenn Sie es verkaufen, so verkaufen Sie es nur gegen bares Geld. Mit dieser einzigen Beschränkung haben Sie völlig freie Hand.

Ich reiße mir ein Bein aus, um Ihnen in ruhigem und sichern Ton zu schreiben; aber Ihre Krankheit beunruhigt mich,

[1]) Gemeint ist die Schrift „La Bagarre", die Galiani selbst für sein witzigstes Opus hielt. Sie ist verloren gegangen. G. parodierte darin „L'Intérêt général de l'Etat" von Mercier de la Rivière.

betrübt mich, quält mich. Was für Mühe, zum Teufel, hätte es Grimm gekoſtet, mir über Ihren Zuſtand zu ſchreiben? Warum läßt der Schelm Gatti nichts von ſich hören? Denen bin ich jetzt böſe.

Ich ſchreibe Ihnen mit der Poſt, weil der Brief ſo dick iſt. Nicolai wird Sie von dieſer Sendung benachrichtigen. Schicken Sie mir ſchnell auf meine Koſten einen Eilboten, und ſagen Sie mir, daß es Ihnen gut geht, ſo gut wie dem Pont-Neuf, trotz dem Durchfalle des Seinewaſſers, das alle Tage unter ihm wegläuft. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb. Seien Sie nicht mehr krank. Ich bin ein verlorener Menſch, wenn ich Sie nicht mehr habe.

67.

An dieſelbe.

Neapel, den 1. September 1770.

Ich war eine Woche überaus heiter geweſen, als Ihr Brief Nr. 18 ankam und mich traurig machte. Ich habe einen ſehr großen Kummer durchgemacht, den Ihre Nr. 19 eben zerſtreut hat. Zur Vermehrung des Vergnügens iſt die ſo viel beſeufzte, beweinte Nr. 9 aus den Wolken gefallen, ohne daß ich erraten kann wie, ebenſo wie die heilige Ampulla,[1] Unſere Liebe Frau zu Loreto, die Madonna von Soriano,[2] und die Ancilia,[3] die älter ſind als alle dieſe anderen Wunder. Der liebe Brief iſt endlich in meinen Händen und hat mir unendliches Vergnügen bereitet, obgleich Sie darin mit erſtaunlich wahren Farben die Albernheiten eines Mannes ſchildern, den ich Ihnen gerühmt hatte. Aber Sie haben für Albernheit gehalten, was, meiner

[1]) Das heilige Salbgefäß, das in der Kathedrale von Reims aufbewahrt wurde; ſie ſoll von Engeln nach Saint-Remy gebracht worden ſein, damit man die Stirn Chlodwigs bei ſeiner Krönung damit ſalbe. Sie war mit Öl gefüllt, das nie verſiegte und bei der Krönung der franzöſiſchen Könige gebraucht wurde. Im Jahre 1793 zerbrach der Deputierte Ruſt das heilige Gefäß. 2) In Calabrien. [3]) Der heilige Schild, der vom Himmel gefallen ſein ſollte und zu deſſen Sicherung Numa elf ähnliche Schilde machen ließ, zu deren Hut er zwölf Prieſter (Ancilia) beſtellte.

Meinung nach, reine Bosheit und fester Entschluß war, Sie einen Prozeß verlieren zu lassen. Nun, so viel ist wahr, es könnte einer wohl ein sehr geschickter Mann, ein sehr guter Kopf, und dabei doch ein ungerechter Beamter sein. Aber Sie möchten, daß ich nur tugendhafte Leute liebte. Ich möchte das auch, wenn ich nicht fürchtete, dadurch die Zahl meiner Freunde schrecklich zu vermindern. Aber lassen wir das, gehen wir zu Ihrer Nr. 19 über. Allerdings bin ich heut sehr dumm; Sie werden das zur Genüge an der Dürftigkeit der Ideen meines Briefes merken. Außerdem werde ich dermaßen von Mücken aufgefressen, daß es mir fast unmöglich ist, zu schreiben. Hätten Sie nicht an Nierenkoliken gelitten, so würde ich mich erdreisten, Ihnen ins Gesicht zu behaupten, daß die Mücken das größte aller denkbarsten Leiden sind.

Nun, da ich dumm bin, so will ich Geldmann sein; es ist die Zuflucht der Dummen, Geld aufzuspeichern. Ich danke Ihnen von Herzen für die Rechnung, die Sie mir geschickt haben, und ich sehe zu meinem großen Trost, daß Sie beinahe Ihre Auslagen wieder haben. Unter diesen Umständen willige ich nicht in den Plan ein, Bücher von Merlin als Bezahlung anzunehmen; sie würden alle geheiligt sein (geheiligt sind sie, denn niemand rührt sie an); es würde einem zum Halse heraushängen. Kurz, ich habe dem Handel entsagt. Es langweilt mich sogar, darüber zu Gericht zu sitzen. Warten wir Merlins Bezahlungen ab, und knirschen Sie immer zwischen den Zähnen, wenn er zu Ihnen kommt: Möchtest Du p . . . . . wie Du zahlst, Tropfen um Tropfen, das wird Ihnen eine Erleichterung sein. Nichts geht übers Fluchen. Aber sollte er nicht eigentlich 200 Livres monatlich zahlen? 100 auf jeden Wechsel? Bitte erklären Sie mir das.

Der Brief des Herrn Villars an Caillot ist himmlisch; ich möchte, daß der Satz: Tauge ich nicht zum einen, so könnte ich doch zu etwas anderem taugen, zum geflügelten Wort würde. Was für eine Gedankentiefe werden nicht die Nicolai, die Gatti, die Lorenzi und alle Florentins der Welt in dieser Phrase finden, wenn sie sich vorstellen, daß der Schreiber ein Junge von sechzehn Jahren ist, der acht Jahre im Kloster war und und sich nun in ein Mädchen verwandelt hat. O altitudo! Aber ich merke, der Geist beginnt über mich zu kommen: Sie bringen dies Wunder

zuſtande. Trotzdem will ich Ihnen heute Abend nichts ſchreiben, was etwas taugt.

Sprechen Sie mir nichts mehr von franzöſiſchen Getreiden. Ich weiß unglücklicherweiſe nur zu ſehr, daß ich meinen Prozeß gewonnen habe, und daß ganze Provinzen Frankreichs ihn nebſt Koſten verloren haben. Ich bin ſo gut gegen meine Widerſacher, daß ich hier weiter nichts tue, als die Regierung zu überreden, man möge Frankreich in dieſem Jahr mit Getreide aushelfen, das beſſer ſein, in größerer Menge und auf beſſere Art verteilt werden ſoll, als es uns in dem für uns ſo denkwürdigen Jahre 64 geliefert wurde. Gerade jetzt wird man recht die Albernheit derjenigen fühlen, die die Einfuhr der Ausfuhr entgegenſtellen und dadurch ein Gleichgewicht erzielen wollten. Das erſte, was das Haus Öſterreich nach den Zärtlichkeiten der glücklichen Heirat tat, war das Verbot an die Vlämen, an ihre teueren franzöſiſchen Freunde und Verwandten Getreide zu verabfolgen, und niemand findet dabei etwas beſonderes. Wir werden die erſten und vielleicht die einzigen Freunde Frankreichs ſein, die ihm dies Jahr Korn geben werden: übrigens iſt es noch nicht einmal geſchehen.

Ich bin ſehr betrübt darüber, daß das, was Ihre Nieren ausſcheiden, Ihnen ſoviel Schmerzen gemacht hat und noch macht. Es gibt viel mehr Steine und Kies auf dieſer Welt, als man denkt; das haben wir von unſeren Vorfahren her, denn, nehmen Sie's nicht übel, wir ſtammen alle von den Steinen her, die Deukalion und Pyrrha ſich über die Achſeln warfen. Und vielleicht iſt ſeit dieſer Zeit das Sichmitſteinenbewerfen eine menſchliche Handlung; aber — da kommt ja ſchon wieder Geiſt, kommen raſche Einfälle, gute Worte, kommt Ätzendes, um die gewohnte Würze zu geben. Ah! Da ſind ja auch ſchon wieder ſchreckliche Mücken, die um mich herumſummen. Wenn ich an die Seelenwanderung glaubte, ſo würde ich ſagen, das ſind Ökonomiſten. Ah! Da habe ich eine zerdrückt; ſollte es Abbé Badot geweſen ſein? Sie machte viel Geräuſch.

Leben Sie wohl, ſchöne Frau. Ich habe eben einen ſehr ſchönen Brief von Suard empfangen. Ich finde beſonders ein Wort darin, das mich entzückt: er nennt mich den unerſetzlichen

Abbé! Leben Sie denn wohl, meine unerſetzliche Freundin. Ich habe heut Abend nicht Zeit, Suard zu antworten. Leben Sie wohl.

68.

An Herrn Suard.

Neapel, den 8. September 1770.

Mein lieber Freund, ach, welch' ſchönen Brief Sie mir geſchrieben haben! Ich habe ihn geleſen, wieder geleſen, ihn andächtig durchgeſchmeckt, und ihn ſogar andern vorleſen wollen; aber bis zu dieſer Stunde iſt es mir nur geglückt, im ganzen drei Paar Ohren zu finden, die würdig waren, ihn zu hören. Ich möchte Ihnen jetzt antworten und habe eine ſo große Luſt mit Ihnen zu plaudern, daß ich, wenn ich mich gehen ließe, einen unendlichen Brief verfaſſen würde, um einem unerſetzlichen Abbé Geſellſchaft, Diners und unerſetzliche Freunde zu erſetzen; aber ich fürchte in ernſten Ton zu verfallen, denn ich will doch von meinen Dialogen mit Ihnen ſprechen, da Sie einmal davon angefangen haben. Sie werden leicht erraten, daß ich nicht über die Lobreden, mit denen Sie mich überhäufen, mich mit Ihnen unterhalten will. Ich nehme ſie an, ich halte ſie feſt, und weil ſie von Ihnen kommen, ſo mache ich ſie mir zu eigen; ich will ſogar glauben, daß ich ſie verdient habe, und gedenke ſie meinen Kindern zu vererben. Aber nun will ich von etwas anderem ſchwatzen.

Zunächſt ſagten Sie mir, nach dem Leſen meines Buches ſeien Sie kaum mehr tiefer in den Kern der Frage vorgedrungen. Wie zum Teufel iſt das möglich! Sie, der Sie von Diderots und meiner Sekte ſind, können nicht zwiſchen den Zeilen leſen? Ich laſſe es gelten, daß diejenigen, die nur das ſchwarz Gedruckte leſen, nichts Entſcheidendes in meinem Buche entdeckt haben; aber Sie, Sie müſſen zwiſchen den Zeilen leſen; leſen Sie das, was ich nicht geſchrieben habe und was trotzdem darin ſteht.

Unter jeder Regierung richtet ſich die Getreidegeſetzgebung nach dem Weſen der Regierung. Unter einem Deſpoten iſt freie

Ausfuhr unmöglich; der Tyrann hat zu viel Furcht vor dem Geschrei seiner hungrigen Sklaven. In der Demokratie ist die Ausfuhrfreiheit natürlich und unvermeidlich. Da Regierende und Regierte dieselben Personen sind, so ist das Vertrauen unbegrenzt. In einer gemischten und gemäßigten Regierung kann auch die Freiheit nur modifiziert und gemäßigt sein.

Wenn Sie zu stark an der französischen Getreideverwaltung rütteln, so werden Sie, falls es Ihnen gelingt, die Form und Zusammensetzung der Regierung verändern, einerlei ob diese Veränderung die Ursache oder ob sie die Wirkung der unbeschränkten Ausfuhrfreiheit ist. Nun ist die Veränderung einer Verfassung eine sehr schöne Sache, wenn sie gemacht ist, aber eine sehr häßliche, wenn sie erst noch gemacht werden soll. Sie macht zwei oder ganzen Generationen ganz gewaltigen Verdruß und verschafft nur der Nachwelt Annehmlichkeit. Unsere Nachkommen aber sind nur mögliche Wesen, und wir sind wirkliche. Sollen die wirklichen sich wegen dieser andern Zwang auferlegen, sich sogar unglücklich machen? Nein! Behalten Sie also Ihre Regierung und Ihre Getreide.

Sie stimmen mit mir überein, daß Frankreich Verordnungen haben muß; aber die meinigen gefallen Ihnen nicht? Aber was sind denn meine Verordnungen? Ich habe einen Ermutigungspreis und eine Geldbelohnung allen denen zugestanden, die den unglücklichen Darbenden der Berge von Limoges und Gévaudan Getreide bringen werden. Wo, zum Teufel, haben Sie das gesagt? werden Sie lostoben; das steht nicht in Ihren Dialogen drin. — Es ist darin, antwortete ich Ihnen ernst. Es steht zwischen den Zeilen. Suchen Sie gut nach. Stellen Sie als Grundsatz fest, daß in jeder Regierung Extravergütung und Steuer gleichbedeutend sind. Alles was Ihnen ein Herrscher nicht nimmt, das gibt er Ihnen. Schöner Grundsatz, werden Sie ausrufen! Es gibt keinen andern, wiederhole ich kalt: ein Herrscher hat keine andern Einkünfte als die Steuern. Wenn er geben soll, so muß er nehmen: Et e converso, wenn er nicht nimmt, so gibt er. Was ist ein Generalkontrolleur? Ein großer Taschenspieler. Er hat in seiner Hand den Zauberstab, die sogenannten Patentbriefe, Verfügungen, Erklärungen; und er macht große Taschenspielerkunststücke, bald wirkliche, bald nur

ſcheinbare; im Grunde hat er niemals mehr, niemals weniger von den kleinen Kugeln in ſeinen Händen. Ebenſo gewährt der Herrſcher, der nicht fünfzig Sous für das Malter Getreide nimmt, wenn das Getreide nach dem Limouſin geht, und der ſie nimmt, wenn es nach Portugal geſchifft wird, den inländiſchen Händlern eine wirkliche Extravergütung, für die Unbequemlichkeit der ſchlechten Wege, und aus Rückſicht auf das Elend der Einwohner der inneren Provinzen.

Beachten Sie, daß im heutigen Frankreich, das ein Handel, Seefahrt, Induſtrie treibendes Reich iſt, der ganze Reichtum ſich an den Grenzen angeſammelt hat; alle ſeine großen, reichen Städte liegen an den Grenzen; das Innere iſt von erſchreckender Dürftigkeit, das Getreide ſtrömt dorthin, wo das Geld iſt. Es gibt alſo in Frankreich eine Zentrifugalkraft, die ausgeglichen werden muß; wenn das nicht geſchieht, wird alles Getreide an die Grenzen gehen; dann wird es aus dem Lande herausgehen, aus einem andern phyſikaliſchen Grunde, den ich Sie ebenfalls in meinen Dialogen zwiſchen den Zeilen werde finden laſſen.

Stellen Sie auf einen runden Teig ein ſchweres Gewicht; ſicherlich werden Sie ihn abplatten, zerquetſchen, und Sie bringen in der weichen Maſſe eine Zentrifugalkraft hervor, weil ſie dem Gewicht auszuweichen ſucht. Nun ſtellen Sie mitten in einen Staat einen König, einen Miniſterrat, ein Parlament, Intendanten ꝛc.: das ſind ſchwere Maſſen, die einen ſchrecklichen Druck ausüben. Sofort werden Sie ſoviel Menſchen und Lebensmittel wie nur möglich ſich über die Grenzen ergießen ſehen, wenn Sie dieſe Bewegung nicht korrigieren.

Die Herren Ökonomiſten ſagen Ihnen, ſie werden durch ihre Eintagsbroſchüren, die Parlamente, die Intendanten ꝛc. wohl verhindern, einen Druck auf dem Teig auszuüben. Arme fanatiſche Dummköpfe! Sie glauben, weil ſie eine ſehr bekannte Wahrheit entdeckt haben und weil ſie ſie in ſchlechtem Franzöſiſch hingeſchmiert haben, wird ſie ſich ſogleich ausführen laſſen. Die Welt iſt ganz anders eingerichtet, die Parlamente werden immer zurückhalten, die Miniſterräte immer Erklärungen abgeben, die Intendanten immer Verordnungen erlaſſen und zwar immer zu viele und immer im Innern, darum wird ein armer Teufel,

ſobald er ſein Getreide eingeſchifft ſieht, dafür Gott danken; er wird ihm das Sic te diva potens Cypri von Horaz ſingen oder das Si quae vis miracula des heiligen Antonius, und dann wird er ſchlafen gehen. Hätte ich geſagt, man ſolle die freie Ausfuhr beſtehen laſſen, außerdem aber dem Binnenhandel noch eine Ermutigung und Extravergütung gewähren, in Anbetracht der größeren Schwierigkeit der Anfuhr und des Abſatzes in den armſeligen Provinzen des Innern, da hätten mich alle Ökonomiſten umarmt, hätten mich auf die Stirn und vielleicht noch wo anders hin geküßt. Ich habe genau das gleiche geſagt; ſie wollten mich totſchlagen. Und doch habe ich an Stelle eines unpraktiſchen Rates einen vernünftigen und leicht auszuführenden gegeben. Machen wir die Schlußfolgerung. Verdammt der Menſch, der für Menſchen drucken läßt, wenn er nicht ſein Manuſkript den Buchhändlern um gute bare Bezahlung verkauft.

Das habe ich für den Innenhandel getan; aber ich habe noch viel mehr getan. Ich habe die Ausfuhr ermutigt, geſichert, heilig, unverletzlich gemacht. Das haben Sie keineswegs getan, wollen Sie mir wieder vorwerfen; Sie haben das Gegenteil getan, Sie haben der unumſchränkten, abſoluten Freiheit, wie mir mein lieber Abbé Morellet ſagte — den ich immer noch liebhabe und gern über dieſe Dinge aufklären möchte — Beſchränkungen und Abänderungen auferlegt. Nun, Sie täuſchen ſich alle, ſo viel Ihrer ſind; Sie kennen die Menſchen nicht. Habe ich nicht eine Steuer von fünfzig Sous auf die Getreideausfuhr gelegt? Dieſe Steuer ſoll in den Anfängen angewendet werden, ſolange die Erhitzung fürs öffentliche Wohl andauert, und ſoll den inneren Umlauf reinhalten; nachher wird ſie wie üblich und wie billig in die königliche Schatzkammer fließen. Die Ausfuhr wird alſo einen nicht zu verachtenden Teil der Staatsfinanzen und -einkünfte bilden. Sie wird daher beliebt ſein, weil ſie nützlich iſt, geheiligt, weil der Generalkontrolleur ſie als eine ſeiner Hilfsquellen anſehen wird, und wird von der Regierung geſchätzt ſein, weil ſie einträglich iſt. Sie kaufen, im wahren Sinne, Ihre Freiheit; Sie kaufen den Schutz; und dies iſt die gute Art und Weiſe: Kauf iſt ſicher, Geſchenke ſind widerruflich.

Ich höre von hier die Ökonomiſten, wüßten Sie von meinem Vorſchlag, mit ihren großen Stiefeln trampeln, ſchreien, ich ſei ein Italiener, ein Neapolitaner, ein Pfaffe, und ich werde ihnen ruhig antworten, daß ſie Ökonomiſten ſind. Sie werden mich Machiavel, Mazarin, Geldprotz, Schinder der Armen, Blutſauger des Volkes nennen. Ich werde ſie arme Tölpel nennen, Blutſauger der Hämorrhoidaladern, die die Natur verbeſſern und die Menſchen umändern wollen. Im Grunde ſind die Franzoſen ebenſo italieniſch wie die Italiener. Wenn die Ausfuhr dem König nichts einbringt, kein bares Geld in die Hand — das einzige, womit die großen Miniſter rechnen wollen und können —, ſo wird man bald vergeſſen, daß ſie den Ackerbau begünſtigt, daß der Ackerbau die Baſis iſt, daß Nationalreichtum, allgemeines Intereſſe, Grundeigentum, Reinertrag, die produzierende Klaſſe, der notwendige Preis, die ländliche Phyſionomie, die Konkurrenz, die Freiheit, der proportionale Preis, die Reproduktion, die erſte Einlage über alle Maßen abgedroſchene Gemeinplätze ſind ꝛc. ꝛc. Das iſt zu lang, um es auswendig zu behalten, und im weſentlichen läuft es auf folgendes hinaus: Wenn die Getreideausfuhr dem Herrn Generalkontrolleur nichts einbringt, ſo werden die Herren Intendanten damit nach Gutdünken verfahren; und ganz gewiß wird es ihnen gut dünken, beſondere Erlaubniſſe zu gewähren, Polizeiverordnungen zu erlaſſen und den Handel zu beläſtigen. Sie werden zuweilen ein bißchen geſcholten werden: dann machen ſie einen Ausflug nach Verſailles, ſpeiſen beim Herrn Generalkontrolleur zu Mittag, werden anhimmeln die Bureaus, plaudern mit den Geheimräten und kehren renommierend und triumphierend in ihre Intendanz zurück. Aber wenn die Getreideausfuhr königliches Recht iſt, ſo müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn ſie ſie jemals beläſtigen könnten, ohne ſich ſehr ernſthafte Händel zuzuziehen.

Schlußfolgerung. Macht aus der Ausfuhr, wenn ihr wollt, daß ſie ermutigt und beſchützt werden ſoll, eine, wenn auch nur beſcheidene, Einnahme des Herrſchers: Das ſagt Euch ein Menſch, der die Menſchen kennt und das iſt die wahre Analyſe meiner Dialoge, die ſehr verſchieden iſt von der der Zeitungsſchreiber. Und nun ſprechen Sie! Konnte ich von dem, was ich Ihnen

eingeſtanden habe, ein einziges Wort ſagen, ohne mein Geheimnis und das des Staates zu verraten? Ich weiß wohl, all dies iſt den Köpfen der Ökonomiſten hundert Meilen fern, aber auch dem Ihrigen und dem unſeres großen Diderot? Der Abbé Morellet braucht nur Kopf oder Schrift zu ſpielen, ob er der unſrige ſein oder zu den Ökonomiſten gehören will; das iſt Geſchmacksſache. Indeſſen erkläre ich ihm, wenn er ſich auf die Seite der Ökonomiſten ſtellen will, ſo wird er niemals ein Wort von dem verſtehen, was ich ſage, ohne es auszuſprechen. Gehört er zu den unſrigen, ſo wird er verſtehen, wie man die Leidenſchaften, die Laſter der Menſchen, die Fehler, die Unbeſonnenheiten und die falſche und übertünchte Wohlanſtändigkeit des öffentlichen Wohls in Anſpruch nimmt. Der Enthuſiasmus der Schriftſteller hat noch niemals etwas in dieſer Welt zuſtande gebracht, ſondern einzig und allein das perſönliche Intereſſe.

Ich fürchtete ernſt zu werden, und da ſehen Sie: meine Furcht hat ſich bewahrheitet. Ihr Urteil, Ihre Achtung, Ihre Stimme gelten mir zuviel, und ich will durchaus, daß Sie meiner Meinung ſind. Es iſt heut Abend keine Zeit mehr zu Scherzen: dieſe alſo ein ander Mal. Darum umarme ich Madame nicht, ſage kein Wort an Gatti, Marmontel, Thomas, Raynal, Arnaud,[1] nicht mal an die, die mir die Teuerſten auf der Welt ſind, ich umarme Sie allein und damit genug!

Neuigkeiten weiß ich nicht, nur daß ich anſtatt mich beſchneiden zu laſſen, mich zu verheiraten und dabei doch meine Abteien zu behalten hoffe. Leben Sie wohl, behalten Sie mich recht lieb, denn ich verdiene es. Tauſend Grüße an den Barou und die Baronin. Vergeſſen Sie Madame de Marchais nicht. Könnte ein Ungeheuer der Politik nicht liebenswürdig in der Geſellſchaft ſein?

---

[1]) Der Abbé Arnaud hatte mit Suard das „Journal de l'Etranger" gegründet, das wenig Erfolg hatte. Unter Choiſeul leitete er mit ſeinem Freunde die „Gazette de France". Die beiden Schriftſteller fielen mit dem Miniſter. Arnaud kam 1771 in die franzöſiſche Akademie; er war ein Muſter feinſter Urbanität.

69.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 8. September 1870.

Es lebe der himmlische Vater und mit ihm die langen Briefe! Die Dankbarkeit verlangt es eigentlich, daß ich ebenso lange schriebe. Aber als ich Suard antworten wollte, da hat meine Begeisterung mich fortgerissen, und ich schrieb die ernsteste Epistel und den längsten Brief, den ich jemals über Getreideangelegenheiten verfaßte. Ohne Zweifel wird er ihn Ihnen mitteilen. Für alle Fälle habe ich Abschrift davon behalten; machen Sie damit, was Sie wollen. Ich möchte wohl, daß Herr von Sartine ihn erhielte. Weiter habe ich keinen Ehrgeiz und keine Wünsche. Der Brief an Suard hat mich müde gemacht, daher werde ich Ihnen heute Abend sehr kurz schreiben und will nur ganz knapp auf Ihre Punkte antworten. Da Sie mir die Satiren der Ökonomisten gegen mich geschickt haben, so schicken Sie mir doch auch was gegen jene erschien; das erheitert mir meine Augenblicke der Muße.

Sie können die Zahlung an Nicolai beenden; aber er hat eine Rechnung mit mir und Gatti, die nicht stimmt, weil ich mich, da es sehr verläßliche Leute sind, gar nicht der Einzelheiten entsinne. Nicolai hatte von Herrn Pellerin eine gewisse Summe Geldes für Münzen bekommen, und ich weiß nicht recht, ob er nicht auch von anderer Seite welches erhalten hat; er hat mir Bücher gekauft, er hat, glaube ich, Gatti Geld gegeben. Wenn er mit Ihnen abrechnen wollte, so wäre ich entzückt nur einen einzigen Kassierer zu haben und meine Rechnungen zu begleichen.

Ich muß Ihnen sagen, daß ein menschliches Gefühl mich veranlaßt hat, einer Frau monatlich zwölf Livres geben zu lassen, damit sie ein Kind erziehen kann, das ein unnatürlicher Vater verlassen hat, nachdem er es leichtsinniger Weise in die Welt gesetzt hat. Diese Frau heißt Madame de la Daubiniere,[1] Rue St. Honoré, gegenüber dem kleinen Hotel Noailles. Gatti war

[1]) Die Geliebte Galianis.

Auszahler dieſer Rente. Tun Sie mir den Gefallen, mit Gatti abzurechnen, und übernehmen Sie es, der Frau fortlaufend dieſe Beiſteuer zukommen zu laſſen; ſie wird zu Ihnen kommen, und ich empfehle ſie Ihnen zugleich ſo warm, wie ich nur kann. Sie iſt, nach Ihnen, für mich das Liebſte, was ich in Paris zurückgelaſſen habe. Sie verdient ihr unglückliches Schickſal nicht, und ſie verdient recht ſehr Ihren Schutz. Ich bitte Sie, ihr jedesmal nur zwölf Lire zu geben, weil ſie ſonſt in Verſuchung kommen könnte, mehr auszugeben. Sie werden, wenn Merlin nicht verſchwindet, für lange Zeit Geld genug für dieſe Zahlung zur Verfügung haben; hernach werden wir weiter ſehen.

Alſo Montyon iſt der neue Intendant der Auvergne? Umarmen Sie ihn recht herzlich meinerſeits. Sie haben recht, ihn ſehr hoch zu achten: ich tue es auch, und es reut mich nicht. Bitten Sie ihn, an Frau de Fourqueux[1] und der ganzen Familie meine Empfehlungen auszurichten. Ich rede mir gerne ein, daß man mich in dieſen Häuſern noch lieb hat, trotz dem Geſchrei der Ökonomiſten gegen meine Dialoge. Was hat eine politiſche Meinungsdifferenz mit der Liebenswürdigkeit zu ſchaffen? Habe ich nicht den Abſichten des Herrn Trudaine de Montigny volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen?

Tauſend Dank für das Märchen aus ‚Tauſend und eine Nacht'. Es ärgert mich, daß der Stock immer ſenkrecht jemanden auf den Kopf fällt. Wenn er wagerecht herumginge, ſo würde er viel Terrain ſäubern und das Drängeln würde nicht ſo arg ſein; aber dazu gehörten viel feſtere Arme.

Morellets ſchlimme Erfahrungen tun mir leid, obgleich ich ſie vorausſah. Um ihn zu tröſten, erzählen Sie ihm, was mir mit Merlin paſſierte.

Ich möchte darauf wetten, daß der liebe Marquis ſich geſenkten Hauptes in einen Ameiſenhaufen von Janſeniſten geſtürzt hat, die darauf rechnen, aus ihm einen zweiten Chevalier Folard[2]

---

[1]) Sie war eine geborene Montyon. [2]) Militärſchriftſteller (1669—1752), der mit den Marſchällen von Villars, Créquy, Moritz von Sachſen und dem König Karl XII. von Schweden befreundet war. In ſeinen letzten Lebensjahren litt er an religiöſen Wahnvorſtellungen; er nahm an den nächtlichen Verſammlungen der

zu machen. Diese Omelette macht mich zittern.[1] Sie werden sehen, man wird ihn hernach kreuzigen, um ihn an die Vorteile der wirkenden Gnade glauben zu lehren.

Ich bin entzückt über d'Alemberts Reise.[2] Nicht, daß ich allzu große Hoffnung hätte ihn zu sehen. Er wird nicht hierher kommen, auch Herr de Trudaine[3] nicht; aber ich bin sicher, daß es der einzige Entschluß war, denn er fassen konnte, um seine, durch die Eintönigkeit seines Systems zerüttete Gesundheit wieder herzustellen.

Ich rechne auch nicht einmal auf den Baron von Gleichen. Gott weiß, ob er kommen wird! Die Kabinette Europas sind in solcher Unordnung!

Ich bitte Sie, ein Exemplar meiner Dialoge zu kaufen und es, eingebunden, als Geschenk von mir an Abbé Grimod, bei Herrn de la Reyniere zu senden.

Was die Bezahlung in Büchern anbetrifft, die Merlin anbietet, so würde ich, wenn er Ihnen Exemplare meines Buches geben will, ferne bis zu hundert nehmen und würde nicht verlegen darum sein, sie abzusetzen.

Behalten Sie mich immer lieb. Ich schäme mich, daß ich Diderot noch nicht geantwortet habe; aber da ein Philosoph keine Zeitdauer kennt, so wird es kein früh oder spät für ihn geben.

Noch bebt mein Herz von Schrecken über die Schilderhebung der Geistlichkeit gegen das Système de la nature. Die Leute haben eine feine Nase. Sicherlich kennen sie den Verfasser oder sie vermuten ihn;[4] sie werden ihn anzeigen, man wird ihn opfern. Das ist ein billiger Dienst in den Augen von Leuten, die eben sechzehn Millionen bezahlt haben.[5] Gott schütze den Atheismus

---

Jansenisten auf dem Grabe des Diakons Páris teil. [1]) Der Marquis von Croismare beschäftigte sich, als erklärter Tausendsasa, nicht nur mit Kupferstichen, Literatur und Malerei, sondern auch mit der Kochkunst. [2]) Es handelt sich um eine Reise, die d'Alembert, mit Unterstützung Friedrichs des Großen, aus Gesundheitsrücksichten nach Italien machen sollte. D'A. kam nur bis Ferney. [3]) Der Bruder des berühmten Finanzmanns und Gastronomen; er war Zensor für schöne Literatur und Geschichte. [4]) Das Geheimnis der Autorschaft wurde durch zwanzig Jahre hindurch glänzend gewahrt. [5]) Der Klerus hatte, um die Gunst des Königs zu gewinnen, sich selbst eine Steuer von 16 Millionen auferlegt: dies nannte man „don gratuit". (Corr. litt. IX, p. 112.)

vor irgend welcher betrüblichen Verfolgung; aber ich zittre. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb!

70.

An dieſelbe.

Neapel, den 15. September 1770.

Was wollen Sie von mir, ſchöne Frau, daß Sie mir ſchreiben, meine Phantaſie und Laune erhitzen und ſie auf Stoffe lenken, die den Zufällen eines Briefes anzuvertrauen gefährlich iſt? Sie ſind Frau und ſchreiben aus Paris. Ich bin Mann, Abbé, Staatsrat, ich ſchreibe aus Neapel.

Dennoch hatte meine Arbeitsluſt einen ſolchen Schwung erhalten, daß ich, nach Empfang Ihres geſtrigen Briefes einen wichtigen Dialog über folgende Frage angefangen hatte: Sind die Schuhe Menſchenwerk oder exiſtieren ſie in der Natur, unabhängig von den Menſchen? Soll man ſie abſchaffen oder beibehalten? Sind ſie für die Füße mehr nützlich oder ſchädlich? Dieſe für alle Schuſter höchſt wichtigen Fragen würde ich gründlich behandelt haben. Aber ich fürchte die Ungeſchicklichkeit irgend eines La Condamine,[1] der des Rätſels Löſung hinten auf ſein Papier ſchrieb. Alſo laſſen wirs lieber.

Voltaire hat Recht; der Menſch hat fünf Organe, die eigens dazu erſchaffen ſind, ihm Vergnügen und Schmerz anzuzeigen. Er hat deren kein einziges, um ihm zu zeigen, was an einer Sache wahr, was falſch iſt. Er iſt alſo nicht erſchaffen, die Wahrheit zu erkennen oder durch Lügen getäuſcht zu werden. Das iſt gleichgültig. Er iſt gemacht, um zu genießen oder um zu leiden; wir wollen alſo genießen, und wenn möglich, nicht leiden. Das iſt unſer Los.

Wenn Herr von Sartine ſagt, ich habe recht, ſo hat er alſo unrecht, und muß es wieder gut machen. Es gibt tauſend

[1]) Der ſchwerhörige La Condamine hatte einige Freunde um ſich verſammelt, um ihnen ein Rätſel vorzuleſen, und war hoch erſtaunt, als ſie es ihm, einer nach dem andern, ins Hörrohr ſchrien. Er hatte die Löſung in großen Buchſtaben auf die Rückſeite des Blattes geſchrieben und zeigte dieſes beim Vorleſen ahnungslos ſeinen Zuhörern. (Corresp. litt. IX, p. 118.)

Mittel, um einen Roubeau zu bestrafen. Wenn ihn nach Bicêtre zu schicken zu ehrenvoll für ihn ist, sintemalen für Ökonomisten und Mücken Leben, Lärm und Ehre gleichbedeutend sind, und man nur durch dichten schwarzen Rauch sie töten muß, so wollen wir den Abbé Roubeau auf die Art bestrafen, die ihn am schmerzhaftesten trifft. Lassen wir ihn wissen, daß ich Danksagungen, Lobeserhebungen, Beifallsbezeugungen erhalten habe und daß damit wenigstens die reinen und geraden Absichten, aus denen mein Buch hervorging, anerkannt worden sind. Ich fühle, daß ich verdiene, was ich von Ihnen erbitte, und ich verdiene es noch mehr, da es sich darum handelt, mir eine Genugtuung zu geben. Ich habe Ihnen schon darüber geschrieben.

Ich habe soeben einen Brief des Barons Holbach erhalten. Wenn Sie ihm mitteilen könnten, daß ich heut Abend keine Zeit habe, ihm zu antworten, so würden Sie mir einen Gefallen damit tun.

Ich habe auch keine Zeit, Ihnen heut abend mehr darüber zu schreiben. Meine Langeweile in diesem Lande nimmt zu im doppelten Verhältnis der räumlichen und zeitlichen Entfernung von Ihnen und meinem lieben Paris. Dies macht mich ganz niedergeschlagen. Im übrigen bin ich durchaus nicht krank, aber es ist schon eine schwere Krankheit, das Leben, das an sich so kurz ist und nicht zum zweitenmal zurückkehrt, nicht zu genießen. Glücklich, wer an Seelenwanderung glaubt! Leben Sie wohl, ich mache Ihnen mein Kompliment über die Wiedererlangung von Briche. Ich umarme Grimm und alle meine Freunde.

Ich fühle Reue und schreibe zwei Worte an den Baron. Bitte übernehmen Sie es, ihm meinen Brief zuzustellen.

P. S. Bitte tun Sie mir den Gefallen, Herrn Nicolai hundertdreizehn Livres zu bezahlen oder mehr, falls er es fordert. Sie können das, weil ja Merlin bezahlt hat.

71.

An dieselbe.

Neapel, den 22. September 1770.

Meine schöne Dame, heut bin ich stumpfsinnig, das sage ich Ihnen im voraus. Die Langeweile kriegt mich unter, wie

Herrn de Mairan das Waſſer unterkriegte.[1] Riefe ich Ihnen zu: erretten Sie mich mit irgend etwas, ſo würden ſie mir antworten, Sie hätten das ſchon früher mit einem Briefe getan. Ich bin zufrieden mit dem Heilmittel. Doch iſt Ihr Brief vom 2. September nicht allzu heiter. Sie ſprechen darin von einem Anfall von Blaſengries; das iſt nichts. Sie ſtellen mir eine metaphyſiſche Frage, und Sie ſchicken mir einen artonomiſchen Erlaß (wenn Sie nicht Griechiſch verſtehen, ſo werde ich Ihnen ſagen, daß dieſes Wort ‚Brotgeſetz'[2] bedeutet; wenn die Ökonomiſten nur ein bißchen Griechiſch könnten, ſo hätten ſie dieſes recht glückliche Wort ſchon längſt angewandt) und Sie bedrohen mich mit dem Auszug aus einem Buche; all das trägt nicht viel zur Heiterkeit bei und zur Heilung von meinem Stumpfſinn.

So muß ich denn alſo, trotz meiner Betäubung auf Ihre metaphyſiſche Frage antworten: Warum bekommt man einen ſchlechten Begriff von einem Menſchen, der den Charakter Lovelaces[3] erſchaffen hat? Aus Faulheit. Man hat die Wirkungen der Faulheit des menſchlichen Geiſtes nicht genug ſtudiert. Ich muß eines ſchönen Tages darüber eine Abhandlung ſchreiben. Im Grunde ſteht feſt: wenn ich zum Beiſpiel den Roman von Lovelace leſe, ſo muß ich mir durchaus ein Phantaſiebild von dieſem Herrn machen. Nun muß von zwei Möglichkeiten eine eintreten; wenn ich glücklicherweiſe jemand kenne, der mir Lovelace zu ähneln ſcheint, ſo nehme ich ihn da in meiner Phantaſie für dieſe Perſönlichkeit; dann rettet ſich der Verfaſſer, und ich haſſe den Herrn doppelt ſo ſtark wie früher. Findet dieſes Weſen ſich nicht in meiner Phantaſie vor, ſo ſetze ich, vermöge meiner Geiſtesfaulheit, den Verfaſſer an dieſe Stelle, und er wird die Zielſcheibe meines Haſſes. Zum Beweiſe hierfür brauche ich nur anzuführen, daß Macchiavelli ſeinerzeit ſeiner Bücher wegen nicht gehaßt wurde, als alle Welt den Herzog von

---

[1]) Dieſer war auf einem Spaziergang längs den Ufern eines Fluſſes ins Waſſer gefallen und konnte nicht mehr heraus. Voller Seelenruhe rief er ſeinem Diener zu: „Das Waſſer rückt mir an den Hals. Mach, daß du mich auf irgend eine Weiſe herausziehſt." [2]) Von ἄρτος, Brot. [3]) In dem berühmten Roman Richardſons „Clarisse Harlowe", der auch (in der Prévôt'ſchen Überſetzung 1761) in Frankreich Aufſehen gemacht hatte.

Valentinois kannte.[1] Sobald man nicht mehr an dieſes Ungeheuer dachte, erſchien Macchiavelli ſelbſt als ein Scheuſal. Wären Tiberius und Nero nicht ſo große Kaiſer geweſen, daß es unmöglich iſt, ſie zu vergeſſen, ſo würde Tacitus ebenſo verhaßt ſein wie Macchiavelli, ich habe Leute gekannt, die Tacitus nicht weniger verabſcheuten als Tiberius.[2] Kurz, ich glaube, nach dem Tode des Herrn Malouin[3] wird Molière für einen abſcheulichen Arzt gelten. Da haben Sie meine Ideen über dieſe Frage. Alles iſt Wirkung der Faulheit unſrer Einbildungskraft: um ſich nicht die Mühe zu machen Prototypen zu ſuchen (wieder ein griechiſches Wort), ſetzt ſie den Verfaſſer an die Stelle.

Doch nun zum artonomiſchen Erlaß: Suppenfleiſch für Katzen! Sagen Sie das in meinem Namen Herrn von Sartine; und ſagen Sie ihm auch, daß es abgeſchmackt iſt, wenn den Menſchen Brot fehlt, den Katzen Kochfleiſch zu geben. Wenn man die Dummheit begangen hat, dem Getreidehandel einen ſtarken Stoß zu verſetzen, ſo wird die Erſchütterung vier Jahre anhalten. Daher werden Sie erſt im Jahre 1772 davon geheilt ſein, weil die

---

[1]) Der berühmte Verfaſſer des „Principe“ (1469—1527). Galiani gehörte, wie ſpäter Nietzſche, zu den Bewunderern des Papſtſohns Ceſare Borgia, den Macchiavelli bei der Abfaſſung ſeines vielbeſprochenen und vielverleumdeten Buches im Aug gehabt hatte. Ceſare Borgia hatte von dem König Ludwig XII. von Frankreich 1498 den Titel eines Herzogs von Valentinois erhalten für die Überbringung des päpſtlichen Dispenſes, der dem König geſtattete, ſich von ſeiner erſten Gemahlin Johanna zu trennen und Anna von Bretagne zu ehelichen. Der Papſtſohn vermählte ſich bei dieſer Gelegenheit mit Charlotte d'Albret, der navarreſiſchen Königstochter. Bei den Italienern hieß der Herzog ſeit dieſer Reiſe kurzweg der Valentino. [2]) Über die römiſchen Cäſaren und ihren Hiſtoriker Tacitus hatte Galiani Anſichten, die von den landläufigen ſehr abwichen: er hielt Tiberius für einen ſehr anſtändigen Menſchen und Nero war, ſeiner Meinung nach, nur zu ſehr Stutzer (petit maître) geweſen. In den Urteilen des Tacitus und des Suetonius ſah er nur das ressentiment des Pöbels. Es iſt bekannt, daß auch Napoleon die gleiche Meinung von Tacitus hatte wie Galiani: eines Tages ſagte er zu Suard: „Euer Tacitus iſt ein Deklamator, ein Betrüger, der Nero verleumdet hat — jawohl, verleumdet; denn Nero wurde vom Volk betrauert. Welch ein Unglück für die Fürſten, daß es ſolche Geſchichtsſchreiber gibt.“ [3]) Dieſer Malouin, ein bekannter Arzt (1701—1778), glaubte an die Medizin wie an die Gottheit. Er ſoll einen Kranken, der alle Pillen mit Begeiſterung ſchluckte, umarmt haben, indem er ausrief: „Sie ſind würdig, krank zu ſein!“

Bewegung 1768 angefangen hat. Die Tatsache steht erfahrungsgemäß fest. Das Problem ist jedoch in der Theorie sehr schwierig zu lösen. Ich überlasse es den Ökonomisten, es zu beweisen. Ich selber habe lange Zeit darüber nachgesonnen und glaube die Lösung halb und halb zu ahnen; sie folgt aus einem sehr schönen und sehr eigenartigen Lehrsatz, nämlich, daß in dem politischen Körper ein vollkommener Umlauf allen Geldes nur in vollen vier Jahren stattfindet. (Ganz wie in unserm physischen Körper, wenn ich nicht irre, zweihundert Herzschläge nötig sind um den Kreislauf allen Blutes zu vollenden.) Die Beweise für meine Theorie sind ebenso schön und beruhen auf einer sehr kühnen Berechnung. Aber seien Sie nur überzeugt: von dieser nationalökonomischen Wissenschaft haben die Herren Professoren keine blasse Ahnung.

Ein andrer Lehrsatz: Niemals werden die Getreide auf den Preis zurückgehen, den sie vor der Teuerung hatten. Diese Tatsache ist sicher, und das Problem ist gleich schwierig auf theoretischem Wege zu lösen. Aber Herr von Sartine wird nichts von Lehrsätzen wissen wollen, er wird Heilmittel von mir verlangen. Es gibt kein anderes, als hunderttausend Taler zu opfern, und mit Verlust zu verkaufen, entweder im Namen des Königs oder im Namen der Kronprinzessin, der man diese dem Pariser Volk erwiesene Wohltat zuschreiben würde. Dieser Verkauf, bei dem man wenigstens einen Taler am Malter verlieren muß, wird die Monopolinhaber zugrunde richten. Ich würde mich länger darüber auslassen, wenn man mich darüber befragte; aber Sie fürchte ich damit zu langweilen.

Ihre Tochter ist ebenso reizend wir ihre Mutter. Sagen Sie ihr, sie solle ihren Ring in Ehren halten; er hat durch Zauberkraft die Macht erhalten, gerade entgegengesetzt zu wirken wie der Ring der Arioſtischen Angelica. Dieser machte die Anwesenden unsichtbar, meiner macht die Abwesenden sichtbar; aber die Abwesenden haben immer unrecht.

Ich empfehle Ihnen meine Geschäfte, meine Rechnungen, meine Wohltaten, meine Rachepläne und meine Rückkehr nach Paris, wenn diese im Bereich des Möglichen liegt.

In bezug auf Linguet muß ich Ihnen ſagen — und es wäre mir ſehr lieb, wenn Voltaire und Linguet das erführen —, daß Voltaire ſich betreffs des Verfaſſers der Dialoge geirrt hat, wie nur ein großer Mann es kann. Seine Annahme, ſie ſtammten entweder von einer neuen und unbekannten Feder, oder von Linguet, iſt ein Genieſtreich auf kritiſchem Gebiet und zeugt von einem Taktgefühl, wie nur Voltaire ſichs leiſten konnte.

Ich ſchäme mich noch immer, daß ich Diderot nicht geantwortet habe und heut abend dem Baron nicht ſchreiben kann; aber ſobald mein trauriges Tribunal Ferien bekommt, werde ich auch mehr freie Zeit haben.

Behalten Sie mich lieb, laſſen Sie ſichs gut gehen! Vor allem keinen Nierengries mehr! Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir einige Einzelheiten über das Treiben meiner Freunde. Vergeſſen Sie nicht Saint-Lambert mein Kompliment zu machen über die leuchtende Sonnenwende, die ſeinen „Saisons“ zu teil geworden iſt.[1] Mußte in demſelben Heft Fréron Gutes von mir und Schlechtes von Saint-Lambert ſagen? Er tat es, weil er nicht fürchtet, daß ich jemals einer der Vierzig ſein werde, und weil Saint-Lambert es werden könnte. Tauſend Grüße an Madame d'Houdetot,[2] tauſend Grüße an tauſend liebenswürdige Leute. Leben Sie wohl.

---

[1]) Der Marquis war durch ſeine Liaiſon mit der Freundin Voltaires, der Marquiſe du Châtelet (der „belle Emilie“), bekannt worden, die, fünfundzwanzig Jahre älter als ihr Geliebter, an den Folgen eines Kindbettes ſtarb. Die zweite Leidenſchaft Saint-Lamberts galt der Schwägerin der Frau von Epinay, der Frau von Houdetot, für die auch Rouſſeau eine Neigung hegte. Das Gedicht „Les Saisons“, das dem Dichter die Aufnahme in die Akademie verſchaffte (1770), iſt heute vergeſſen; aber ſeine kleinen Poeſien ſind voll Witz und Grazie. Saint-Lambert ſtarb im Jahre 1803 in Paris. [2]) Eliſabeth Françoiſe Sophie de la Live, die Schweſter des Herrn von Epinay (1730—1813), eine der ſympathiſcheſten Edelfrauen des 18. Jahrhunderts. Sie hielt ihrem Geliebten Saint-Lambert bis zu deſſen Tod 1803 unverbrüchliche Treue. Der Leidenſchaft Rouſſeaus verdanken wir die ſchönſten Stellen der „Confessions“.

72.

An dieſelbe.

Genua, den 25. September.

Nein, Madame, ich dachte nicht, daß Sie krank wären. Ich dachte auch nicht, daß es nichts an mich zu ſchreiben gäbe, als ich mich des Vergnügens Ihrer Briefe beraubt ſah. Ich dachte nur, daß ich unglücklich war, und das iſt mein gewöhnlicher Gedanke und die Endgleichung all meiner Probleme. Dieſer ſelbe Gedanke läßt fürchten, daß die Leute, die den Verfaſſer der Dialoge belohnen und ihm danken ſollten, Schwierigkeiten machen werden, die ſie nicht machten, als es ſich um die Denkſchrift des Herrn Necker und um die ökonomiſtiſchen Zeitſchriften handelte. Es iſt wahr, dieſe ſind im langweiligen Stil[1] geſchrieben und ſtoßen niemals auf Schwierigkeiten; nur werden ſie nicht gekauft. Mein Troſt iſt, daß Herr de Sartine mir geſchrieben hat; er hat mir damit die größte Freude bereitet. Seine Liebe iſt mir lieber als die des Papſtes und meiner Geliebten, obgleich der eine mir Abteien, die andre mir ..... geben kann, während Herr von Sartine mir nichts geben kann; aber ich liebe ihn ſo, ſo ſehr, daß ich es Ihnen gar nicht ſagen kann. Nun, Herr von Sartine ſpricht nicht von Schwierigkeiten; er fürchtet einzig und allein für den Erfolg eines Werkes über einen Stoff, wofür der Enthuſiasmus ſehr erkaltet iſt. Es iſt richtig, ein Polizeiſtatthalter kennt ſein Paris; aber ich kenne als Reiſender Europa, und ich weiß, daß dieſe Frage noch viele Nationen intereſſiert. Ganz gewiß wird der Titel nicht zum Kaufen des Werkes anlocken, aber wenn nur dem Buche ein bißchen das Lob geſungen wird, ſo fürchte ich nicht, mir vorwerfen zu müſſen, daß ich einen Buchhändler ruiniert habe.

Wenn Sie die ‚ausgedehnte Subſtanz‘ unſerer Liebe ablehnen wollen, ſo habe ich nichts dagegen, da wir ja zweihundert Meilen von einander ſind. Der Arm könnte ſich ja ſoweit nicht

[1]) Anſpielung auf das Wort Voltaires: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux.“

ausſtrecken, ohne ſich zu verrenken; aber wir wollen ſie nicht aus unſeren Briefen verbannen; die ſollen länger ſein als die Faſtenzeit.

Ihr Brief von dieſer Woche iſt reizend. Er enthält die Nachrichten, die ich haben wollte, er ſagt mir alles, was ich gern höre. Erſparen Sie ſich im allgemeinen die Nachrichten, die man in den Zeitungen findet; daher keine Schalotten, nichts von Chalotais. Ich werde das im Courier von Avignon[1] leſen (heut von Monaco), der wirklich ſehr intereſſant iſt; doch würde er z. B. das ‚Pamphlet' von Voltaire,[2] für das ich Ihnen unendlich danke, nicht vollſtändig abgedruckt haben. Es hat hier weit mehr Leſer gefunden, als Sie ſich denken können; Voltaire findet ſelbſt unter den Bettelmönchen der Kapuziner zahlreiche Leſer. Der Marquis Lomellino, der ein guter Leſer und guter Beurteiler iſt, findet jedoch, daß Voltaire großes Unrecht hat, wenn er ſagt, daß die Langeweile durchaus nicht notwendig ſei zur ewigen Seligkeit. Er glaubt, im Gegenteil, daß ſie allein von Wert iſt, und er fügt den zehn Seligpreiſungen die elfte hinzu, indem er ſagt: Beati caecati quoniam ipsorum est regnum calorum. Selig ſind, die Langeweile leiden, denn ihrer iſt das Himmelreich. (Allerdings gibt es eine Variante, die ſagt regnum coelorum,[3] das Königreich der Blinden; aber Maldonat[4] glaubt, dies ſei eine Verfälſchung, die die alten Philoſophen aufgebracht haben.)

Es tut mir leid, daß unſer reizender Marquis de Roquemaure nur Zeit übrig hat, um ſie zu verlieren, und keine Augen, um ſie zu behalten. Welch ein Korreſpondent wäre das geweſen! Der hätte mir Schwung gegeben. Übrigens hoffe ich doch, er wird mir von Zeit zu Zeit einen Brief ohne Sinn und Verſtand und doch voll von guter Philoſophie ſchreiben. Er wird mir ein Balſam ſein für die Leiden der Abweſenheit.

Ich umarme den teuren Philoſophen gerade im Augenblicke,

---

[1]) Konkurrenzblatt der „Gazette de France", das zweimal (1733—1741 in der Woche erſchien und im Dienſte der Jeſuiten ſtand. Als die Franzoſen Avignon beſetzten, wurde die Zeitung in Monaco gedruckt (1769—1775). [2]) Vielleicht das Pamphlet „Dieu et les hommes", von dem Galiani weiter unten ſpricht. [3]) Math. 5,3: Beati pauperes spiritu, quoniam ipsorum est regnum coelorum. [4]) Berühmter ſpaniſcher Jeſuit (1534—1583), Verfaſſer eines Evangelien-Kommentares (1596).

wo er durch das Tor Saint-Denis eintritt;[1] das ist mein Wunsch. Himmlische Götter, könnt ihr zulassen, daß ich nicht mehr in Paris bin? Jawohl! Sie haben andere Grausamkeiten zugelassen! Sie verstehen ihre Geschäfte sehr schlecht. Grausamkeit führt endlich zum Abfall.

Leben Sie wohl, meine schöne Dame, meine liebe Dame, meine unvergleichliche Dame. Schreiben Sie mir immer durch meinen Gesandten, solange ich Ihnen keine gegenteilige Nachricht gebe. Gedenke bald von hier abzureisen und mich noch weiter von Ihnen und allen meinen Freunden zu entfernen; merken Sie wohl auf dies Wort: allen. Aber ich bin ja erst vierzig Jahre alt und habe vorm Reisen keine Angst. Werde ich denn so bald sterben, daß ich Sie nicht wiedersehe? Nein, mein Herz sagt mir das Gegenteil. Leben Sie wohl.

73.

An dieselbe.

Neapel, den 29. September 1770.

Da bekomme ich eine Nr. 23, die den Teufel nichts taugt! Sie haben schlimmes Kopfweh, Merlin hat sich die Möbel pfänden lassen, und Sie haben nicht die Kraft, mit mir zu plaudern. Warten wir also Nr. 24 ab. Inzwischen bitte ich Sie (falls welche zu haben sind), ein Exemplar der Dialoge auf meine Kosten zu kaufen, und es an Herrn de la Reynière zu schicken, der es in meinem Namen dem Abbé Grimod geben wird. Das ist ein alter Freund von mir, dessen Bibliothek ich bereichern soll. Ich erhielt aus Paris ein Werk, betitelt: Analytischer Versuch über den Reichtum und die Steuern.[2] Es bekämpft die Ökonomisten. Dieses Buch hat mich an den von Rabelais mitgeteilten Disput erinnert, den Panurg durch Zeichen

[1]) Grimm hatte mit Diderot eine Badereise nach Bourbonne gemacht.
[2]) „Essai analytique sur la richesse et sur l'impôt." Der Verfasser dieser Schrift, die in London 1767 in einem mehr als 400 Seiten starken Oktavbande erschienen, ist L. F. Graslin, der darin die Ideen der Ökonomisten

und Geſten mit einem Unbekannten führte,[1] und die ich immer für den beſten Scherz dieſes ſeltſamen Genies gehalten habe. In Wahrheit iſt es ebenſo dunkel, ebenſo hohl wie die Ökonomiſten. Es bekämpft, ohne etwas zu verſtehen, Leute, die ebenſowenig verſtehen. Das macht mir Spaß. Ich ſinne jetzt bei mir ſelbſt über die Theorie der Steuern nach. Ich ſchreibe dies Buch; es iſt gut. Ich ſtelle feſt, daß wir Könige, Päpſte und Steuern haben, weil wir keine Auſtern ſind. Wenn wir Auſtern wären, alſo keine Arme und Beine hätten, ſo könnten wir nur für uns ſelbſt arbeiten. Man könnte uns wohl eſſen, uns aber nicht dazu anhalten, für andere zu arbeiten. Alſo wird jedes Volk, das ſich Arme nnd Beine abſchneidet, zu einem Volk von Auſtern und wird ſteuerfrei ſein. Alſo iſt die Faulheit, die uns in Auſtern umwandelt, das wahre Heilmittel gegen die Steuer. Alſo iſt die Steuer, die unſere Arme und Beine munter macht, das wahre Heilmittel gegen die Faulheit. Alſo ſteht der Fleiß eines Volkes im Verhältnis zu ſeinen Steuern. Alſo kann, da das menſchliche Glück weder in übermäßigem Müßiggang, noch in übermäßiger Tätigkeit beſteht, das Glück weder im Nichtvorhandenſein, noch im Übermaß der Steuern beſtehen. Alſo wird die Steuer, die uns Arme und Beine bindet, uns mehr hinderlich ſein, als die, die ſie uns freiläßt, und wird weniger einbringen.

Alſo wird uns die Verzehrungsſteuer weniger läſtig ſein und mehr einbringen, als die Steuer, die auf der Arbeit des Landbebauers oder des Handarbeiters laſtet.

Erwarteten Sie eine ſolche Menge Alſos? Sind Sie erſtaunt über dieſe unglaubliche Entwicklung? Letztes Alſo: Alſo faſeln die Ökonomiſten. Leben Sie wohl. Behalten Sie mich lieb.

---

und beſonders die „Théorie de l'impôt“ des Marquis von Mirabeau bekämpft. (Corr. litt. VII, p. 468). [1]) Anſpielung auf den Streit Panurgs mit dem Engländer, im 19. Kapitel des „Pantagruel“: „Comment. Panurg feist quinaud l'Angloys, qui arguoit par signe.“

74.

Frau von Epinay an Galiani.

La Briche, den 29. Oktober 1770.

Nein, wahrhaftig, seit dem Pechvogel im Märchen, wie Madame Geoffrin die unglücklichen Leute nennt, ist so etwas wie mein Abenteuer der letzten Woche noch nicht dagewesen: Das Pech ist so groß, daß man sich darüber totlachen muß.

Ich erhalte morgens die Nachricht, daß ich durch Schuld meines Notars oder jedenfalls durch seine Nachlässigkeit mich gezwungen sehe, eine Zahlung von zehntausend Livres zu machen, auf die ich nicht rechnete, und von denen ich keinen Sou besitze; und zwar im Laufe von acht Tagen. Ich lasse die Pferde anspannen und fahre nach Paris. Ich finde die Sache unmöglich. Zehntausend Francs, jetzt! Ich komme nach meinem Hause; während man die Pferde wechselt, fällt es mir ein, einen Schrank zu öffnen, in dem ich all meine Vorräte während der Ausbesserungsarbeiten im Hause verschlossen hatte. Die Mäuse hatten sich ebenfalls dahinein geflüchtet und hatten sich so gut unter den genannten Vorräten eingerichtet, daß von zwanzig Konfiturentöpfen und vier Zuckerhüten keine Spur, aber rein nichts geblieben war. Ich fluche, das tröstet; ich lasse Mäusefallen stellen; damit hätte ich anfangen sollen, aber es sind noch Wäsche und Bücher da, die muß man doch schützen. Ich steige wieder in den Wagen und stürze fort, mir immer wieder zurufend: Geld! Geld! Verliert da nicht ein Pferd ein Eisen und müssen wir nicht eine Stunde an eines Hufschmieds Tür halten! Ich kann immer mit den Zähnen knirschen, den Vorübergehenden die Zunge herausstrecken, darum komme ich nicht weiter vorwärts. Schön, ich fahre also überall herum und bekomme kein Geld, habe im Gegenteil welches verloren, denn (ich glaube, ich schrieb Ihnen das schon) als ich in mein Haus trete, bemerke ich, daß ich meine Börse mit fünf Louis darin verloren habe, desgleichen einen goldenen Ring. Ich habe sie überall gesucht, wo ich gewesen war; sie ist verloren, unrettbar.

Ich kehre nach der Briche zurück, von Kälte, Anſtrengung und Ungeduld erſchöpft, und als ich dort ankomme, da zerbreche ich meine Uhr. Oh, meiner Seel! Ich bin ohne Abendeſſen zu Bett gegangen, denn ich hatte Furcht beim Eſſen zu erſticken. Ich frage Sie, Abbé, ob ſo etwas je ſchon dageweſen iſt.

Ein andrer Unfall, der auch zum Totlachen iſt, weil er keine weiteren Folgen haben wird, iſt der Ihres reizenden Marquis; er leidet an einem Fluß, infolgedeſſen ihm das halbe Geſicht angeſchwollen iſt, aber auf ſo komiſche Art, daß ich mein Lebtag keine lächerlichere Anſchwellung geſehen habe; er hat es mir auseinandergeſetzt, daß bei ihm nie etwas iſt wie bei anderen Leuten. Er ſchrieb mir von ſeinem Unwohlſein: „Kommen Sie zu mir," ſagte er, „Sie werden mein Geſicht nicht ſo grade finden, wie mein Urteil," und, wahrhaftig, er hat eine ſehr ſonderbare Art, beiſeite zu ſprechen. Ich wollte ihn im Gegenteil überzeugen, daß ſein Geſicht das getreue Abbild ſeiner Unterhaltung wäre. Nichts iſt zuſammenhängend, alles kommt ſtoßweiſe hervor; aber davon wollte er nichts wiſſen. Übrigens haben die Breiumſchläge Wunder bewirkt, und unaufhörlich behauptet er, ſchon wieder wie ein anderer Menſch auszuſehen. Wenigſtens wird er bald geheilt ſein.

Ach! welch' prächtige Alſos haben Sie mir geſchickt! Es iſt unglaublich. Grimm iſt rein närriſch darüber. Ich habe Gelegenheit an Voltaire zu ſchreiben und will ſie ihm ſchicken. Er iſt noch immer berauſcht von Ihrem Buch, ich will, daß er Sie rächt für das Stillſchweigen der anderen, die nicht ſchweigen dürften. Ich habe ihn ein bißchen vernachläſſigt, will mich aber wieder daran machen, ihm zu ſchreiben, und ich will ihm den Kopf warm machen. Schreiben Sie mir Ihrerſeits etwas zu ſeinem Lobe, das werde ich ihm ſchicken. Ach! Was er macht, wird wenigſtens bleibend ſein. Die Beleidigungen werden vorübergehen, aber ſeine Worte und Ihr Buch nicht. Er hat neulich an Grimm geſchrieben und ſagt: „Ich bin der geduldige Hiob, aber ich hatte auch Freunde, die mich auf meinem Düngerhaufen tröſten kamen, und die mehr wert ſind als die Freunde dieſes Arabers." Dann ſpricht er von d'Alembert und Herrn de Condorcet: „Sie haben mir geſagt, und das wußte ich ohne

ſie, wie ſehr die Welſchen gegen die Philoſophie wüten. Jetzt iſt der Zeitpunkt da, um der Philoſophie zu ſagen, was man den Häſchern ſagte, und was St. Johannis den Chriſten ſagte: „Kindlein, liebet euch unter einander, denn wer zum Teufel liebt euch ſonſt?“

Ich hatte in dieſen vergangenen Tagen Gelegenheit, mit verſchiedenen Perſonen zu plaudern, von denen einige aus der Provinz kamen, andere von ihren Landgütern; einige von der Grenze, andere aus dem Inneren: ſie reden nur von Hungersnot, Teuerung, Monopol. Ich habe ſie tüchtig ausgefragt, und folgendes iſt ungefähr das Ergebnis ihrer Mitteilungen. Nichts von all dem wird Ihnen vielleicht neu ſein; aber ich ſage Ihnen lieber Überflüſſiges, als daß ich eine Tatſache auslaſſe, die Sie intereſſieren könnte.

Dieſe wirklichen oder künſtlich hervorgebrachten Getreideteuerungen traten plötzlich auf und das Heilmittel gegen ſie kommt immer ſpät. Um das Monopol, von dem ſie mir ſprachen, recht zu verſtehen, muß man wiſſen, daß in ihren Provinzen und in den umliegenden Provinzen zwiſchen Eigentümer und Pächter — und zwar im Béarn und in der Guyenne ſo gut wie in der Champagne — folgender Vertrag gilt: der Pächter liefert dem Eigentümer als Pachtzins ſeine Erzeugniſſe; hat er bezahlt, ſo verkauft er den Überſchuß ſeines Korns, um ſeine Bedürfniſſe zu decken, er behält nicht einmal das Saatkorn, ſondern kauft dies, wenn es ſo weit iſt, auf dem nächſten Markt. Das ganze Jahr über lebt er von der Hand in den Mund. Er iſt ſo belaſtet, ſo arm (ausgenommen im Béarn), daß er's nicht anders machen kann. Diderot hat mir verſichert, was man mir von den Landbewohnern geſagt hätte, gelte, wenigſtens in ſeiner Provinz, auch für den größten Teil der Stadtbewohner. Den Reſt meines Briefes diktiere ich, denn ich will nicht die Poſt verſäumen, und ich bin müde.

Nach dem, was ich Ihnen ſoeben ſagte, ſehen Sie, daß alles Getreide vom Lande auf den Kornböden einer kleinen Anzahl von Stadtbewohnern liegt. Um nun den Landbewohner, einen großen Teil der armen Stadtbewohner Hungers ſterben zu laſſen, ſogar den reichen oder wohlhabenden Einwohner zugrunde zu richten, wenn er habgierig iſt, geht man folgender-

maßen vor: Man wendet sich an diesen letztern, man kauft sein Getreide zu jedem Preise; im Maße wie die Käufe zunehmen, steigt der Preis. So muß man also schnell und im geheimen kaufen. Wenn die Käufe abgeschlossen sind, hält man die Kornböden geschlossen, und überall erhebt sich Hungersnot; man macht sich sofort den Schrecken, den Tumult, den unmäßigen Preis der Lebensmittel zu nutze, der die Habsucht des Reichen anreizt; man stellt Getreide im Übermaß zur Schau, man bietet es zu einem Preise an, der zwischen dem des Einkaufs- und dem augenblicklichen Marktpreis die Mitte hält — was sehr, sehr anständig aussieht — und all das Getreide kehrt in die Kornböden derer zurück, die es verkauft hatten. Sofort erscheint wieder Überfluß, und das Getreide geht auf seinen ersten niedrigen Preis zurück; man läßt es darauf einen Augenblick, dann fangen die vielen heimlichen Käufe wieder an. Die Speicher schließen sich wieder, und die Teuerung beginnt von neuem, und so wiederholt sich dasselbe Manöver. Auf diese Art hat man in diesem Jahr in mehreren Städten drei Teuerungen und dreimal Überfluß erlebt. Dies hat zu einer ziemlich sonderbaren Erscheinung geführt, nämlich, daß Besitzer ruiniert worden sind, nachdem sie dreimal hintereinander ihr selbes Getreide zu sehr hohem Preise verkauften. Das geschah, weil es nicht leicht ist, die wirkliche Teuerung von der künstlich hervorgebrachten zu unterscheiden, weil zu viel Hindernisse eintreten, durch die man sich täuschen kann; weil der plötzliche und sofortige Gewinn zur Spekulation verführt ꝛc. Man hat mir all dies als Tatsachen angeführt, ich bürge Ihnen nicht dafür, denn mir, die ich nicht sehr viel von diesen Sachen verstehe, mir scheint es unmöglich, daß dieses Manöver dreimal hintereinander glücken kann, denn der Mittelpreis, zu dem man dieses Getreide, das schon einmal verkauft war, wieder gekauft haben wird, wird zu hoch werden, als daß nach dem zweiten Verkauf noch ein Überfluß da sein könnte, oder wenigstens werden die Preise immer hoch sein, und man verkauft mit Verlust nur das Überflüssige und nicht das Notwendige. Verstehen Sie mich, Abbé? Habe ich unrecht oder recht? Ich halte auf, denn dies Thema könnte beinahe metaphysisch werden.

Ich muß Ihnen Rechnung ablegen über Ihren Auftrag.

Ich habe eines Ihrer Exemplare zum Einbinden gegeben; morgen ſoll es mir gebracht werden, und übermorgen wird es als Ihre Gabe in der Bibliothek des Abbé Grimod ſein.

Der analytiſche Eſſay über Reichtum und Steuern, von dem Sie mir ſprechen, iſt vielleicht vom Grafen Lauraguais? Es erſcheint ein Buch von ihm, das ich noch nicht geſehen habe, und das man mir verſprochen hat. Er zieht darin die Ökonomiſten und Panurg in den Schmutz, nicht den Panurg von Rabelais, ſondern unſern: er ſpricht darin von Ihnen lobend und kritiſierend. Ich hätte es ſchon, wenn es nicht verboten wäre; ich brauchte Protektion dazu, und trotzdem habe ich es noch nicht erlangen können.

Ich kehre morgen nach Paris zurück, meine Hausreparaturen ſind beendet, und ich ſage der Briche Lebewohl ohne Barmherzigkeit und ohne Wiederkehr. Sie iſt vermietet auf neun Jahre, ohne Vorbehalte, und wer weiß, ob ich in neun Jahren noch auf der Welt bin? Übrigens iſt ſeit acht Tagen ein Wetter, das prachtvoll geeignet iſt, um das Land ohne Bedauern zu verlaſſen: beſtändige Regengüſſe, unerträgliche feuchte Kälte. Aber ich fühle mich wohl, und wenn ich Ihnen ſchreibe und Ihre Briefe empfange, mein lieber Abbé, ſo bin ich ganz ſo zufrieden, als ob ich meine zehntauſend Francs gefunden hätte, als ob meine Konfituren nicht aufgefreſſen wären, als ob mein Pferd nicht ſein Eiſen verloren hätte, als ob ich meine Börſe nicht verloren hätte, als ob ich meine Uhr nicht zerbrochen hätte. Nach der Geſchichte meiner ſechsundzwanzig Mißgeſchicke fehlte mir nun nichts weiter, als dieſe Woche auch keinen Brief von Ihnen zu bekommen. Ich halte mich an Fontainebleau, und hoffe morgen, wenn ich ankomme, einen vorzufinden. Leben Sie wohl, mein lieber Abbé, ich umarme Sie.

75.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 13. Oktober 1770.

In der vergangenen Woche habe ich Ihren Brief nicht zur Zeit bekommen, um darauf antworten zu können. Überdies ſind

es ſchon drei oder vier Wochen, daß Ihre Briefe mich nicht mehr elektriſieren. Niemand ſchreibt mir mehr aus Paris. Sie ſelbſt laſſen drei Viertel meiner Fragen unbeantwortet; ich bitte Sie, meine Briefe nochmals durchzuleſen, und Sie werden ſehen, daß ich recht habe. All das verſetzt mich in eine Hundelaune. Dazu noch Merlin und die Konſuln! Sie werden einſehen, in welcher Niedergeſchlagenheit und Trauigkeit ich mich befinden muß, da ich ſehe, daß Paris mich verläßt und vergißt und mich zwingen will, es zu vergeſſen. Bis zu dieſer Stunde lebte ich nur in Paris und für Paris; aber ohne zahlreiche Briefe all meiner Freunde kann ich mir das nicht vorſtellen und mich nicht für dieſe unerſetzbare Geſellſchaft entſchädigen. Sie wünſchten, daß ich den ‚Radau' vollende. Ich glaube es iſt nichts mehr daran zu vollenden. Ein Scherz muß kurz ſein. Sie haben nicht den vollen Genuß daran haben können, weil Sie das Buch Intérêt général, das den Scherz parodiert, nicht hatten. Kaufen Sie es, bitte. Sicherlich wird die Auflage nicht vergriffen ſein. Sehen Sie, vergleichen Sie, und dann lachen Sie! Aber, die Wahrheit zu ſagen, ich weiß nicht, ob man den Scherz noch weiter treiben ſoll. Nichts würde mir leichter ſein, aber ich fürchte, es wird monoton. Außerdem blutet mir noch immer das Herz über die Beleidigungen, die man meinen Dialogen zufügte, und ich zöge eine Ehrenrettung von Herrn de Sartine oder dem Abbé Terray einer lärmenden Rache an einer Herde von Ökonomiſten vor, die man in einem Speichel ertränken kann, die aber dennoch eine mächtige Sekte und vielleicht eine Religion bilden werden, weil ſie traurig und abgeſchmackt und ein kleines bißchen jenem Aufruhr geneigt ſind, der, wie man ſagt, die Gleichheit der Stände wieder herſtellen ſoll.

Sie wollen einen ſchönen Karneol (nichts iſt ſo leicht), aber Sie wollen ihn antik (und nichts iſt ſo ſchwer). Sie wiſſen daß ich einen ſolchen ſeit fünf Jahren ſchon Diderot verſprochen habe, aber noch nicht Gelegenheit hatte, ihn aufzufinden. Ich werde jedoch danach ſuchen, und in der folgenden Woche werde ich Ihnen ſagen, welche Fortſchritte ich gemacht habe.

Sie haben mir nichts vom Marquis erzählt, der auf der Bühne zu la Chevrette, in der Aufführung der Prétentions

des Chevalier de Chastelux eine Amazone spielte.[1] Gott behüte meinen lieben Freund Chastelux vor einem neuen Degenstoß;[2] aber dieser Titel des Stückes macht mich zittern. Er wird sich Händel zuziehen wegen der Menge von schlechten Bonmots, die man, wie nun einmal die Gesellschaft von Lutetia ist, darüber machen wird. Wie leicht ist es in dieser holprigen Welt, sich den Hals zu brechen!

Erzählen Sie mir etwas von Grimm und Diderot. Was treiben sie? Fragen Sie Grimm nach Nachrichten über meinen lieben Fürsten von Sachsen-Gotha. Der Baron von Gleichen ist in Florenz;[3] aber es scheint (wie Abbé Raynal zu Madame Geoffrin sagen würde), daß schreckliche Revolutionen in Dänemark vorgehen.[4]

Man sagt, Sie wollen Krieg führen. Ihre Zeitungen erwähnen nichts davon; aber Ihre königlichen Staatspapiere künden es zur Genüge an. Wenn Frankreich Krieg führt,[5] so würde ich

---

[1]) Herr von Magnanville, königlicher Schatzbewahrer, verbrachte die schöne Jahreszeit im Schlosse La Chevrette, das früher der Frau von Epinay gehört hatte. Hier wurden von den Freunden des Hauses Gesellschaftskomödien aufgeführt. Der Chevalier de Chastelux ließ hier drei seiner Stücke spielen: „Les amants Portugais" in einem Akt, „Les Prétentions" in drei Akten, und eine Nachahmung von „Romeo und Julia" von Shakespeare. [2]) Der Chevalier hatte sich in Calais mit einem Offizier geschlagen, der aus seinem Regiment ausgestoßen worden war. Er trug drei Wunden davon. Auf dem Heimwege sagte der Offizier zu seinem Obersten: „Herr Chevalier, Sie können, wie mir scheint, sehr gut gehen! Ich glaube, wir können wieder anfangen." „Sehr gerne," entgegnete der Chevalier. Der Zweikampf beginnt aufs neue, Chastelux entwaffnet seinen Gegner, setzt ihm die Spitze seines Degens an die Kehle und sagt: „Ich könnte Sie töten, mein Herr; aber ich schenke Ihnen das Leben, das Sie nicht verdienten. Gehen Sie, Sie sind ein Feigling." [3]) Auf dem Wege nach Neapel, wo er Ende November eintraf; er überreichte dem König sein Beglaubigungsschreiben als Gesandter am 2. Dezember. [4]) Am 13. September 1770 war der Graf von Bernstorff von Struensee gestürzt worden, der von da an als allmächtiger Günstling herrschte. Von dieser Zeit an datiert die Reform des Staatswesens im Sinne der Aufklärung, wodurch Struensee Adel, Geistlichkeit und Volk gegen sich aufbrachte. Er wurde am 17. Januar 1772 durch eine feindliche Adelspartei, an deren Spitze die Königin Mutter Juliane Maria stand, gestürzt, des verbrecherischen Umgangs mit der Königin Karoline angeklagt, am 6. April als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt und 22 Tage darauf enthauptet. [5]) Wegen des Zwistes zwischen Spanien und Frankreich, der wegen der Falklandsinseln ausgebrochen war.

darauf wetten, daß er glücklich ausgehen wird, weil Ihr Land alles bar bezahlen wird, denn von Kredit iſt nicht mehr die Rede.

Schreiben Sie mir lange Briefe, wenn es wahr iſt, daß Sie mich lieb haben. Ich verſichere Ihnen, ich habe in Neapel kein anderes Vergnügen, als im Geiſte nicht hier zu ſein. Wenn wir leben, ſo werden wir uns unfehlbar wiederſehen, und ich möchte wetten dies wird keine ſechs Jahre mehr dauern.

Leben Sie wohl, ſchöne Frau. Warum ſchreibt mir eigentlich Schomberg nicht? Erinnert ſich Madame d'Houdetot meiner noch? Weiß Herr de Saint-Lambert, daß ich ihn immer noch liebe? Was macht Madame Geoffrin? Sie hat einen peſtkranken König[1] und einen zähneverlierenden und gelangweilten kleinen Abbé zum Freund, den einen in Polen, den andern in Neapel. Und das alles macht ihr gar nichts aus, darauf möchte ich wetten. Leben Sie wohl.

76.

Frau von Epinay an Galiani.

Auf der Briche, auf dem Wege, in Paris, überall wo ich Feder und Tinte finde. Vom 3. November 1770 bis zum 10., wo dieſer Brief abgehen wird.

Wie er ins Zeug geht, dieſer kleine Abbé! Man könnte ihn für einen Ephemeriſten halten, ſo ungerecht und lärmend iſt er in ſeinem Brief vom 13. Oktober, den ich ſoeben erhielt. Was wollen Sie von mir? Ich ſchrieb Ihnen regelmäßig jede Woche und ließ darüber alles liegen. Welcher Pariſer oder welche Pariſerin tut ſo viel? Drei Wochen hintereinander elektriſiere ich Sie nicht mehr? Das iſt ja eine ſchöne Neuigkeit, die Sie mir da mitteilen! Aber am meiſten bin ich eigentlich darüber erſtaunt, daß einige meiner Briefe dieſe überraſchende Wirkung auf Sie hervorbrachten. Wer, zum Kuckuck, kann Geiſt und Phantaſie einmal wöchentlich genau zum Poſttag haben? Ich

[1] Staniſlaw Poniatowski (1732—1798), der am 7. September 1764 zum König von Polen erwählt worden war und von Frankreich und Rußland mit ſcheelen Augen angeſehen wurde.

ſchreibe Ihnen alles, was mir durch den Kopf geht; ich ſchreibe Ihnen, weil ich Sie lieb habe, und weil ich Sie gern an mich erinnere; es iſt nicht meine Schuld, wenn die andern Ihnen nicht ſchreiben; Sie müſſen nicht mit mir darüber zanken, ſonſt ſage ich Ihnen wie jene Nonne: Ach! ehrwürdiger Vater, wenn Sie nicht mit mir zufrieden ſind, ſo gehen Sie nebenan ſchlafen. Das iſt bei uns ein Sprichwort, und will ſagen: Gehen Sie zum Kuckuck! Warten Sie — man ruft mich, um nachzuſehen, ob mein Wein gut verpackt iſt, ich komme gleich wieder .... Da bin ich.

Sie ſagen ferner, ich antwortete nicht auf die Hälfte Ihrer Briefe. Es kann ſein, daß ich noch nicht auf die geantwortet habe, die ich noch nicht bekommen habe und die unterwegs ſind; aber ich habe vom Monat Auguſt 1769 bis zum 13. Oktober 1770 keinen Satz unbeantwortet gelaſſen. Bedenken Sie, daß im Augenblick, wo ſie meine Briefe empfangen, es Antworten auf Fragen ſind, die ſechs Wochen zurückliegen, und daß ich Ihnen niemals ſchreibe, ohne Ihre Briefe zur Hand zu haben. Zum Beiſpiel ſchreibe ich Ihnen jetzt auf einem Damenbrett, auf dem der Marquis geſtern eine Partie Schach verlor. Ich habe die Füße auf einem Lehnſtuhl, weil ich keinen Tiſch mehr hier habe. Auf dieſem Lehnſtuhl liegen Ihre drei letzten Briefe, Schlüſſel, zu bezahlende Rechnungen, ein Säckchen Geld, aus dem man unglücklicherweiſe ſo oft ſchöpfen kommt, daß es bald leer ſein wird; und trotzdem gehöre ich im Augenblick ganz meinem Abbé, ohne geringſte Ablenkung, weil ich — noch einmal ſei es geſagt — ihn von ganzen Herzen, ganzer Seele, aus all meinen Kräften lieb habe .... Ah, welch ein Höllenſabbath! Nun ja doch! Ja! Der Karren ſoll abfahren, ſoll zum Teufel gehen, man kann meine Pferde davor ſpannen! .... Ich ſagte Ihnen alſo, um Ihnen meine Pünktlichkeit zu beweiſen, daß ich nicht früher über die von Ihnen gewünſchte Genugtuung antworten konnte; meine letzten Briefe ſprechen eingehend davon.

Den Grafen Schomberg habe ich nicht geſehen, er iſt in Fontainebleau; Diderot iſt im Grand-Val[1] bis zum St. Martinstage: weil er verſprochen hat, hier zu ſein, ſo mußte er natürlich

[1]) Das berühmte Schloßgut des Barons von Holbach.

anderswo ſein. Der Mann mit dem Strohſeſſel, der ſicherlich kein Strohmann iſt, ſchreibt immer viel mehr als alle andern. Er führt ein Sträflingsleben, und iſt trotzdem abends, wenn er von ſeinem Dachſtübchen herunter kommt, immer gleich luſtig. Er hat Sie gern, er ſagt Ihnen tauſend zärtliche Dinge, und hat unglücklicherweiſe nicht die Zeit, ſie Ihnen ſelbſt zu ſagen. Dem Fürſten von Gotha geht es gut; aber es iſt ein Jahrhundert her, ſeit er geſchrieben hat, er hat für den Empfang der Prinzeſſinnen von Wales und anderer große Hoffeſte gehabt. Herr de Saint-Lambert hat Sie noch immer ſehr aufrichtig lieb, wie ich vermute; denn er ſpricht von Ihnen immer mit der gleichen Wärme, die Sie an ihm kennen. Die Gräfin d'Houdetot findet Sie reizend; aber Panurg iſt ein ausgezeichneter Geiſt von bewunderungswürdiger Logik, und ſie liebt die Logik ſehr.

Übrigens habe ich ſeit einem Monat keinen Menſchen geſehen und führe ein Leben nach meinem Herzen und Geſchmack; ich neige ja ein bißchen zur Menſchenſcheu. Ich ſchwöre Ihnen, außer drei oder vier Perſonen, von denen ich mich niemals ohne Schmerz trenne, kann ich alle Menſchen ſehr leicht entbehren. Ich fliehe zwar die Welt nicht, aber ich bedarf ihrer nicht; ich bedarf nur meiner Freunde.

Ich leſe noch einmal durch, was ich Ihnen geſchrieben habe; es iſt fürchterlich; verbrennen Sie es. Ich muß abreiſen, ich werde fortfahren, wenn ich angekommen bin; aber verbrennen Sie's nur immer.

Den 6. in Paris.

Eine Schmutzwohnung, ein Lärm, eine Kälte! Ach, Sie haben keine Ahnung von den Mißgeſchicken, die mich umgeben. Ich bin ſchon einmal vergangene Woche in Paris geweſen, um mich häuslich niederzulaſſen. Der Malergeruch hat mich vertrieben; aber jetzt bin ich da und muß, ohne Barmherzigkeit, bleiben. Der Abbé Grimod hat von Ihnen ein gebundenes Exemplar der Dialoge; das iſt abgemacht, alſo ſprechen wir nicht mehr davon. Nächſte Woche werde ich Ihnen über Nicolai und Gatti ſchreiben. Der von Ihnen mir empfohlenen Perſon werde ich ſagen laſſen, ſie könne zu mir kommen. Verlaſſen Sie ſich auf meine Pünktlichkeit und meinen Eifer.

Wie kommen Sie denn darauf, daß ich über den ‚Radau' nicht hätte lachen können? Ich habe meine Ordre essentiel des Sociétés so gut im Kopf, daß ich all denen, die die Anspielungen nicht merkten, die betreffenden Stellen zitiert und ins Gedächtnis zurückgerufen habe. Es ist die scherzhafteste, originellste, blutigste Satire, die jemals geschrieben worden ist. Wir alle sind der Meinung, daß Sie, ohne den Scherz allzusehr auszuspinnen, doch noch den eigentlichen ‚Radau' behandeln müssen, eben den, der am 30. Mai stattfand; wir erwarten wenigstens ein Kapitel. Unterzeichnet: der Philosoph, der Strohstuhl und Ihre Dienerin. — So ist unsre Meinung und unser Wille.

Das Buch des Grafen Lauraguais[1] ist zum Totlachen; ich schicke es Ihnen; obgleich er Sie kritisiert, wird er Ihnen doch viel Spaß machen. Da es nur eine kleine, sehr kleine Broschüre ist, so habe ich Lust, sie Ihnen mit den Zeitungen bis Rom durchschmuggeln zu lassen. Ich werde sehen, ob ich irgend ein anderes Mittel ausfindig machen kann, um sie Ihnen zuzustellen. Die Ökonomisten sind darin recht drollig verlästert.

Madame Geoffrin ist immer dieselbe, gut, vortrefflich und originell, wie das Genie es immer ist. Ich sehe sie nur, wenn ich ihr zufällig einmal begegne, wie Sie wissen. Es geht ihr vorzüglich. Warum sie mich nicht mag, das ist auch eins von den Rätseln, die ich niemals lösen konnte; denn ich müßte ihr doch gefallen, weil ich immer nur in Ruhe beobachte, nie jemand zu verdunkeln oder auszustechen suche, kein Vermögen habe, kein Haus mache, nicht dumm, nicht eroberungslustig bin. Es ist sonderbar.

Soll ich Ihnen von dem Werk erzählen, das Buffon soeben über die Vögel veröffentlicht hat? Ich, eine Frau, die nichts weiß, überhaupt eine Frau — das ist recht kühn! Schadet nichts, ich will Ihnen ganz, ganz leise ins Ohr sagen, was ich davon denke. Ich fürchte, das Buch enthält mehr Dichtung als Wahrheit. Nach seiner ersten Abhandlung über den Menschen ist dieser das erste und vollkommenste aller Tiere.

---

[1]) „Lettre de M. le C*** de L*** à M. Dupont" (1770), eine Antwort auf einen Artikel Morellets in den „Ephémérides", in welchem der witzige Graf auch Galiani einige Hiebe versetzt.

Seiner Abhandlung über die Vierfüßler merkt man an, daß er die größte Luſt hatte, ſie, wenn nicht über den Menſchen, ſo doch neben ihn zu ſtellen. Erinnern Sie ſich, wie er es nur dem Zufall zuſchreibt, daß er ihm das Weltſzepter in die Hand gab? Jetzt ſagt er, in dem Buch über die Vögel, daß ſie dank ihrem Geſicht, dem vollkommenſten ihrer Sinne, und die Vierfüßer dank ihrem Geruch, beide Leiſtungen vollbringen, die weit über dem ſtehen, was der Menſch jemals leiſten kann. Die Vögel alſo haben vor dem Menſchen den Vorzug des Fliegens, des Geſichts, der Fortpflanzungsfähigkeit und Wahrnehmungen von gewiſſer Art. Die Vierfüßler haben die Vorzüge des ſchnellen Laufes, des Geruchs, der körperlichen Kraft und Wahrnehmungen von gewiſſer Art. Es bleibt den Menſchen nur Gefühlſinn, Geſchmack und Vernunft. Aber hierauf geht er noch weiter nachdem er in jedem Weſen die Produkte des einfachen Gefühls verglichen und den Urſachen der Verſchiedenheit des Inſtinkts nachgeſpürt hat, findet er nach ſeiner Behauptung, daß ihre Reſultate regelmäßiger, weniger willkürlich, weniger Irrtümern unterworfen ſind, als die ſogenannte Vernunft bei der einzigen Art, die ſie zu beſitzen glaubt.

Es bleibt alſo dem Menſchen nur Gefühlsſinn und Geſchmack. Und wenn das erſte beſte Rhinoceros ſich hätte die Mühe geben wollen, ſo hätte es über ſein Weſen richtiger abgeurteilt, als Buffon. Ich tue ihm nicht die Beleidigung an, ihn beim Wort zu nehmen. Man fühlt übrigens ſehr gut, was er ſagen will; aber warum Poeſie einflechten und metaphyſiſche Annahmen machen, wo es nur einer einfachen Darſtellung der Tatſachen bedarf Warum macht er ſich zum Lobredner jeder Art, von der er ſpricht? Man iſt, wie man eben iſt. Er ſollte die Verkettung der Weſen zeigen vom kalten Marmor an, der ſich auf dem Grunde der Höhle bildet, bis zur Eiche hinauf, die ihr Haupt in den Himmel erhebt; dann ſollte er von der Eiche bis zur Auſter gehen, und von dieſer bis zum Menſchen alle Tiere durchnehmen, für jedes Weſen die Grenzen feſtſetzen, und nicht eins dem andern ins Gehege kommen laſſen. Wenn die Bären und die Geier ſeine Sprache verſtünden, ſo wären wir nicht mehr ſicher auf unſerer Erde! Dieſe augenfälligen Widerſprüche kommen jedoch nur davon

her, daß er etwas zu verſtehen geben will, aber nicht wagt, es auszuſprechen, weil er beim Schreiben immer den Dr. Riballier[1] unten auf ſeinem Blatt ſieht, und wenn man eine derartige Viſion vor Augen hat, iſt es ſehr ſchwierig etwas wirklich Großes und Philoſophiſches zu ſchaffen. Trotzdem iſt er ein ſehr ſchönes Genie, ſeine Beredſamkeit iſt edel, einfach und bezaubernd.

Da Sie meine Gefühle, mein lieber Abbé, nach der Länge meiner Briefe abſchätzen, ſo liegt es nur an Ihnen, nach dieſem hier zu glauben, daß ich Sie anbete, und, wahrhaftig — laſſen wir das Zeichen der langen Briefe dahingeſtellt — Sie täuſchen ſich nicht gar ſehr. Einſtweilen leben Sie wohl bis zur nächſten Poſt!

77.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 27. Oktober 1770.

Mein Herr,

Ihr Brief vom 14. September hatte mir unendliches Vergnügen bereitet, weil ich ihn mit ſo klarer Schrift geſchrieben ſah, und ihn voll des Feuers und der Lebhaftigkeit fand, die mir die liebliche Vorſtellung und das Andenken an unſere langen Unterhaltungen wieder vor Augen führten; aber Sie ſchreiben mir eingehend von den Leiden, die Ihnen die Schwächung Ihres Augenlichts verurſacht, und Sie geben mir Nachricht von einem Fall im Palais Royal, und das alles betrübt mich unendlich. Dennoch hoffe ich, daß dank der bewunderungswürdigen Konſtitution Ihres Körpers und Ihrer ſo geregelten Lebensführung Ihr Augenlicht nicht noch ſchlechter werden wird, und daß Ihr Stock Sie vor einem neuen Fall behüten wird.

Ich ſprach viel von Ihnen mit Herrn Huſſon[2] während der ganzen Zeit, da er hier war. Wir ſprachen von dem literariſchen

[1]) Syndikus der Pariſer theologiſchen Fakultät (1712—1785); Gegner der Janſeniſten und der Enzyklopädiſten; königlicher Zenſor. [2]) ?

Streit, den Sie mit Abbé Barthélemy[1] ausgefochten haben, und wobei er, obgleich er mit einem alten Herrn zu tun hatte, ſicherlich nicht im Vorteil war.

Was Sie mir von den Erwerbungen des Herrn d'Ennery ſchreiben, erſtaunt mich nicht. Die meiſten Münzenſammlungen Italiens ſind jetzt in den Händen vornehmer Herren, die ihre Münzen weder lieben noch kennen. Damit ſie nicht geſtohlen werden, zeigen ſie ſie nicht, und dies iſt eine ausgezeichnete Methode für die Spitzbuben, denn ſo entdeckt man den Diebſtahl erſt nach mehreren Jahren. Wenn alſo Herr d'Ennery irgend einen Aufſeher getroffen hat, der ſeinen Vorteil dabei ſah, ihm das beſte aus dem Kabinett ſeines Fürſten zu geben, ſo kann er wohl hervorragende Stücke erlangt haben, und zwar zu billigen Preiſen. Wenn ich Ihnen erzählte, wie es mir ſelber in Rom ging, als ich die Münzen des Muſeum Carpineum ſehen wollte, ſo würden Sie ſehen, wieviel Wahrſcheinlichkeit meine Annahme hat. Übrigens iſt es ſicher, daß die von Herrn d'Ennery aus Italien mitgebrachten Stücke *nicht* im Handel waren; es iſt ſozuſagen unterirdiſche Ware. Man ſah einen durchreiſenden Fremden, man wagte mit ihm einen unerlaubten Handel, den man mit einem Einheimiſchen nicht zu machen gewagt hätte. Wenn Sie nach Italien kommen, ſo werden Sie beſſeren Erfolg haben als Herr d'Ennery; Sie werden mehr Münzen mitbringen als er, und Sie werden die Achtung, die Bewunderung und die Liebe aller mit ſich nehmen, was er nicht getan hat. Kommen Sie alſo, ich erwarte Sie, gehen Sie ſo mutvoll wie Abbé Alfani auf die Reiſe!

Nun zu den Münzen. Zu allererſt meinen Dank! Mir fehlen die paſſenden Worte, um Ihnen für das großmütige Geſchenk von einundvierzig Münzen zu danken, die ich dieſe Woche erhielt; ſie waren ſchon ſeit langer Zeit ohne mein Wiſſen in Rom, weil weder Herr de la Reynière noch Herr Digne mir

[1]) Der Abbé Barthélemy (1716—1795) war Kuſtos des königlichen Münzkabinets und Mitglied der Akademie. Der Herzog von Choiſeul ernannte ihn zum Generalſekretär der Schweizer, welcher Poſten 30000 Franken eintrug und ſonſt gewöhnlich mit höheren Offizieren beſetzt wurde. Als der Herzog fiel, folgte ihm Barthélemy ins Exil nach Chanteloup.

etwas davon geschrieben hatten. Ich war auf Münzen des Oströmischen Reiches gefaßt und empfange an deren Stelle griechische, die mir viel mehr Freude machen. Ich werde damit nach Möglichkeit meine Sammlung von großen und mittleren Bronzen bereichern, und für die kleinen nur lassen, was unumgänglich dieser Abteilung zugewiesen werden muß. In der Sendung sind mehrere Münzen, die ich schon besaß; aber es sind auch ein Dutzend dabei, die ich noch nicht hatte und die mir viel Freude machen. Ich brenne vor Verlangen meinerseits, auch Ihre Sammlung zu bereichern, und ich suche überall, aber nichts läßt sich finden. Ich habe diese Woche an Herrn de la Reynière zwei Münzen zur Beförderung an Sie übersandt Die eine ist von Silber, und stammt nach Herrn Zarillo von der Insel Eleide, nach Ihnen von Caleide. Nun sind die beiden ersten Buchstaben, die man darauf sieht, ein K und ein Λ, und nicht ein A. So könnte Herr Zarillo recht haben, und die Münze könnte bemerkenswert sein. Wenn sie es ist, so bitte ich Sie, es mir anzuzeigen. Die andre Münze ist ein Philippus, Sohn der Kolonie Serjia Neapolis. Sie werden beide als kleines und schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit behalten.

Ich habe die Münze des Drusus Hippone Tibera gesehen und geprüft. Sie ist unbestreitbar antik, sie ist auf der Seite des Druskopfes sehr gut erhalten; aber auf der Seite des Tiberiuskopfes ist die Umschrift verwischt, ausgenommen das Wort Augustus und die Buchstaben Ti, die man gut sieht. Ich würde nicht unterlassen haben, sie für Sie zu erwerben; aber Zarillo verlangt einen so tollen Preis dafür, daß es unnütz ist, auch nur daran zu denken. Er will 120 Lire dafür haben, audistis blasphemium. Ich habe sie ihm gelassen, und ich fürchte nicht, daß sie mir entschlüpft; denn sicherlich wird sie niemand zu diesem Preise mögen. So muß man also in Geduld einen schönen Tag erwarten, wo er Geld nötig haben wird, was sicher bald geschieht. Die Münze von Pästum habe ich noch nicht gekauft; der Eigentümer will sie für 36 Livres hergeben.

Lassen Sie es sich gut gehen, unterlassen Sie nicht, mir bisweilen zu schreiben. Ich vergaß Ihnen zu sagen, wenn Ihnen zum Kauf griechische Münzen vorkommen, Mittel- oder Großbronze,

die Sie nicht brauchen, so würde ich sie gern zu vernünftigen Preisen kaufen. Das Papier ist zu Ende und mein Brief schließt mit der Versicherung meiner Hochachtung.

78.

An Frau von Epinay.

Neapel, 27. Oktober 1770

Schöne Frau, die französische Post ist diese Woche nicht eingetroffen, infolgedessen bin ich ohne Schwung und Kraft. Ich hoffe, Sie haben durch die Post das Ende des ‚Radaus' erhalten, und erwarte nun die Nachricht von Grimms unmäßiger Heiterkeit.

Ich schreibe Ihnen heut:

1. Um nicht eine Woche verfließen zu lassen, ohne mir die Erinnerung an das zurückzurufen, was mein einziges Vergnügen ausmacht.

2. Um Ihnen zu sagen, daß ich an Herrn de la Reynière eine kleine Schachtel mit zwei Ringen geschickt habe, einen gravierten Stein und eine Kamee. Die Kamee ist sicherlich antik; sie wurde kürzlich in Rom gefunden. Sie hat den Fehler ihres Alters, d. h. die Gesichter der Figuren sind abgenützt. Wirkliche Antiken findet man niemals anders. Wenn Sie sehr saubere von vollendeter Arbeit sehen, so können Sie mit Sicherheit sagen, daß sie überarbeitet sind. Der äußerste Preis, den aber nur Sie dafür zu bezahlen haben, beträgt sieben Louis; andere müssen zehn bezahlen. Der gravierte Stein scheint antik zu sein; es ist sogar der Name des antiken Graveurs darauf; er hieß Cajus, ΓΑΙΟΥ. Er ist jedoch nachgebessert; es ist ein Galba. Er ist schön, er wird Sie vier Louis kosten. Das ist alles, was ich tun konnte, um Ihren Auftrag auszuführen. Herr de la Reynière wird Ihnen diese Steine zum Ansehen schicken. Wenn er Lust hat, einen davon zu kaufen, und sie Ihnen nicht recht sind, so geben Sie sie ihm. Oder wenn Sie sonst einen Liebhaber dafür finden, verkaufen Sie sie. Wenn jedoch weder Sie

noch sonst jemand sie will, nun, so haben Sie die Güte, sie mir wieder durch denselben Herrn de la Reynière zurückzuschicken; er wird sie mir ohne Kosten und auf sicherem Wege zugehen lassen. Ich glaube, auf diese Weise habe ich Ihnen völlig freie Hand gelassen, Sie können kaufen oder nicht kaufen und mit Ihren eigenen Augen den Kauf beurteilen. Ich schmeichle mir nicht, Ihnen etwas besseres schicken zu können, als diese Kamee: sie ist teurer als Sie sich vorgenommen hatten, aber was ist dabei zu tun?

Zahlt Merlin? Für den Fall, daß Sie Geld für mich haben, benachrichtige ich Sie, daß vielleicht Herr Nicolai welches zum Ankauf des Papiers für den Druck meiner geographischen Karte[1] brauchen wird. Wenn er Sie darum bittet, so können Sie es ihm geben, er wird es Ihnen von dem Verkaufsgeld zurückerstatten. Da er ein sichrer Mann ist, so fürchte ich nicht, wegen dieser Rechnung mit ihm in Mißhelligkeiten zu geraten.

Ich habe dieser Tage wieder mal meine Dialoge gelesen. Ich finde sehr viele Druckfehler darin. Wenn man sie neu druckt, so benachrichtigen Sie mich davon, damit ich sie verbessern kann. Alle möglichen Leute verlangen hier Exemplare von mir. Leben Sie wohl.

79.

An dieselbe.

Neapel, den 3. November 1770.

Aber warum, schöne Frau, sind Ihre Briefe seit einiger Zeit so traurig und verdrießlich? Es genügt nicht, es einzugestehen, man muß es auch bereuen und besser machen. Nur die Pfaffen haben erfunden, es genüge seine Fehler zu gestehen, aber es komme nicht viel darauf an, sich zu bessern, und infolgedessen haben sie den Namen eines Sakraments, das früher ‚Buße'

[1]) Es handelt sich um die Karte des Königreiches Neapel, deren Herstellung Galiani während seines Pariser Aufenthaltes im Verein mit Rizzi Zannoni unternommen hatte.

hieß, in den heute gebräuchlichen Namen ‚Beichte' verwandelt; aber das ist sehr gut für diejenigen, die nur über die Schuldigen Macht haben wollten, indem sie all ihre Schliche erfuhren, denn die Schuldigen hätten sie nicht mehr gefürchtet, wenn sie sich bekehrt hätten. Sie aber, Madame, müssen sich bekehren und mir die schönsten Briefe der Welt schreiben. Freilich, Sie leiden, wie man mir sagt, an Rheumatismus; aber wo ist Grimm, wo der nazarenische Prior, wo sind all meine Freunde, wo ist Ihre Tochter? Kurz und gut, tun Sie Metanie![1] (Wenn das griechische Wort Sie verwirrt, so wird Grimm es Ihnen erklären.) Sprechen wir von Geschäften. Ich ersehe aus Ihrem Brief nicht recht, zu welchem Preis Sie hundert Exemplare meines Buches erstanden haben. Ich bitte Sie, es mir anzugeben. Zugleich bitte ich Sie, fünfundzwanzig Exemplare des Werkes zu einem Ballen zu verpacken, und diesen nach Genua an Herrn Pietro Paola Celesia zu schicken. Geben Sie ihm, bitte, auch den Kaufpreis an nebst allen Auslagen für Verpackung und Versendung; dabei bitte ich Sie, möglichst sparsam zu sein; vor allen Dingen bedienen Sie sich nicht des Herrn Delorme, denn den könnte man mit Recht einen Gentleman von der Landstraße nennen, wie die Engländer sagen.[2] Bitte mir auch zu gleicher Zeit einen gleichen Ballen von fünfundzwanzig Exemplaren mit einer Gesamtausgabe der Werke Voltaire's zu schicken, und ebenfalls die Auslagen anzugeben. Versuchen Sie den Rest zu verkaufen und Geld herauszuschlagen: denn ich stehe dicht vor einem Bankrott. Ich habe Nicolais Rechnung gesehen; sie stimmt; von Gattis Rechnung weiß ich nichts und fürchte, er hat sich wie gewöhnlich zu seinem Schaden verrechnet. Ich erwarte Ihre Entscheidung über die an de la Reynière gesandte Kamee. Ich bin in Eile und übergehe tausend Sachen, die ich Ihnen sagen müßte. Die Briefe aus Frankreich sind diese Woche nicht angekommen. Lassen Sie es sich gut gehen, behalten Sie mich lieb, und wirken Sie für meine Rückkehr nach Paris. Leben Sie wohl.

---

[1]) Buße. Ändern Sie Ihren Sinn! [2]) Weil er Galiani zu hoh Transportkosten angerechnet hatte.

80.

An dieſelbe.

Neapel, den 10. November 1770.

Wenn Sie wüßten, was für eine Wut und Ungeduld Sie mir manchmal verurſachen, Sie würden Gott danken, daß meine Arme nicht dreihundert Meilen lang ſind; denn diesmal würde ich Sie ſchlagen. Andere Male freilich würde ich Sie umarmen, wenn meine Arme bis nach Paris reichten. Was? Sie ſind in meinen ‚Radau‘ vernarrt und begehen doch die ungeheuerliche Grauſamkeit, ſich nicht das Originalwerk des Herrn de la Rivière zu verſchaffen? Sie wollen den Scherz meinen Freunden vorleſen und haben nicht den Text auf dem Kaminſims, um ihn damit zu vergleichen? Gibt es etwas Schrecklicheres und Unerhörteres? Nein! Ich muß Sie durchaus ſchlagen! Da. Nehmen Sie das beigelegte Papier, und ſehen Sie, wie man es anſtellen muß, damit die Hörer den rechten Genuß von meinem Scherz haben. Schreiben Sie das ganze Werk ins Reine, wie ich es Ihnen angebe; dann rufen Sie das Komité zuſammen und leſen es vollſtändig in der Form, die ich ihm gegeben habe, und Sie werden ſehen, was für eine Wirkung es hervorbringt. Ich verſichere Ihnen: wenn man in einem Atem den ökonomiſtiſchen Text lieſt und darauf ſofort die getreue und mit der größten Genauigkeit nachgezeichnete Parodie ſieht, ſo muß man ſich zu Tode lachen, und es ſcheint unmöglich, daß die Sache ſei, wie ſie iſt.

Ich habe Ihnen eine Antike geſandt und erwarte Ihre Entſcheidung. Nicolai ſagt mir, daß Sie ſeine Rechnung noch nicht beglichen haben. Sie haben alſo kein Geld von Merlin erhalten? Wenn Sie wollen, daß ich hier einige Bücher von ihm verkaufe, ſo ſchicken Sie mir eine kleine Liſte der Werke, die Sie zu nehmen gedächten, mit den Preiſen. Es iſt gar nicht zu ſagen, in welcher Geldklemme ich bin.

Was meinen Ruhm anbetrifft, ſo verlaſſe ich mich gänzlich auf Sie und den Zufall, den Vater des Glückes und oft den Stiefvater der Tugend. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb.

Ich bin verzweifelt, habe in der Lotterie verloren und habe zu nichts Luſt; dann hat mir auch das Gedicht in Proſa, das ich zur Welt brachte, die Schaffenskraft gelähmt. Umarmen Sie all meine Freunde. Hat Schomberg meinen Brief wiederbekommen? Leben Sie wohl.

81.

An dieſelbe.

Neapel, den 17. November 1770.

Scherz beiſeite, es iſt die reinſte Wahrheit, Ihre Briefe ſind ſeit einiger Zeit trübſinnig. Warum das? Sind Sie krank? Haben Sie kein Geld wie ich? Sprechen Sie ſich aus. Schwebt Ihnen etwas über dem Haupte wie das Schwert jenem Tyrannen von Syracus? Und das Frauenbein dem Marquis? Nun, und gehört dieſes Bein dem Fräulein Framboiſier? Oder wem ſonſt? Zählt man es unter die Kometen unſres Jahrhunderts? Kennt man die Knoten der Ekliptik, ſeine Laufbahn, ſeinen Neigungswinkel, ſeine Parallaxe?

Tauſend Dank für die Ode von Voltaire.[1] Sie iſt reizend, es iſt das erſte Gedicht in Proſa, das mir zu Geſicht gekommen iſt. Nun? hatte ichs Ihnen nicht geſagt? ohne ſie zu ſuchen mußte ich Verteidiger gegen die Dummköpfe von Ökonomiſten finden. Linguet hat den Anfang gemacht (den Fréron rechne ich nicht), und der Graf von Lauraguais folgt hinterher.[2] Die Teuerung, die Sie erleiden, wird mir viele andere Verteidiger erſtehen laſſen, zweifeln Sie nicht daran.

Ich bin betrübt, daß Sie mir ſo wenig Hoffnung auf Erfüllung meiner Wünſche machen. Alſo ſoll mir alles quer gehen; — Geduld! Was macht Merlin? Wenn Sie mir die Preisliſte

---

[1]) Wahrſcheinlich die „Traduction du poème de Jean Plokof", in welchem Gedicht Voltaire die Europäer zu den Waffen gegen die Türken aufruft. (Oeuvres, XLVI, p. 456). [2]) Linguet hatte im Jahre 1751 ſeine „Lettres sur la théorie des Lois civiles etc." veröffentlicht, in welcher Schrift er unterſuchte, ob es wahr ſei, daß die Engländer frei ſeien und daß die Franzoſen ihre Regierungsform nachahmen müßten. Er verficht darin ſein Paradoxon,

einiger guter Bücher ſeines Verlags ſchicken wollten, ſo werde ich mir vielleicht dieſes oder jenes nehmen, und auf dieſe Weiſe wird die Summe, die er mir ſchuldet, ſchneller hereinkommen. Gatti iſt mir nichts ſchuldig; im Gegenteil, ich ſchulde ihm zwei oder drei Dutzend Franken. Guten Abend für heut, ich habe keine Zeit mehr.

82.

An dieſelbe.

Neapel, den 20. November 1770.

Ich weiß nicht, woran es liegt, ſchöne Frau: ſeit drei oder vier Poſttagen betrüben und ärgern mich Ihre Briefe, und ich finde nichts darin, was mich heiter ſtimmt. Zunächſt ſchreiben Sie mir, Sie haben meinen Brief nicht bekommen, und Nicolai verſichert mir doch in ſeinem, daß er ihn, wie alle andern, mit der größten Pünktlichkeit nach Ihrem Hotel geſandt hat. Sie ſagen mir, Schomberg habe meinen alten Brief nicht erhalten; ich habe ihn an den Herrn Geſandten geſchickt. Er braucht nur ſeinen Sohn in Arreſt ſtecken zu laſſen, er hat ja die Befugnis dazu.[1] Es täte mir ſehr leid, wenn dieſer Brief an Schomberg verloren wäre.[2] Sie ſtellen mir nur Beleidigungen in Ausſicht ſtatt Ehrenrettungen, Höflichkeiten, Lobeserhebungen, Geſchenken ꝛc., auf die der Retter Frankreichs Anſpruch hat. Mein Geſchäft mit Merlin geht wie Jean Gouſſets Schuhleder — mau und mauer. Woran ſoll ich mich denn alſo erheitern? Trotzdem denke ich nur daran, dies Ungeheuer von Grimm zu beluſtigen, daß ihm die Tränen über die Backen laufen. Sie werden auf der Poſt ein andres Paket vorfinden, den Schluß des ‚Radaus'. Ich habe keine Kopie des erſten Stückes, das

dem er ſchon in der „Théorie des Lois" Ausdruck gegeben, daß der Despotismus die beſte Regierungsform ſei, und im beſonderen bemüht er ſich, den „Geiſt der Geſetze" von Montesquieu zu widerlegen. Daß er dabei gegen den Abbé Baudeau ſcharf loszog, erfüllte Galiani mit beſonderem Vergnügen. [1]) Der Prinz Pignatelli, der Sohn des ſpaniſchen Geſandten, diente in dem Regiment, das dem Grafen Schomberg gehörte. [2]) Siehe dieſen Brief weiter unten!

ich Ihnen ſandte, aufgehoben, und ich weiß nicht mehr, was darin ſtand; ſo weiß ich denn auch nicht, ob die beiden Stücke ſich an einander anſchließen. Ich glaube aber ja. Sehen Sie jedoch lieber im Original nach. Denn ohne den Text des Herrn de la Rivière in der Hand zu haben, können Sie weder herzlich lachen, noch etwas verſtehen. Übrigens habe ich in meinem Leben noch nie etwas ſo Närriſches zuſammengeſchrieben. Ich habe ſelber gelacht, als ich es durchlas, und das iſt mir noch nie paſſiert!

Gott allein weiß, ob d'Alembert nach Neapel kommen wird, und wann. Sie glauben, wie mir ſcheint, ich ſei in Pontoiſe oder in Poiſſy. Gleichen iſt in Rom.

Für den Fall, daß mein Brief, den Sie nicht zur rechten Zeit erhalten haben, verloren ſein ſollte, benachrichtige ich Sie, daß er eine Bitte von mir um eine großmütige Hilfe enthielt, deren eine gewiſſe Perſon bedürftig iſt.[1] Über das Nähere wird Sie Nicolai oder die Betreffende ſelbſt unterrichten. Ich möchte Ihnen tauſend Dinge ſchreiben; aber Sie machen mir Kummer und lähmen meine Schwungkraft. Warum ſchreibt mir Suard nicht? Er hat tauſend reizende Briefe von mir erhalten. Übermitteln Sie, wenn möglich, dem Abbé Morellet meine Glückwünſche, wenn es wahr iſt, daß er wirklich eine Penſion erhalten hat. Sicherlich wird er aufhören, Ökonomiſt zu ſein, ſobald er nicht mehr ökonomiſch zu ſein braucht. Die Sekten ſind eine Hilfsquelle für Bettler, ſie geben ihnen feſten Zuſammenhalt; und ſie finden eine boite à Perrette.[2] Das iſt der Grund, warum es Janſeniſten, Freimaurer, Ökonomiſten gibt. Die Reichen haben keinen Vorteil beim teilen. Daher haben für ſie Sekten keinen Wert. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir heitere, intereſſante Sachen, wenn Sie können, und tun Sie ſelbſt oder durch Ihre Freunde etwas für mich.

---

[1]) Die Geliebte Galianis, von der ſchon die Rede war. [2]) So hieß der Schatz der Janſeniſten. Aus dieſer Geheimkaſſe wurde ſpäter der Druck der Zeitung „Les Nouvelles Ecclésiastiques" beſtritten. Sainte-Beuve behauptet in ſeinem meiſterhaften Werke über Port-Royal, der erſte Fundus rühre von einem Legat Nicole's an Herrn von Fontpertuis her, fügt aber hinzu, daß er ſich kein endgültiges Urteil zutraue. (Port-Royal, IV, p. 513.)

83.

An d'Alembert.

24. November 1770.

Mein prächtiger, lieber Freund, Sie haben mir den längſten und deshalb auch den ſchönſten Brief der Welt geſchrieben; aber ich kann Ihnen durchaus nicht darauf antworten. Und wiſſen Sie warum? Wegen eines Grundes, den Sie nicht in Ihre Zeitung ſetzen werden, ſelbſt wenn Sie es aus der Florenzer erfahren haben ſollten. Ich bin ſoeben zum Sekretär des Handelsgerichts ernannt worden, und ich behalte meinen Poſten als Rat. Wollen Sie wiſſen, was dieſes Amt bedeutet? Es iſt eine Stelle mit zweitauſend Lire Gehalt, das iſt alles. Ich will aber Ihren dringenden Wünſchen entſprechen und Ihnen ein paar Seiten für den Lütticher Almanach ſchreiben.

Ich prophezeie, daß im Jahre 1771 die Türken und die Philoſophen viel Unglück haben werden; die Philoſophen werden ſich herausziehen, indem ſie irgend einen von ihnen opfern laſſen, und zwar den Unſchuldigſten im vollſten Sinne des Wortes. Die Türken werden ſich nicht wieder erholen. Aber was werden die Ruſſen tun, werden Sie mich fragen? Oh, das iſt ſchwer vorauszuſagen. Aber, verſuchen wir es einmal. Beobachten Sie zunächſt eine Bemerkung, die, glaube ich, niemals gemacht worden iſt. Die mohammedaniſche Religion iſt noch niemals unterjocht geweſen und iſt es auch jetzt auf keinem Punkt der Erde. Die andern Religionen ſind bisweilen Souveränen von anderem Glauben unterworfen geweſen, ſo die Heiden, Juden, Chriſten, niemals aber die Mohammedaner. Sehen Sie, wie ſehr Voltaire ſich täuſcht, wenn er ſie für tolerant hält. Brave duldſame Leute ſind ſolche, die zu dienen ertragen, nicht aber diejenigen, die es erdulden, daß man ſie bedient. Daher müſſen die Ruſſen in Europa alle Mohammedaner bis auf den letzten ausrotten. Aber da es im ganzen nur eine Million Muſelmänner in der europäiſchen Türkei gibt, ſo iſt das eine kleine Arbeit und bringt dem menſchlichen Geſchlecht wenig Schaden. Iſt dies vollbracht,

ſo muß Rußland der Türkei und vielleicht Polen neue Herren liefern. Es wird ſich durch den Menſchenverluſt zu ſehr erſchöpfen. Wenn ein menſchlicher Körper durch Blutverluſt erſchöpft iſt, ſo verfällt er in Zuckungen; ſo werden alſo die Türken die Perſer, und die Ruſſen die Nachfolger Alexanders ſein. Soldaten unter Katharina und Könige nach ihrem Tode. Wir werden alſo einen Orloff[1] als ſouveränen Fürſten Griechenlands Arm an Arm haben, und das wird uns mehr nützen, als Sie glauben. Ich will ſchnell nachſehen, ob der Baron Gleichen angekommen iſt ꝛc.[2]

84.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 24. November 1770.

Schöne Frau,

endlich einmal ein langer Brief von Ihnen, auf den ich ſehr kurz antworte, aus folgendem Grunde: Ich habe ſoeben ein zweites Amt erlangt, das mir, ohne jede Arbeit, zweitauſend Lire jährlich einbringt; ich bin Handelsſekretär. Wir nennen bei unſeren Tribunalen Sekretär ungefähr, was Sie königliche Beamte nennen. Seit einem Monat hat mich dieſe Angelegenheit beſchäftigt, die nun endlich geglückt iſt; darum war ich ſo ohne Laune und ohne Geiſt. Die Geizigen ſind dumm in allem, was nicht Geld iſt. Meine Aufgabe war nicht leicht; denn zuerſt mußte dieſes Amt erledigt ſein, und es war noch beſetzt. Dann war es unvereinbar mit dem eines Rates; die Unvereinbarkeit mußte aus der Welt geſchafft werden. Endlich mußte ich darum nachſuchen und es erhalten, und das war noch das leichteſte. Jetzt bin ich alſo beſſer imſtande, auf Merlins

[1]) Die Orlow waren fünf Brüder, die bei Katharina II. hoch in Gunſt ſtanden. Das Beſtreben Gregors, des Berühmteſten, des Geliebten der Kaiſerin, ging dahin, ſich in der Nähe des Kaſpiſchen Meeres oder auch in Griechenland ein Königreich zu ſchaffen. Er wurde durch Potemkin verdrängt und ſtarb am 24. April 1783 in Moskau. Seiner Verbindung mit Katharina entſtammen die Grafen Bobrinskij. [2]) Dieſer Brief, den Fräulein von Lespinaſſe wohl für die Freunde abgeſchrieben hatte, iſt nicht vollſtändig erhalten.

Geld zu warten, und kann Ihnen geistvoll und begeistert schreiben: Veniunt a dote sagittae.

Sie wünschten, ich sollte über Ihre Mißgeschicke lachen; aber das können Abwesende nicht. Die Entfernten sehen immer nur die nackten Dinge, aber niemals deren Farben. Ich sah also, daß Sie fünf Louis d'or und einen Goldreif verloren, daß Ihr Zuckerwerk aufgefressen, eine Uhr zerbrochen war, und daß Sie zehntausend Livres zu bezahlen hatten. Ich wette, Sie werden fröhlicher über die von mir geangelten zweitausend Livres lachen.

Heute Abend schreibe ich Ihnen nichts über Getreide und über Ihre Fragen. Wird d'Alembert denn nicht nach Italien kommen? Schade für ihn, wie für Italien. Voltaire hat unrecht, den Philosophen zuzurufen: Kindlein, liebet euch! Das soll man nur zu Sektierern sagen. Man muß es den Ökonomisten, den Jansenisten sagen, die haben es nötig, sich zu lieben: die boîte a Perrette ist der Drehpunkt für alle Sekten. Die Philosophen sind nicht dazu da, einander zu lieben. Die Adler fliegen nicht in Gesellschaft; das tun die Rebhühner, die Stare. Voltaire hat keinen Menschen geliebt und wird von keinem Menschen geliebt. Er wird gefürchtet, hat seine Krallen, und das ist genug. Hoch oben schweben und Krallen haben, das ist das Los der großen Genies.

Was ist das für eine Geschichte mit Thomas? Bitte sagen Sie es mir. Machen wir aus den Philosophen keine Sekte, aber verhindern wir, daß der Name nicht unnütz verschwendet wird. Leben Sie wohl. Ich empfehle Ihnen noch einmal Frau de la Daubinère. Eben kommt Ihre Nr. 31 an, ich wage nicht das Siegel zu erbrechen; ich fürchte, ich würde sofort darauf antworten.

85.

An dieselbe.

Neapel, den 8. Dezember 1770.

Schöne Frau,

Sie haben mir den hübschesten und längsten Brief der Welt geschrieben. Er hätte mich erheitert, wenn ich fähig wäre, heiter

zu ſein; aber ich bin in die ſchwärzeſte Trauer verſenkt. Die Perſon, die ich Ihnen ſo lebhaft anempfahl, die Perſon, die ich lieb hatte, weil ſie mich lieb hatte, iſt vielleicht nicht mehr zu dieſer Stunde; nur Sie können ſich vorſtellen, wie betrübt ich darüber bin. Alle andern ſprechen mir mehr Geiſt als Herz zu, und wollte Gott, ſie hätten recht! Kurz, ich bin in einem Zuſtand, wo ich Ihnen nichts ſagen kann. Wenn der Tod dieſe Perſon verſchont hat, und ſie mit einer langen und ſchmerzhaften Krankheit davonkommt, ſo empfehle ich ſie Ihnen, wie ich nur kann. Tun Sie an meiner Statt alles, was ich getan hätte, wenn ich in Paris geweſen wäre. Nicolai wird Ihnen davon erzählen; er hat ihr ſechzig Lire für fünf Monate ausbezahlt, die ſie zu beanſpruchen hatte; Sie werden die Güte haben, ihm das Geld zu erſtatten. Leben Sie wohl, ſchöne Frau; der Tod iſt ein häßliches Ding. Ich finde jetzt einen ſchrecklichen Unterſchied zwiſchen Tod und Abweſenheit. Die alten Philoſophen, die da ſagen, der Tod ſei nichts, ſie faſeln — glauben Sie es mir. Leben Sie alſo und leben Sie ſo lange, wie Sie nur können. Leben Sie wohl.

86.

An dieſelbe.

Neapel, den 13. Dezember 1770.

Schöne Frau,

Sie haben richtig über mein Herz geurteilt, indem Sie annahmen, daß ich voll Kummer ſei. Weil jedoch die Briefe vom 18. November nicht ſo niederdrückend waren, als ich fürchtete, beeile ich mich, Ihnen zu antworten, aus Furcht, mir könnte morgen irgend eine traurige Nachricht zukommen, die mich außerſtand ſetzte, etwas zu tun und an jemand zu ſchreiben! Für die andern Freunde habe ich eine ſchreckliche Migräne bei der Hand, die mich ſicher entſchuldigt.

Ihnen gefällt also der antik-moderne Galba? Nun, so werde ich ihn bezahlen, obgleich ich mich nicht mehr erinnere, wieviel ich bezahlen sollte, und wir werden zusammen abrechnen.

Ich bin entzückt über das, was Ihnen Voltaire schickte: ich habe eine Nacht und einen ganzen Tag damit verbracht Dieu et les hommes[1] zu lesen und wieder zu lesen, um mir alle andern Gedanken abzuschütteln. Ich finde, daß die Frommen vollkommen recht haben, wenn sie sagen, daß Voltaire den Tod fürchtet: nichts ist so wahr. Er fürchtet zu sterben, ehe er alles gesagt hat, und er beeilt sich alles zu sagen und seine letzte Patrone abzufeuern: aber er verschießt sein Pulver nicht auf Spatzen und Dompfaffen, sondern den Pfaffen gelten seine Schüsse. Kurz, indem er seine Ansichten äußerte und immer wiederholte, indem er halbe Andeutungen machte und sich klar ausdrückte, hat Voltaire vielen Leuten seine Meinungen nahe gebracht, und um ganz mit ihnen übereinzukommen, braucht er ihnen nur zu sagen, daß das, was zu sagen übrig bleibt, überhaupt nicht dazu angetan ist, gesagt zu werden. Ich bin ja nur ein armer verunglückter Nationalökonom, der nur Brot hat statt Suppe und von seinen Abteien leben muß. So mischen Sie mich denn ja nicht mit der großen boulangerie zusammen, ich gehöre nur zu der kleinen. Inzwischen habe ich mit großem Erstaunen in der Gazette de France vom 9. November gesehen, daß man in Paris eine Arbeit von mir, die ich im Jahre 1754 italienisch schrieb, ins Französische übersetzt und veröffentlicht hat[2]: und ich wette, daß nicht einmal mein Name genannt ist, daß Sie nichts davon wissen, und zwar Sie am allerwenigsten. Die Sache verhält sich so: Im Jahre 1726, noch ehe ich auf die Welt kam, erfand der Toskaner Bartolomeo Intieri, Schriftsteller, Geometer und Mechaniker ersten Ranges, einen Trockenapparat für Getreide. Im

[1]) Das schon erwähnte Pamphlet, das Voltaire einem Doktor Obern zuschrieb und als Übersetzung Jacques Aimons herausgab. Voltaire behauptet darin, daß die Gottesidee der Verdorbenheit der menschlichen Natur entspringe, und meint, Gott sei von allen Völkern anerkannt worden. Das Büchlein wurde durch Parlamentsbeschluß von Henkershand in Paris verbrannt. [2]) L'art de conserver les grains, par Barthélmy Intieri, traduit de l'italien par M. de Bellepierre de Neuve-Eglise. Paris, Saugrain jeune, 1770, in 8°.

Jahre 1754 war er zweiundachtzig Jahre alt und faſt blind. Ich wünſchte, daß die Welt dieſe nützliche Maſchine kennen lernte. Und ſo ſchrieb ich ein kleines Buch, betitelt: Della perfetta conservazione del Grano; und da ich niemals meinen Namen auf eins meiner Werke ſetzen wollte, ſo beſchloß ich, daß es den Namen des Erfinders der Maſchine tragen ſollte; aber jedermann weiß, daß es von mir iſt, und ich glaube, Grimm, Diderot, der Baron, und vielleicht noch andere in Paris beſitzen es, und kennen dieſe Geſchichte ebenſogut wie Abbé Morellet. Es freut mich ſehr, daß es jetzt ins Franzöſiſche überſetzt iſt, um ſo mehr, als es dazu dienen wird, ein ſchreckliches und unehrenhaftes Machwerk, ein Plagiat eines gewiſſen Duhamel,[1] zu entlarven, der ſich die Erfindung dieſer Maſchine zuſchreibt, während er doch nur die Zeichnungen neu ſtechen ließ, die mein Bruder dazu gemacht und ihm geſchickt hatte. Der Name meines Bruders ſteht noch unten auf den Kupfern der italieniſchen Ausgabe. Er ließ dort ſogar Fehler in der Zeichnung ſtehen und gewiſſe Veränderungen, die in den Zeichnungen von Intieri hinzugefügt waren, und die ſich dann als unbrauchbar erwieſen. Duhamel wollte ſie als Hinzufügungen und Verbeſſerungen von ſeiner Hand hinſtellen. Nun, ſchöne Frau, habe ich das allergrößte Intereſſe daran, daß ganz Frankreich durch die Zeitungen erfahre, daß dieſes Werk mir zugehört — was mir niemals beſtritten worden iſt. Hieraus wird erhellen, daß ich in Wahrheit der älteſte all der Ökonomiſten bin, da ich im Jahre 1749 mein Buch über das Geld, und im Jahre 1754 das übers Getreide ſchrieb. Die ökonomiſtiſche Sekte war zu jener Zeit noch nicht ins Leben getreten.

Da dieſe Tölpel mich für einen Eindringling und Neuankömmling in ihrem Schafſtall anſahen, ſo bin ich ſehr froh, wenn ſie erfahren, daß ich das Recht hätte, ſie da herauszujagen, und ſelber zu bleiben, wo ich ſeit zwanzig Jahren bin. Ich glaube, der Drucker wird nichts verlieren, wenn man erfährt, daß das Buch, das den Namen Intieri trägt, mir ebenſoſehr zugehört, wie jenes, das unter dem Namen des Chevalier Zanobi

[1]) Berühmter Agronom (1700—1782). Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, der 1753 ein „Traité de la conservation des grains“, in 12°, veröffentlicht hatte.

erſchien. Sollte bei dieſer Gelegenheit irgend ein Zeitungsſchreiber etwas von meiner literariſchen Laufbahn ſagen wollen, ſo teile ich Ihnen folgendes mit:

Am 2. Dezember 1728 bin ich geboren, im Jahre 1748 wurde ich durch einen poetiſchen Scherz und eine Trauerrede über den Tod unſeres verſtorbenen Henkers Dominique Januacone, erhabenen Angedenkens, berühmt; 1749 veröffentlichte ich mein Buch über das Geld, im Jahre 1754 das vorhin erwähnte über das Getreide, 1755 ſchrieb ich meine Abhandlung über die Naturgeſchichte des Veſuv; ſie wurde mit einer Sammlung von Veſuvſteinen an den Papſt Benedikt XIV. geſchickt und iſt niemals gedruckt worden[1]; aber ſie iſt in Paris bekannt. Herr de Juſſieu hat ſie geſehen, und beim Baron kennen ſie die ‚Bäckergeſellen'. Im Jahre 1756 wurde ich zum Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt, und ich arbeitete viel am erſten Band des Kupferſtichwerkes. Ich verfaßte ſogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten, die Abbé Armand geſehen hat. Im Jahre 1758 ließ ich die Trauerrede auf Papſt Benedikt XIV. drucken; (ſie gefällt mir am meiſten von allen meinen Arbeiten). Darauf wandte ich mich der Politik zu und habe in Frankreich nur Kinder erzeugt und Bücher, die nie das Tageslicht erblickt haben. Sie kennen meinen Horaz,[2] und das Publikum kennt meine Dialoge. Es wäre noch eine ſchreckliche Liſte von Manuſkripten und fertigen Arbeiten da, die noch nicht veröffentlicht ſind; aber ich denke ernſtlich daran, mich damit ſo ſehr wie Voltaire zu beeilen, denn ich fürchte den Tod wie er. Kurz und gut, ich empfehle Ihnen meine Ehre und meinen Ruhm.

Da man ſich jetzt in Frankreich ‚für und gegen mich' aufregt, ſo iſt es mir nicht unlieb, wenn man genau weiß, wer ich bin und daß ich nicht einem Affen allein und ſeinem Biß meine Berühmtheit verdanke. Man wird ſehen, daß ich ein alter Schriftſteller und alter Nationalökonom bin; denn ſchon im Alter von neunzehn Jahren fing ich an Bücher drucken zu laſſen, und ſeit zweiundzwanzig Jahren ſchwatze ich durch die

[1]) Die Diſſertation wurde 1779 zu Livorno gedruckt. [2]) Galiani hatte in Paris einen Kommentar des Horaz begonnen. Auszüge davon waren 1765 in der „Gazette Littéraire" erſchienen, die Suard und Arnaud herausgaben.

Presse und veröffentliche Bücher, um von der Presse loszukommen Meine fertigen italienischen Manuskripte sind: eine Übersetzung des Werkes von Locke über das Geld, mit Anmerkungen; eine poetische Übertragung vom ersten Buch des Anti-Lukrez; einige Gedichte; eine Abhandlung über Riesen und Leute von außergewöhnlichem Wuchs; eine Abhandlung über die karthagischen Könige; mehrere Abhandlungen über gelehrte Themata und zwei oder drei Reden; eine Abhandlung über die Malereien von Herculanum, eine über den Vesuv; mein französischer Horaz ꝛc.

Tausend Dank für den Auszug aus dem Journal des Provinces;[1] ist er nicht von d'Alembert? Es scheint mir so. Tausend Grüße an Grimm und Diderot. Leben Sie wohl. — Fügen Sie der Liste meiner Werke noch den ‚Nadau' hinzu. — Und Merlin? Zahlt er denn?

87.

An Herrn Suard.

Neapel, den 15. Dezember 1770.

Guten Tag, mein prächtiger, lieber Freund. Sie haben mir am 14. Oktober einen reizenden Brief geschrieben, und ich danke Ihnen dafür aus Herzensgrund. Sie überschütten mich mit einer Flut von Fragen aller Art; aber ich danke Ihnen auch dafür, denn ich sehe, Sie tun es aus reiner Lust, mich schwatzen zu hören, und dies gereicht mir ebenso sehr zur Ehre, wie zum Vergnügen. Ich muß Ihnen also einen langen und schönen Brief schicken, um Sie meinerseits zu belohnen; aber kann ich das? Mir ist das Herz zusammengeschnürt und meine Seele ist von Kummer zerrissen.[2] Der Schmerz kommt mir aus Paris. Gatti und Frau von Epinay kennen die Ursache, und ich erröte nicht darüber. Ich habe auch in Neapel Kummer, trotz meiner Ehren und Würden und obgleich ich auf diesem kleinen heroisch-komischen Theater eine ganz nette Rolle spiele.

---

[1]) Man weiß nicht, um welches Blatt es sich handelt. [2]) Wegen der Krankheit seiner Geliebten.

Ich habe meine Zähne verloren, lieber Freund. Was tut Ihnen denn das, werden Sie mir sagen? Sie werden Kochfleisch essen, und das Suppenfleisch, das wir hier unseren Katzen geben, um uns vor der Teuerung zu schützen, kann Ihnen auch dienlich sein. Sie haben gut trösten. Wenn ich nur das Vergnügen am Essen verloren hätte, so würde ich nicht darum klagen; aber es ist viel schlimmer. Ich kann nicht mehr sprechen, das ist schrecklich. Ich stammle, wenn ich sprechen will, besonders beim Italienischen. Es entsteht ein sehr unangenehmes Zischen zwischen meinen Zähnen, wessen ich selbst gewahr werde. Da schweige ich im Augenblick, aus Furcht, den andern lästig zu werden. Und nun stellen Sie sich nur einmal dies vor: der Abbé Galiani stumm! Nein, es gibt nichts Grausameres und Beklagenswerteres. Seien Sie überzeugt, ich übertreibe nicht. Gleichen, der hier ist, wird es Ihnen bezeugen können. Bisweilen spreche ich zwei volle Tage kein einziges Wort, weil ich Furcht habe zu stammeln, und sowie ich dann spreche, stammle ich um so mehr. Aber Sie, Schlingel, Sie rufen sicher bei dieser Nachricht sofort aus: Desto besser, wenn der kleine Abbé nicht mehr spricht, so wird er schreiben! Wir werden mehr von ihm haben, als die Neapolitaner. Schelm, wissen Sie auch, daß es eine große Sünde gegen die Nächstenliebe ist, die Sie durch diese ungerechte Freude begehen? Aber Sie kümmern sich natürlich viel um Moral und Sünden! Ich sehe, es ist Ihnen viel lieber, wenn ich auf Ihre Fragen antworte; erinnern Sie sich ihrer noch oder muß ich sie Ihnen hier wiederholen? Um mir eine Mühe zu ersparen, nehme ich an, daß Sie sich daran erinnern; daher werde ich Ihre Fragen nicht wieder abschreiben. Ich werde nur antworten.

1. Ist die Ausfuhr in einem despotisch regierten Lande ebenso nützlich wie in einer Republik ꝛc.? — Nein. Es gibt keine Despoten, wo das Getreide recht teuer ist; denn da ist der Bauer reich, und ohne arme Bauern kein Despotismus. — Aber die Furcht vor Teuernngen ꝛc., werden Sie mir sagen? — Nun, die Furcht vor Teuerungen wird den Despoten schlimme Stunden bereiten; aber der Reichtum der Bauern richtet sie zugrunde. Besser man existiert soso lala, als gar nicht. — Aber

Despotismus, werden Sie mir sagen, ist ein häßliches, verabscheuungswürdiges Ding. — Concedo oder nego, ganz wie Sie wollen. Ich antworte: das ändert an der Sache selbst nichts; über den Geschmack streitet man nicht, und es ist immer sehr weise, zu bleiben wie man ist. — Feige und knechtische Seele, werden Sie mir zuschreien; Sie sind würdig, in Neapel zu bleiben und dort zu leben. — Nun ja, ich werde hier leben. — Aber wenn Sie glauben, eine Revolution machen und Form und System der Regierung nur mit Broschüren ändern zu können, und noch dazu mit langweiligen Broschüren, die in sehr schlechtem Französisch geschrieben sind, so haben Sie mit Ihrer Rechnung sehr weit fehlgeschossen. Sie werden nichts ausrichten, und doch dafür nicht weniger verfolgt werden, sobald man Ihre Absichten erkennt.

2. Welche Mäßigungen müssen gemäßigt-despotische Regierungen anwenden? Könnte man nicht in Frankreich Veränderungen in der Getreideverwaltung eintreten lassen, ohne alles umzustürzen ꝛc.? — Antwort. Ja, die von mir empfohlenen. Habe ich etwa vorgeschlagen, die Ausfuhr abzuschaffen? Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe mich in aller Form dafür erklärt und ganz leichte Veränderungen vorgeschlagen, die nur dazu dienen sollen, die Ausfuhr dem Binnenhandel unterzuordnen. Denn zunächst wollen wir uns doch darüber einig werden, daß die Ausfuhr einer gewissen Beschränkung unterworfen sein muß. Selbst das Edikt von 1764 hatte eine solche Beschränkung vorgesehen, die sich freilich als wertlos erwies. Wenn Sie mir hierin recht geben — um diese Frage dreht sich nämlich mein ganzer Streit mit den verstixten Ökonomisten — so habe ich meine Sache vollkommen gewonnen. Denn ich fordere alle Welt heraus, ein besseres Einschränkungssystem als das meine zu ersinnen.

3. Kann man nicht, ohne Bürgerkrieg, große Veränderungen versuchen ꝛc.? Gewiß, alle! Nur keine Veränderung der Marktwerte, das will sagen: keine Überbürdung mit Steuern (wodurch die Fronde[1] hervorgerufen wurde), keine Veränderung der Münz-

[1]) Die politische Partei, die sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. dem Regiment Mazarins entgegenstellte. Der Hochadel (Kardinal Retz) beteiligte sich in hervorragender Weise an dieser Opposition in Waffen, die im Jahre 1653 endgültig niedergeschlagen wurde.

werte und keinen Bankrott der Staatspapiere (wodurch Frankreich zur Zeit des Herrn Law[1] dem Untergang nahe gebracht wurde); keine Veränderung der Getreidepreiſe (wodurch beſtändig Hungersnöte hervorgerufen werden). — Sie behaupten in Ihrem Brief etwas, lieber Freund, das ich Ihnen auf keinen Fall durchgehen laſſen kann. Sie ſagen, die Unterdrückung der Generalſtände ſei denn doch etwas ganz anderes als der freie Handel mit Hafer und Gerſte, und trotzdem ſei ſie ohne Lärm vollzogen worden. Oh, das ſtimmt nicht! Wiſſen Sie auch, daß der Preis von Hafer und Gerſte die Generalſtände exiſtieren läßt oder vernichtet? Dies iſt freilich eine Tatſache, von der die Ökonomiſten keine Ahnung haben; aber ſie wiſſen ja ſo vieles nicht. Beachten Sie folgendes: der Preis der um Geld käuflichen, unbedingt notwendigen Lebensbedürfniſſe betrug im Verhältnis zu dem vor drei oder vier Jahrhunderten in Europa vorhandenen Geldvorrat das vierfache von den gegenwärtig gültigen Preiſen (im Verhältniſſe zum jetzigen Geldvorrat). Dies iſt unbeſtreitbar. Die Tatſache iſt erwieſen in dem guten Buche eines Präſidenten,[2] der für einen Dummkopf galt, weil ſeine Frau allen Geiſt hatte, den Herr de Trudaine Vater ihr gab.[3] Auch in Italien iſt dies nachgewieſen worden in einem ſoeben in Florenz erſchienenen tüchtigen Werk. Dies iſt der Grund, warum man einſtmals in Italien nur Republiken oder Feudalanarchie kannte. Die Herrſcher konnten wegen des hohen Preiſes der Lebensmittel keine Heere unterhalten, und die reichen Bauern ließen ſich nicht die Taſchen ausleeren; Generalſtände gab es auch, denn die Adligen der alten Zeit waren nichts anderes als die wackeren wohlgenährten Landwirte Frankreichs.

---

[1]) Der berüchtigte ſchottiſche Finanzſchwindler (1671—1729), der 1716 in Frankreich die erſte Aktienbank mit einem Kapital von 3000000 Livres und die Compagnie d'Occident gründete, die ſpäter mit der Compagnie des Indes vereinigt wurde, der das Tabaksmonopol und die Generalpacht der Steuern übertragen wurde. Die Spekulation, die ſich in Frankreich entwickelte, führte zum Zuſammenbruch des ganzen Syſtems (1720). Das Finanzgebahren Law's wird heute vielfach milder beurteilt als im alten Frankreich. [2]) Galiani meint das Werk „Recherches sur la valeur des monnaies et sur le prix des grains avant et après le concile de Francfort, par Nicolas François Dupré de Saint-Maur, maître de Comptes". Paris 1762, in 12°. [3]) Frau von Saint-Maur war die Geliebte des Herrn von Trudaine des Älteren.

4. Soll die Barbarei der höchſt barbariſchen Geſetzgebungen fortdauern? — Nein; ſie müſſen Schritt für Schritt geändert werden. Ich habe für Frankreich die größtmögliche Beſchleunigung ſolcher Schritte vorgeſchlagen, indem ich empfahl, von dem ganz verderblichen Syſtem in Hinſicht auf den Kornhandel abzugehen. Die Ökonomiſten haben einen anderen Schritt vorgeſchlagen; aber die Natur hat ihnen nicht ſo lange Beine gegeben, um ſolche Schritte machen zu können; ſie ſind ausgerutſcht und haben ſich die Naſe zerſchlagen.

5. Sie fragen mich: was wäre in Frankreich eingetreten, wenn das Edikt von 1764 nicht wäre erlaſſen worden? Antwort: Man hätte Getreide durch beſondere Erlaubnisſcheine ausführen laſſen, es wäre ebenſoviel außer Landes gegangen und ſogar noch mehr. Das hätte den Intendanten und der Bureaukratie einige Einnahmen gebracht; und Frankreich wäre in demſelben Zuſtand, worin es ſich jetzt befindet. Darum iſt mein Wahlſpruch: In vitium ducit culpae fuga, si caret arte. Hätte man im Jahre 1764 mein Syſtem angenommen — wovon ich Herrn de Choiſeul und Herrn de Montigny Mitteilung gemacht hatte, ſo wäre vielleicht nicht ein einziger Sack Korn über die Grenzen gegangen, der innere Umlauf aber wäre auf die vollkommenſte Weiſe geregelt worden, und Frankreich würde nicht aus ſeinem Mark und Blut Geldſummen von erſchreckender Höhe aufbringen müſſen, wodurch es noch auf eine lange Reihe von Jahren völlig erſchöpft ſein wird. Das iſt ein ungeſunder Reichtum, der aus dem Verkauf von Lebensmitteln an das Ausland herrührt! Seine Waren muß man verkaufen und ſich von ſeinem Brot gut nähren.

Habe ich alle Ihre Fragen beantwortet? Laſſen Sie mich jetzt Ihnen darlegen, wie ich mir die Lehren zu nutze mache, die Sie mir in Ihrer Zeitung geben; denn ich behaupte, die Zeitung iſt die Quelle alles menſchlichen Wiſſens. Sehen Sie, daß England hartnäckig die freie Ausfuhr verweigert und daß Ägypten — jawohl, Ägypten ſelbſt! — Mangel an Getreide hat? Sehen Sie alſo, wie recht ich hatte, indem ich mit allem Nachdruck darauf hinwies, wie unſicher die Ernten in allen Ländern ſind? Sehen Sie, wie recht ich hatte mit meiner Behauptung, man dürfe nicht auf die Dankbarkeit der Nationen rechnen, an

die man sein Getreide verkauft habe; daß die freie Einfuhr ein Heilmittel sei, dessen Wirksamkeit in keinem Verhältnis stehe zu den Schäden einer übermäßigen Ausfuhr? Die Ausfuhr hängt nur vom König von Frankreich ab; die Einfuhr bedarf der Mitwirkung anderer Herrscher. Ei was, lieber Freund! ich bin so müde, es langweilt mich so sehr, Ihnen noch länger vom Getreidehandel zu sprechen, daß ich Sie bitte, herzlich bitte: reden Sie mir nicht mehr davon. Sprechen wir von etwas anderem!

Wie es scheint sind die Russen im Archipel von Türken und Winden auseinandergesprengt worden. Sie werden diesen Winter eine epidemische Krankheit haben, entweder in Holland, oder in Flandern, oder vielleicht auch in Ihrem eigenen Lande; Sie werden diese Krankheit nicht ‚Pest' nennen, weil es eine gemäßigte Pest sein wird, da sie erst die Reise nach Norden gemacht hat; die meisten davon Befallenen werden genesen. Erinnern Sie sich meiner Weissagung! Was macht d'Alembert? Ich fürchte, er ist zu früh heimgekehrt,[1] und ich verwünsche seinen Lehnsessel. Was macht Fräulein de Lespinasse? Ruft sie immer noch ihrer Hündin zu: „Tot!" Und sagt ihr Papagei immer noch Schmutzereien? Sie wird hieraus sehen, daß ich mich noch ihres ganzen Haushaltes erinnere.

Herr d'Aine[2] ist also Intendant in Brest? Gratulieren Sie der Baronin dazu in meinem Namen. Sagen Sie mir, was machen die Helvétius, Mann und Weib? Freuen Sie sich mit dem Abbé Morellet seiner Pension, wenn es wahr ist, daß er sie erhalten hat. Meine ehrerbietigen Empfehlungen an Madame Geoffrin, die, wie ich wohl weiß, mich immer noch liebt, die mich aber nicht zu lieben wagt, weil Sie damit einen zu lieben befürchtet, der sich unvorsichtig und schlecht betragen hat.[3] Bitte versichern Sie ihr meinerseits, daß nicht ich mich schlecht aufgeführt habe, sondern daß Gott selber, ja sogar Gott Vater, sich schlecht benommen hat und höchst unvorsichtig war, indem er gewisse Dinge, die er allein abwenden konnte, geschehen ließ — Dinge, die mich

[1]) Er hatte mit Condorcet eine Reise nach Ferney gemacht, um Voltaire zu besuchen. [2]) Der Bruder der Baronin von Holbach. [3]) Die bürgerliche Ängstlichkeit der Frau Geoffrin, die es nicht mit dem Hof verderben wollte, war bekannt und bot Gelegenheit zu manchen Spöttereien.

unfehlbar von Paris trennen mußten. Gott hätte ſie vorausſehen müſſen, und es ſcheint, er hat nicht vorausgeſehen, daß dies meinen Freunden höchſt verdrießlich ſein würde — am allermeiſten aber mir. Wenn er es vorausgeſehen hat, ſo iſt das ein Zeichen, daß es ihm einerlei war; aber alles iſt am beſten ſo, ſagte Pangloß.[1] Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Grüßen Sie Madame Necker, Ihre teuere Eheliebſte, Madame de Fourqueux, Madame de Trudaine und zum Schluß die Baronin. Machen Sie mit Ihnen, was ſie nur Ihnen in meinem Namen zu machen erlauben wollen. Ich unterſchreibe alles und verlaſſe mich in dieſer Hinſicht auf Sie. Guten Abend!

88.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 22. Dezember 1770.

Sie ſtellen mir, ſchöne Frau, die große Frage, ob ich trübſinnig bin oder ob Sie es ſind. Wir ſind es alle beide, und darüber ſind wir einig; aber keiner von uns will es ſein, und darüber ſtreiten wir uns eben.

Ich bin in Verzweiflung, daß mein alter Brief an den Grafen Schomberg verloren gegangen iſt. Er wird beim Schweizer des ſpaniſchen Botſchafter ſein, der in dringendem Verdacht ſteht, meine Briefe zu verhehlen.

Ich glaubte nicht, daß fünfzig Exemplare meines Buches Sie in Verlegenheit bringen konnten. Herr Molini wird Ihnen vielleicht welche abnehmen, um ſie nach Italien zu ſchicken. Wie dem auch ſei, ich werde ſie ſelber nehmen, wenn ſie Ihnen zur Laſt ſind, und es iſt mir gar nicht unangenehm, ein Päckchen davon zu erhalten.

Ich konnte mich nicht enthalten, eine Art Druckſchrift zu verfaſſen, die ich Ihnen ſchicke; Sie und unſer Freund S. werden davon den Gebrauch machen, der Ihnen angemeſſen ſcheint, und

[1]) Geſtalt aus dem Voltaire'ſchen „Candide".

da ſie weiter keinen Zweck hat, als Sie zu unterhalten, ſo verlange ich nichts mehr. Aber ich konnte nicht anders: ſchreiben mußte ich ſie. Mein Herz blutet noch von der Ungerechtigkeit, womit man mich zu Boden drücken wollte.

Ich habe hier eine Art Paris zuſtande gebracht. Gleichen, der General Koch,[1] ein Reſident von Venedig, der franzöſiſche Geſandtſchaftsſekretär[2] und ich, wir ſpeiſen mit einander. Wir kommen zuſammen und ſpielen Paris wie auf dem Jahrmarkt Nicolet Molière ſpielt. Ich trug zu dieſem Diner eine köſtliche Würze bei mit Voltaires Brief und mit ſeiner Ode in Proſa, die Sie ſo freundlich waren mir zu ſchicken. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür und bitte Sie im Namen unſerer Vereinigung und zugleich in meinem eigenen, uns alles zu ſchicken, was an Witzigem und Heiterem in Paris herauskommt. Tauſend Dank für die hübſche Geſchichte vom Fräulein Arnould ohne Hintern.[3]

Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß ich vorige Woche an Suard einen langen Getreide-Brief geſchrieben habe. Ich glaube, er wird ſich in Ihrer Sammlung gut ausnehmen. Sie müſſen jedoch auch ſeinen Brief haben, auf den der meine die Antwort iſt. Wenn er keine Abſchrift behalten hat, werde ich Ihnen den Brief ſchicken.

Ich muß auch Ihnen ein paar Worte über die Getreidefrage ſchreiben. Wenn die Ökonomiſten behaupten, ſehr hohe Kornpreiſe ſeien ein Vorteil, ſo iſt das garnicht abgeſchmackt und auch nicht dumm; aber ſie führen damit eine ſehr aufrühreriſche Sprache. Wiſſen Sie auch, daß ein Sack Getreide unendlich viel mehr wert wäre als ein blaues Ordensband, wenn man

---

[1]) Öſterreichiſcher Offizier, der ſich im ſiebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte. Er war in der feinſten Geſellſchaft gern geſehen. [2]) Herr von Berenger. [3]) Die berühmte Sängerin Sophie Arnould, die 1744 in der gleichen Kammer zur Welt kam, in welcher der Admiral von Coligny ermordet wurde. Sie gehörte zu den witzigſten Frauen des Jahrhunderts. Die Goncourt, die ihr Leben beſchrieben haben, nennen ſie „une machine à mots“ und die einzige Courtiſane unter den zahlloſen glänzend bezahlten Dirnen (filles) der Zeit. Ihre Leidenſchaft für den Grafen Lauraguais war ebenſo berühmt wie ihr glänzender Witz. Sie beſaß wenig Stimme, aber viel Ausdruck. Galiani, der die Begeiſterung der Höflinge für die Stimme der Sängerin nicht teilte, bemerkte eines Tages: „C'est le plus bel asthme que j'aie jamais entendu.“ Sophie Arnould ſtarb 1803 in Paris.

der Natur freien Weg ließe? Das ganze gegenwärtige System in allen Staaten der Welt ist auf eine Gewalttat gegründet, die man einst den Besitzern der einzigen wahren Güter angetan hat und fortgesetzt gegen sie verübt. Man hat sich rittlings auf die Bauern gesetzt. Könige, Päpste, Parlamente, Sorbonne, Universität, das Ordenskapitel vom heiligen Geist und sogar das St. Michaels-Kapitel, alles ist auf sie hinaufgestiegen und hat den Getreidepreis herabgedrückt. Die Engländer haben gewagt die Kornpreise anzurühren, und Sie sehen, wie in diesem Augenblick Wilkes[1] und die Freipächter von Middlesex König, Lords und Gemeine belästigen, und Sie erleben es, daß in London ein Kornfuhrmann mit einem Viscount von Großbritannien bozt. Die Engländer haben schnell der Ausfuhr Einhalt tun müssen, um den wachsenden Reichtum der Landwirte, die die ganze politische Staatsmaschine über den Haufen geworfen hätten, in Schranken zu halten. Wenn die Ökonomisten ihren Bemerkungen einen tieferen Sinn unterlegen, so bewundere ich sie, daß sie ihr Spiel so gut zu verbergen wissen und daß sie mit so tiefen und weitaus blickenden Absichten im Kopf so dumm aussehen, wie es wirklich der Fall ist. Aber glauben Sie, daß Baudeau, Roubeau und Konsorten Parteiführer sind wie Cromwell usw.? Wenn sie es sind, so ist es jedenfalls nicht zu merken, und niemand hat je sein Spiel so gut zu verbergen gewußt.

Nicolai teilt mir mit, daß Sie meine Rechnung bei ihm beglichen haben. Die Auslagen, die er für den Druck der Platten meiner geographischen Karte machen sollte, belaufen sich auf etwa 500 Livres; da aber, wie ich glaube, die Drucker ihm wohl einen Rabatt geben werden, so denke ich mir, mit 300 Livres bar kann er alles abmachen. Wenn Sie nicht so viel haben, bürgen Sie wenigstens für ihn, damit diese Geschichte zu Ende kommt. Sie

[1]) Der berühmte Agitator (1772—1797), der dreimal zum Abgeordneten von Middlesex gewählt und dreimal nicht bestätigt wurde. Wilkes war auf eigentümliche Weise mit Galiani in Verbindung gekommen. Der Engländer hatte in Neapel mit einer Courtisane Donna Flaminia gelebt, die ihn bestahl und nach Bologna flüchtete. Sie kehrte zurück, als sie erfuhr, daß Wilkes über Bologna heimkehren wolle, und teilte dem Geliebten in Gegenwart Galianis mit, daß sie Mutter sei. Wilkes ließ ihr alles, was er besaß, und kehrte zur See nach England heim.

iſt ein Anhängſel zu den heiklen und ſchwierigen Angelegenheiten, die ich in Paris unerledigt zurückließ. Es liegt mir unendlich viel daran, ſie mir vom Halſe zu ſchaffen, damit ich mich einem luſtigen Briefwechſel voll philoſophiſcher Narrenspoſſen widmen kann.

Ich habe ein Buch im Kopf, das meine Einbildungskraft in hohem Maße erhitzt; ich möchte es ſchreiben, aber meine Armkraft reicht nicht dazu. Es wird heißen: Moraliſche und politiſche Belehrungen einer Katze an ihre Jungen. Aus dem Kätziſchen ins Franzöſiſche überſetzt von Herrn von Kratzerich, Dolmetſcher der Katzenſprache an der königlichen Bibliothek.

Da ich hier keine andere Geſellſchaft habe als die meiner Katze, ſo träume ich immerzu von dieſem Werk, das recht originell werden wird. Zunächſt lehrt die Katze ihre Kleinen die Furcht des Menſchgottes. Hierauf erklärt ſie ihnen die Theologie und die beiden Grundprinzipien: den guten Menſchgott und den böſen Hundsteufel; ſodann belehrt ſie ſie über Moral: den Krieg gegen Ratten und Spatzen uſw. Endlich erzählt ſie ihnen vom künftigen Leben und von der himmliſchen Ratapolis. In dieſer Stadt beſtehen die Mauern aus Parmeſankäſe, die Fußböden aus Kalbslunge, die Säulen aus Aalen uſw., und ſie iſt voll von Ratten, die zum Ergötzen der Katzen da ſind. Sie flößt ihnen Ehrfurcht ein vor den kaſtrierten Katzen. Dieſe ſind prädeſtinierte Katzen, vom Menſchgott zu ihrem Stande berufen, um in dieſer und in jener Welt glücklich zu ſein, was man daran ſieht, daß ſie ſo fett ſind; darum brauchen ſie auch keine Mäuſe zu fangen. Endlich empfiehlt ſie ihnen, ſich vollkommen in ihr Schickſal zu ergeben für den Fall, daß der Menſchgott ſie in dieſen Stand der Vollkommenheit berufen ſollte. Gibt es auf der Welt was Närriſcheres als ein ſolches Buch?

89.

An dieſelbe.

Neapel, den 5. Januar 1771.

Vergangene Woche habe ich dem König und dem Miniſter im Walde von Preſſano, unſerem Compiègne, meine Aufwartung

gemacht. Dies hat mich verhindert, letzten Samstag an irgend jemand zu schreiben. Sie werden es mir verzeihen, da ich im Grunde Ihnen nichts von Bedeutung zu schreiben gehabt hätte.

Sie hatten mir in Ihrer No. 35 eine reizende Tölpelei meines unvergleichlichen Marquis anvertraut, nebst einer anderen recht hübschen meines lieben Grimm. Wenn ich Ihnen von den Tölpeleien meiner Landsleute hier, besonders der Frauen, erzählen wollte, würde ich nicht so bald fertig werden. Aber es ist wirklich was hübsches, tölpisch zu sein, und Burigny[1] war stets der Gegenstand meiner Nacheiferung. Ich sehe jedoch, daß das Leiden ansteckend ist; denn gibt es etwas so unglaubliches wie Ihre No. 36? Sie schicken mir ein Blatt, das Sie mir nicht schicken, das nicht mit der Post gehen kann und das trotzdem mit dem Briefpaket für den Hof geschickt wird, wie wenn dies Paket nicht mit der Post ginge und noch viel mehr durchgeschnüffelt würde als alle anderen Briefe. Und die ganze Geschichte endet damit, daß das Blatt in dem Grabe einer Kiste verschwindet, die ich erst im Juni erhalten werde, wenn mir Gott so lange das Leben schenkt. Aber das ist noch nicht alles.

Können Sie eine größere Tölpelei begehen, als von mir zu verlangen, daß ich Ihnen zur rechten Zeit über meine Geschäfte antworten soll? Seit wann brauchen Sie denn meine Autorisation, um über mich und meine Angelegenheiten vollkommen nach Ihrem Gutdünken zu verfügen. Wollen Sie jedoch irgend einen Ratschlag über meine Angelegenheiten — von dem Sie dann beliebigen Gebrauch machen können — so will ich Ihnen sagen, daß ich nicht mehr als hundert Louis verdienen möchte, aber auch nichts daran verlieren. Ich bin also sehr geneigt, auf die inzwischen aufgelaufenen Zinsen zu verzichten, weil sie die genannte Summe vergrößern würden; dagegen möchte ich von den Gerichtskosten nichts ablassen, weil dadurch die Summe sich entsprechend vermindern würde. Da er zum Teil in Büchern bezahlt hat, so bin ich außerdem sehr gern einverstanden, daß der ganze Nutzen ihm zugute kommt, falls die Bücher teuerer verkauft werden

[1] Jean Levesque de Burigny (1692—1785), Historiker, Freund der Frau Geoffrin und ihrer Tochter Madame de la Ferté-Imbault, bei welcher er wohnte. Er war wegen seiner Tölpelei berühmt.

ſollten, als er ſie angeſetzt hat. Wenn aber daran zugeſetzt wird, ſo wünſche ich nur, daß der Verluſt zwiſchen ihm und mir geteilt wird. Kurz und gut, ich bin damit einverſtanden, daß er nicht ſchikaniert wird; ich hätte ſeine Frau überhaupt nicht ſchikaniert, wenn ich in Paris geweſen wäre. Ich liebe friedliche Einigung über alles.

Daß mein Manuſkript ſehr teuer verkauft worden iſt, kann wohl ſein. Indeſſen bewunderte Diderot meine Beſcheidenheit und ſchätzte den Wert auf tauſend Taler; indeſſen hat der Buchhändler das Werk gut verkauft; indeſſen bat er mich um das Vorkaufsrecht auf meinen Horaz und auf alle möglichen Bücher von mir; indeſſen habe ich nicht ſeine Frau gekitzelt; indeſſen intereſſieren Sie ſich für ſie, und da folglich alle anderen Intereſſen hinfällig ſind, ſo machen Sie was Sie wollen. Schicken Sie mir nur eine Abrechnung über das Ganze und vergeſſen Sie nicht, mir die Preiſe der Werke mitzuteilen. Was koſtet ein Wörterbuch der Akademie, neueſte Auflage?

Es würde mich doch ſehr wundern, wenn ich nicht Herrn de la Rivière mit den zarteſten Scherzen antworten dürfte, während man ihm erlaubt hat, gegen mich in der feierlichſten Form die gröblichſten Beleidigungen drucken zu laſſen. Übrigens mache ich mir durchaus nichts aus meinem Scherz,[1] ich wollte Sie nur damit beluſtigen, Sie und Grimm, den Grimmigen; und ich habe für meine Mühe den Lohn erhalten, denn Sie haben gelacht. Wenn der Scherz gedruckt iſt, ſo wählen Sie ja den rechten Augenblick zur Veröffentlichung; auf den rechten Zeitpunkt kommt in Paris alles an. Vor allem laſſen ſie ihn nicht erſcheinen, wenn gerade ein Tumult ſtattgefunden hat oder eine Parlaments- oder Finanzkriſe ſchwebt; dann würde der Spaß unbeachtet bleiben. Es paſſiert bei Ihnen ſoviel, was mein Bedauern, in dieſem Augenblick nicht in Paris zu ſein, recht vermindert! Ich glaube, meine Abreiſe hat Ihnen Pech gebracht. Daher rechne ich darauf, daß man mich zurückruft, wie man den Sargſchrein der heiligen Genoveva[2] ausſtellt, damit Ruhe und gute Fröhlichkeit zurückkehren. Ich habe einen

[1]) „La Bagarre". [2]) Im Pantheon in Paris.

Brief der Madame Geoffrin an den Baron Gleichen gesehen: ich ersah daraus, daß sie mich noch lieb hat. Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt; aber es ist mir doch lieb, diesen meinen Glauben bestätigt zu sehen. Ich verspüre in mir eine unglaubliche Lust, ihr zu schreiben und auch dem Fräulein Clairon; aber ich will erst die Flut der Neujahrsbriefe sich verlaufen lassen; denn um diese Zeit gehen Briefe leicht verloren, und ich bin immer wütend, wenn das mit solchen passiert, die ich selber geschrieben habe. Leben Sie wohl; tausend schöne Sachen an alle. Heute Abend schrieb ich an Herrn Baudouin; Magallon oder Nicolai können Ihnen wohl meinen Brief zum Lesen verschaffen und Herrn Baudouin versichern, daß ich vor Ihnen keine Heimlichkeiten habe, sondern im Gegenteil von Ihnen in meinem ganzen Wesen gesehen werden möchte, soweit es überhaupt möglich ist, einen Abwesenden zu sehen und zu hören.

90.

An dieselbe.

Neapel, den 12. Januar 1771.

Schöne Frau,

alle Ihre Briefe machen mir Kummer, scheinen mir immer trübsinnig; und Kummer machen sie mir stets, so oft Sie selber welchen haben. Ich möchte Sie trösten oder beraten. Beides ist schwierig. Indessen sehen Sie doch, sowohl an den öffentlichen Angelegenheiten, wie an Ihren häuslichen Verdrießlichkeiten, daß das Übermaß stets der Vorläufer von Heilung und Veränderung ist. Trösten Sie sich also zum mindesten damit, daß dieses so wünschenswerte Übermaß früher eingetreten ist als man glaubte. Und warten wir nur die Veränderung ab.

Ich danke Ihnen für die ausführlichen Nachrichten über Thomas.[1] Wahrhaftig, Gott wirkt in unserem Jahrhundert Mirakel

[1]) Dieser war wegen seiner Antwort auf die Antrittsrede Loménie's de Brienne in der französischen Akademie (8. September 1770) in Unannehmlichkeiten gekommen. Der Druck der Thomas'schen Rede wurde verboten. (Corr.

zugunsten der Atheisten; sie sollten sich doch wenigstens angesichts dieser Wunder bekehren. Dann könnten sie hoffen, daß ganz Frankreich und besonders die Parlamente so beschäftigt werden, daß sie nicht mal soviel Zeit hätten, einen Akademiker, wie eine Kotelette geröstet, zu verschlingen, wenn sie in ihrem Ausschank frühstücken? Man muß teufelsmäßig mit Geschäften überhäuft sein, wenn man nicht soviel Zeit hat, einen Atheisten zu braten, und doch ist das passiert. Jetzt sind sie mit der Angst davon gekommen, obwohl in der Vorrede des Edikts der königlichen Gerichtssitzung[1] ihnen versprochen worden ist, man werde das Système de la nature zum Nachtisch aufbewahren, sobald man sich des politischen Systems Frankreichs und der angeblichen Einheit der Stände entledigt habe. Genug, sie leben noch, und das ist kein kleiner Vorteil für sie.

Sie haben mir eine reizende Abrechnung geschickt, woraus ich sehe, daß ich reicher bin als ich glaubte. Das Geld, das Sie erhalten haben, muß durch Vermittlung des Herrn de Magallon zu Händen des Herzogs de Villa-Hermosa[2] bezahlt werden; ich werde Ihnen aber darüber nächste Woche noch genaueres sagen. Einstweilen erwähne ich nur, daß ich zu meiner Überraschung in der von Ihnen mir gesandten Aufstellung keine Zahlung an Madame de la Daubinière vermerkt finde. Indessen hat Sie einiges Geld von mir empfangen, und ich erneuere meine Bitten, Ihr beizustehen, auch mit ein wenig Geld. Haben Sie mich lieb und umarmen Sie meine Freunde: dazu gehören auch der Baron und die Baronin. Leben Sie wohl.

91.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 12. Januar 1771.

Mein Herr,

entschuldigen Sie die unfreiwillige Verspätung meiner Antwort auf Ihren lieben Brief vom 22. November. Ich habe einen Ausflug

litt. XI, p. 126). [1]) Lit de justice am 7. Dezember 1770. [2]) Freund des Marquis de Mora, des Geliebten der Lespinasse. Er stammte aus einer Seitenlinie der Borgia.

nach Vicoſano[1] gemacht, wo der Hof ſich aufhielt, und konnte Herrn Zarillo erſt geſtern ſehen. Die Münze des Druſus Hippone Tibera iſt noch in ſeinem Beſitz; er hält ſie ſehr wert, und Herrn d'Enneryś Wunſch, ſie von ihm zu erhalten (wie er behauptet), vermehrt noch ſeine Anſprüche für einen etwaigen Verkauf der Münze. Ich habe ihn gezwungen, wenigſtens etwas von ſeiner erſten Forderung abzulaſſen. „90 Livres" iſt jetzt ſein letztes Wort. Ich finde dieſes Wort noch zu teuer, und ich wünſche, daß zum mindeſten Abbé Terray auch Sie es nicht zu teuer finden läßt. Ich glaube, wenn wir ein bißchen Geduld haben, wird Zarillo noch etwas heruntergehen; denn er hat oft Anfälle von Geldnot, die ſeine Entſchlüſſe bedeutend ändern. Nun, auf alle Fälle erwarte ich Ihre Befehle.

In einem der letzten Monate hat man in einem Topf einige hundert Silbermünzen gefunden; ſie ſind mir von einem Bauern gebracht worden. Ich habe nicht genau herausbekommen können, wo der Fund ſtattgefunden hat; aber ich glaube, es iſt in der Baſilicata geweſen. Unter dieſer ganzen Menge von Münzen waren nur drei Hauptarten. Eine mit einem Löwen, ohne Umſchrift; eine andere — die zahlreichſte — mit der etruskiſchen Inſchrift *SICTVVIS*, über die ſchon mehrere Abhandlungen geſchrieben ſind; die dritte endlich iſt auch von Ihnen aufgeführt und verdient noch weiter Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Ich glaube, wenn ich mich nicht irre, Sie haben ſie einer ſizilischen Stadt zugeſchrieben (ich habe Ihr Werk nicht zur Hand, um nachſchlagen zu können, denn ich habe es einem meiner Freunde leihen müſſen). Ich perſönlich glaube, daß alle drei Münzen der Stadt angehören. Ich denke es recht zu machen, indem ich Ihnen ein ganzes Paket ſchicke; es enthält 120 auserleſene Exemplare, die beſterhaltenen von den im Topf geweſenen. Der Überblick über dieſe geſamte Maſſe wird Ihrem Forſchergeiſt zu Hilfe kommen, und Sie werden gewiß ungewöhnliche Entdeckungen daran machen. Außerdem wünſcht der Eigentümer aus ſeinem Funde den größtmöglichſten Vorteil

[1]) Kleiner Ort zwiſchen Caſtellamare und Sorrent, der wegen ſeines guten Klimas bekannt iſt.

zu ziehen; ich bitte Sie also, allen Liebhabern, die nach diesen Münzen Begehr tragen sollten, ihren Wunsch zu erfüllen. Den Rest schicken Sie mir zurück und teilen mir dabei mit, wieviel Geld Sie aus dem Verkauf gelöst haben. Alles ist Ihnen überlassen; denn mit diesem Geschäft hat Zarillo nichts zu tun. Nehmen Sie an, ich sei der Bauer, der den Schatz gefunden hat.

Der hiesige engliche Konsul hat kürzlich seine Sammlung von Bronzemünzen der Kaiserzeit an Lord Sandwich nach England verkauft (Herr d'Ennery hatte daraus die Contorniaten und ein paar gute Medaillons erhalten). Er hat sie zu einem sehr teuren Preis verkauft, weil er seine Waren anzupreisen versteht. Es war mir unmöglich, einzelne davon für Sie zu erhalten; denn Lord Sandwich wollte alles oder nichts. Es gelang mir nur, von ihm zwei Münzen mit punischen und phönizischen Inschriften zu erhalten, auf die Sie zu lecker sind und die Sie allein zu entziffern wissen. Ich sende sie Ihnen im gleichen Paket, unter der Bedingung, daß Sie sie zurückschicken können, wenn Sie sie schon haben. Wollen Sie eine oder alle beide behalten, so verlangt man für jede einen Louis. Ich glaube, sie sind unter Augustus in Spanien geprägt.

Ich schicke Ihnen auch eine sehr schöne Silbermünze von Kroton. Besonders der Typus des Kopfes scheint mir eigentümlich: ich bewundere die Zeichnung. Man verlangt 18 Livres dafür; wenn Sie sie schon besitzen, können Sie sie zurückschicken. Ich wäre ihnen aber sehr verbunden, wenn Sie, ehe Sie die Münzen, für die Sie sich nicht interessieren, zurückschicken, sie durch Vermittlung des Abbé Grimod und so, daß Sie gar nicht mit ins Spiel kommen, Herrn d'Ennery oder dem Abbé Barthélemy oder auch anderen Liebhabern zu den von mir angegebenen Preisen anbieten ließen. Das würde die Mühe und Gefahr einer zweiten Reise ersparen. Ich weiß wohl, Sie haben Grund, auf die beiden Herren nicht gut zu sprechen zu sein; aber einerseits sind Sie ja so ungemein dienstwillig, selbst solchen gegenüber, die es durchaus nicht verdient haben; anderseits würde ich mehr Mut haben, Ihnen Münzen zur Ansicht zu schicken, wenn ich wüßte, daß Sie entweder so oder so in Paris Käufer finden könnten.

Was Sie mir über die Schwächung Ihres Augenlichts schreiben, tut mir herzlich leid. Ich fürchte, die Verletzungen an der Stirn, die Sie bei ihren wiederholten Stürzen sich zuzogen, haben mit dazu beigetragen. Wenn Sie aber noch so gut sehen, daß Sie im Palais Royal spazieren gehen können, so ist im übrigen das Unglück nicht so gar groß, da gebe ich ihnen recht. Man hört zu, statt zu lesen, und man diktiert, statt zu schreiben. Ich vermisse recht sehr Ihren Kamin, an dem wir so viel über die Tagesereignisse hätten plaudern können. Aus der Ferne ist es schwer, frei und frischweg zu plaudern. Haben Sie mich lieb; ich verdiene es wegen der aufrichtigen Anhänglichkeit, womit ich bin Ihr ꝛc.

92.

An Frau von Epinay.

Antwort auf den Brief, der keine Nummer trägt, und auf Nr. 38, der ebensowenig eine tragen sollte.

Neapel, den 19. Januar 1771.

Meine schöne Dame,

ich beklage Sie, ich trauere um Sie und ich möchte Sie trösten und beraten, ob ich gleich überzeugt bin, daß Sie dessen nicht bedürfen.

Was war denn das für ein verteufelt dummer Einfall, sich von Ihrem Herrn Gemahl Kinder machen zu lassen! Wußten Sie denn nicht, daß Kinder ihrem Vater ähnlich werden? Sie sahen, daß Herr von Epinay ein Verschwender war; so hätten Sie also mit meinem Botschafter, dem Marquis de Castromonte Kinder zeugen sollen; er war in Paris, als Sie Ihren Sohn empfingen, und er würde ihre Familienangelegenheiten in Ordnung gebracht haben. Waren Sie jemals so rasend, an Rousseau und seinen ‚Emil' zu glauben? Zu glauben, daß Erziehung, Grundsätze, Reden irgend etwas zur inneren Einrichtung eines Kopfes beitragen? Wenn Sie daran glauben — bitte, so nehmen Sie doch mal einen Wolf her und machen Sie einen

Hund daraus, wenn Sie können. Das Unverbesserliche ist also ein auf Berechnung beruhendes Übel; folglich darf man es nicht noch durch falsche Berechnungen vermehren. Es wäre grundfalsch und höchst gefährlich, wenn man glauben wollte, es ließe sich verbessern. Seien Sie fest überzeugt, es gibt kein Heilmittel und Sie bekommen nur die Dosis notwendigen Übels; von Ihrer Seite hat der Wille gar nicht mitzusprechen. Aber das Alles wissen Sie ja, und vielleicht haben Sie es schon getan. Übrigens bin ich ja niemals Mutter gewesen; Vater war ich vielleicht ein paarmal, und ich habe wohl gesehen, daß das nichts damit zu tun hat.

Tausend Dank für den von Ihnen gesandten Kürbissyrup. Wenn die Kranke noch am Leben ist,[1] könnten Sie ihr vielleicht einen großen Dienst erweisen, indem Sie mit Herrn von Sartine sprechen, ob er nicht ihre Aufnahme und Verpflegung bei den Dames Hospitalières[2] erwirken kann. Nicolai wird mit Ihnen darüber sprechen.

Ich habe mein Loch bei den Boten meines Gesandten zugestopft, denen ich 4900 Livres schuldig war. Ich habe ungefähr 3900 bezahlt; so bleiben nur noch 983 Livres, die ich dem Herrn Herzog von Villa-Hermosa zu bezahlen habe.

Ich bitte Sie also, durch Vermittlung meines Freundes Magallon, ihm alles Merlin'sche Geld zuzustellen, das Sie haben oder noch erhalten werden, bis zur Gesamtsumme von 983 Livres, deren Eingang er die Güte haben wird, dem Marquis de Castromonte in Spanien anzuzeigen.

Ich lasse Ihren Kopf sich über die Pariser Wirren beruhigen. Meiner ist ganz ruhig. Ich sehe, ich hatte das Ereignis selber richtig berechnet, aber den Zeitpunkt falsch. Ich bin hocherfreut, daß ich im Jahre 1771 nicht in Paris bin, und ich werde entzückt sein, 1772 dort zu sein.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Voltaires Küsse hätte ich gern; aber noch viel lieber die des Fräuleins Grandi.[3] Adieu.

---

[1]) Madame de la Danbinière starb Ende Januar. [2]) Frauenspital. [3]) Eine hübsche Sängerin von der Oper, die es hauptsächlich auf vornehme Fremde abgesehen hatte.

93.

Frau von Epinay an den Abbé Galiani.

Paris, den 20. Januar 1771.

Wenn Sie nicht mit einem Donnerwetter dazwiſchen fahren, mein lieber Abbé, ſo weiß ich nicht, was bei uns noch paſſieren wird. Wir kratzen uns wegen des Intérêt général de l'Etat[1] die Augen aus. Der eine ſagte: „Dies Kapitel muß abgedruckt werden.“ — „Aber nein doch!“ ſagt der andere: „jenes!“ — „Aber, meine Herren, es muß das da ſein, das iſt doch klar; leſen Sie nur, es ſtimmt Wort für Wort.“ — „Nun, ſo drucken Sie doch das ganze Buch ab!“ — „Warum auch nicht?“ — „Und die Koſten?“ — „Man muß eine Auswahl treffen; muß nur das ſchreiben, was notwendig iſt.“ — „Ganz wie Sie wollen; aber Sie werden ſich unnütze Arbeit machen.“ — „Nun, meine Herren Philoſophen, disputiert, unterſucht, entſcheidet — das iſt euer Beruf. Ich aber weiß ein ſicheres Mittel, das rechte zu treffen: der Abbé muß uns ſchreiben, welche Kapitel oder was für Stellen daraus er halbſpaltig, ſeinem Text gegenüberſtehend, abgedruckt haben will. Meine Aufgabe iſt, das, was ich zu tun habe, richtig zu machen, und ich ſehe kein anderes Mittel, als ſeine Anordnungen einzuholen.“ Geben Sie ſie mir alſo recht ſchnell, mein lieber Abbé, wär's auch nur, um die Doktoren zum Schweigen zu bringen. Die ſchwatzen von der Philoſophie, die ich praktiſch ausübe, und deshalb glauben ſie ſich berechtigt, tauſendmal lauter zu ſchreien als ich. Hätten ſie ſolche Lendenſchmerzen und Koliken wie ich in dieſem Augenblick, wo ich Ihnen ſchreibe — ich würde ihnen ihr lautes Geſchrei verpechen; aber ſie ſind heldenmütig gegen Schmerzen nur, wenn ſie geſund und munter ſind. Ich finde ſie komiſch und lache über ſie ſogar, wenn ich leide; ich fühle, daß ſo etwas nicht verziehen wird, und die notwendige Folge iſt, daß ich das ganze Jahr unrecht haben werde.

[1]) Gemeint iſt das Pamphlet „La Bagarre“, das die Freunde Galianis mit Entzücken laſen, ohne ſich über die Drucklegung des Werkchens einigen zu können.

Hahaha! Sie ſagen alſo, ich habe Ihnen einen reizenden Brief geſchrieben. Das kann wohl ſein. In der Tat, ich mutmaße wohl, daß der, von dem Sie ſprechen, gut war. Trotzdem hoffe ich, Sie behalten Ihre Betrachtungen für ſich allein und machen es nicht wie unſer Intendant der Auvergne,[1] der den täppiſchen Einfall hatte, einen meiner reizenden Briefe in Riom einer ganzen Geſellſchaft vorzuleſen. Na, hab ich nun nicht in der Auvergne auf meinen Ruf als Briefſchreiberin Rückſicht zu nehmen? Ich werde ihm nicht mehr ſchreiben können, ohne fortwährend daran zu denken, was ich ſage. Das kann ich nicht leiden; mit meinen Freunden plaudere ich gerne in aller Sicherheit; ich will keine Rolle zu ſpielen haben. Iſt das Stolz? Iſt es Beſcheidenheit? Das weiß ich nicht. Vielleicht iſt es beides; ich bin ſehr unwiſſend, das iſt Tatſache. Meine ganze Erziehung galt der Erwerbung angenehmer Talente, und deren Ausübung habe ich verlernt.

Ich habe nur noch einige leichte Kenntniſſe von dieſen Künſten und geſunden Menſchenverſtand — in unſeren Tagen etwas ſeltenes, das gebe ich zu, aber doch nicht danach angetan, um großen Staat damit zu machen. Wenn eine Frau im Ruf ſteht, ein Schöngeiſt zu ſein, ſo ſcheint mir das immer nur Spott von ſeiten der Männer zu ſein, die ſich dafür rächen möchten, daß die Frauen im allgemeinen zierlicheren Geiſtes ſind als ſie; und ich glaube das um ſo eher, als man mit dieſem Beiwort faſt immer den Begriff einer gelehrten Frau verbindet; die gelehrteſte Frau aber hat nur ſehr oberflächliche Kenntniſſe und kann keine anderen haben. Ich habe Luſt, mal recht pedantiſch hierüber zu diskutieren. Nachher lachen wir, wär's auch nur über meine Worte. Wo war ich doch ſtehen geblieben? — Richtig, bei den oberflächlichen Kenntniſſen. Ich behaupte alſo, eine Frau — eben weil ſie Frau iſt — iſt nicht imſtande, ſo ausgebreitete Kenntniſſe zu erwerben, um ſich ihresgleichen nützlich machen zu können, und mir ſcheint, nur auf ſolche Kenntniſſe darf man vernünftiger Weiſe ſich etwas einbilden. Um von ſeinen Kenntniſſen einen nützlichen Gebrauch machen

[1]) Herr von Montyon.

zu können — welcher Art es auch sei — muß man Praxis und Theorie vereinigen, sonst hat man nur sehr unvollkommene Begriffe.

Wie viele Dinge gibt es nicht, mit denen sie sich nicht befassen dürfen! Alles was mit der Wissenschaft, der Staatsverwaltung, der Politik, dem Handel zusammenhängt, ist ihnen fremd und ist ihnen untersagt; sie können und dürfen sich nicht hineinmischen, und jene Wissenschaften sind fast die einzigen großen Gebiete, auf denen gebildete oder gelehrte Männer ihren Mitmenschen, dem Staat, ihrem Vaterlande wahrhaft nützlich sein können. Es bleiben also den Frauen die schöne Literatur, die Philosophie, die Künste. In der schönen Literatur verbieten ihnen ihre Beschäftigungen, ihre Pflichten, ihre Schwachheit ein tiefes und andauerndes Studium der alten Sprachen, etwa des Griechischen und Lateinischen. Ihnen wird also die französische, englische, italienische Literatur zufallen.

In der Philosophie wird ihre Auffassung unzulänglich sein, da sie die Alten nicht lesen können oder sie nur aus Uebersetzungen kennen, die fast immer schwach oder ungetreu sind. Und wenn sie räsonnieren und spekulieren wollen, werden sie auf Schritt und Tritt sich durch ihre Unwissenheit gehemmt sehen. Ich spreche hier nicht von Metaphysik und Geometrie. Die Wissenschaft der Metaphysik gehört aller Welt, läßt sich auf alles anwenden und hat fast gar keinen Wert. Dasselbe möchte ich beinahe von der Geometrie sagen.

Nun wollen wir einmal sehen, ob sich die Frauen des Reiches der Künste bemächtigen und bis zu welchem Grade sie sich diesen widmen können.

Die mechanischen Künste können nicht in ihr Bereich fallen. Auch auf die Künste, die das Leben verschönern, müssen sie zum Teil verzichten: auf die Bildhauerei, sogar auf die Malerei. Die Unmöglichkeit zu reisen und die Meisterwerke fremder Schulen zu betrachten, der Anstand, der ihnen verbietet, bei der Natur in die Schule zu gehen, unsere ganzen Sitten — alles stellt sich ihrem Fortschritt entgegen. Von Baukunst zu sprechen ist, glaube ich, überflüssig. So sind sie also beschränkt auf Musik, Tanz und unschuldige Reimerei: ein kümmerlicher Behelf; und selbst dieses nur für eine beschränkte Zeit.

Ziehen wir alſo aus allem dieſem den Schluß, daß eine Frau ſehr unrecht hat und ſich nur lächerlich macht, wenn ſie ſich für eine Gelehrte oder einen Schöngeiſt ausgibt und wenn ſie glaubt, ſich ſolchen Rufes würdig zeigen zu können. Trotzdem hat ſie aber ſehr recht, wenn ſie ſich ſo viele Kenntniſſe erwirbt, wie's ihr nur möglich iſt. Sobald ſie ihre Pflichten als Mutter, Tochter, Gattin erfüllt hat, tut ſie ſehr wohl daran, ſich dem Studium und der Arbeit zu widmen; denn dies iſt ein ſicheres Mittel, ſich ſelber genug zu tun, frei und unabhängig zu ſein, ſich für die Ungerechtigkeiten des Schickſals und der Menſchen zu tröſten; und niemals wird man von dieſen mehr geliebt und geachtet, als wenn man ſie nicht nötig hat. Wie dem auch ſei, wenn eine Frau von Geiſt und Charakter die Sachen, auf deren gründliches Studium ſie verzichten muß, nur oberflächlich inne hätte, ſo wäre ſie doch etwas ſehr Seltenes, etwas ſehr Liebenswürdiges, etwas Hochgeachtetes — vorausgeſetzt, daß ſie keinen Anſpruch erhöbe, dies zu ſein.

Guten Tag, mein lieber Abbé. Fortſetzung mit nächſter Poſt.

94.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 2. Februar 1771.

Was? Ihre geiſtreichen Herren haben nicht mehr Geiſt? Da muß man von Neapel kommen und ihnen die Köpfe zurechtſetzen wegen der Auswahl einer Parodie, die Wort für Wort wiedergibt. Das kommt davon, wenn man Geiſt hat und ſpitzfindig iſt. Ein Dummkopf wäre nicht in Verlegenheit darum geweſen, aber faciunt pol nimis intelligendo nihil ut intelligant. Aber ich bin in noch viel größerer Verlegenheit; denn ich habe nur von der zweiten Sendung den Entwurf aufbewahrt; von dem der erſten iſt keine Spur mehr da, und ich kann mich durchaus nicht mehr daran erinnern. Indeſſen ſchicke ich Ihnen das kleine Stückchen Vorrede, das ich parodiert habe, und das erſte Kapitel. Kapitel II muß ganz abgedruckt werden; das dritte

bis zu Seite 35 einschließlich, mit der Fußnote. Weiter weiß ich nichts mehr; aber ich schicke Ihnen, sauber geordnet, die einzelnen Stücke der zweiten Sendung; nach diesen werden Sie sich einen Begriff machen, wie bei der Anordnung des Textes zu verfahren ist. Sie sehen wohl, ich habe es vermieden, zu lang zu werden; darum habe ich denn auch nicht den ganzen Text parodiert; denn abgesehen davon, daß er albern ist, (worauf es nicht viel ankommen würde), ist er sehr lang und einförmig (und das ist unerträglich).

Übrigens empfehle ich Ihnen nur eins: wenn das Ding jemals gedruckt wird, so lassen Sie es ja nicht in halbgebrochenen Seiten setzen, sodaß Text und Parodie einander gegenüberstehen. Viele Übersetzer haben diesen Fehler begangen, und alle haben ihn bereut. Nichts macht eine Übersetzung oder Parodie so gründlich tot wie diese Methode. Der Leser muß immer nur eine ferne Erinnerung haben, und der Text muß ihm gewissermassen nur dunkel vorschweben, sonst hat er kein Vergnügen daran. Ich bin gewiß, mein Freund Grimm (der fühlt, was er liest) wird dieser Beobachtung, die ich Ihnen vorlege, donnernden Beifall zollen; er wird sie richtig und wahr finden, und zu gleicher Zeit neu. Also lassen Sie den Text, vollständig wie er ist, abschreiben oder drucken und hierauf die Abhandlung über die Tumulte; wird sie ohne Unterbrechung und in einem Atemzug gelesen, so kann sie einen Ochsen vor Lachen bersten machen Dixi.

Nun zu etwas anderem. Ist es möglich? Sie amüsieren sich damit, mir eine Abhandlung über Vorzüge und Studien der Frauen zu schreiben und zwar gerade in diesem für Frankreich so kritischen Augenblick, wo man entzückt ist, einen langen Brief zu sehen, weil man denkt, man wird reizende Anekdoten darin finden?[1] Haben Sie's bemerkt? Nr. 39 ist der einzige Brief, den ein Staatsminister nicht hat lesen können, sintemalen, als er geschrieben wurde, kein Staatsminister vorhanden war. Genug, sie haben mir nichts mitgeteilt, und ich bin in der tiefsten Unkenntnis über den ganzen großen Spektakel von

[1]) Der Kampf zwischen dem Königtum mit dem Parlament (in Paris) war just auf seiner Höhe angelangt. Am 20. Januar 1771 wurden alle Parlamentsmitglieder verhaftet und ins Exil geschickt.

Ereigniſſen, die bei Ihnen vorfallen. Wollen Sie jedoch trotzdem meine Prophezeiung? Ich ſage voraus: man wird ſich entſchließen, gegen die ſtarken Geiſter eine grauſame Verfolgung ins Werk zu ſetzen. Und warum? werden Sie fragen. Weil irgend jemand unrecht haben muß, und weil niemand ſich ſo einladend allen Parteien darbietet, um unrecht zu erhalten, als ein alleinſtehender Gelehrter von glänzendem Ruf, der keinem Menſchen Böſes oder Gutes tut. Darum muß ſo einer unrecht haben und zwar alles Unrecht haben, und an allem ſchuld ſein: alſo muß man ihn verfolgen. Hof, Parlamente, Stände, Klerus, Jeſuiten, Janſeniſten — alle finden ihre Rechnung dabei. Ergo, abolendo rumori, Nero subdidit reos, quos populus Encyclopedistas appellabat.[1] Das ſagt mir mein Herz, und mein Herz ſieht oft ſchwarz, ſelten falſch.

Sie wollen von mir wiſſen, was eine Frau ſtudieren ſoll? Ihre Sprache, damit ſie Verſe korrekt ſprechen und ſchreiben kann, wenn ſie Neigung dafür hat. Alles in allem genommen, muß ſie ſtets ihre Phantaſie pflegen; denn das wahre Verdienſt der Frauen und ihrer Geſellſchaft beſteht darin, daß ſie immer urſprünglicher ſind als die Männer; ſie ſind weniger verkünſtelt, weniger verdorben, weniger von der Natur entfernt, und darum liebenswürdiger. Auf dem Gebiet der Moral müſſen ſie gründlich die Männer ſtudieren und niemals die Frauen. Sie müſſen alle Lächerlichkeiten der Männer kennen und ſtudieren, und niemals die der Frauen.

Was Sie auch ſagen — ich bin ſehr zufrieden mit Voltaire's Artikel über ‚Getreide',[2] ſoweit ich darin erwähnt werde. Man ſieht klar und deutlich, daß er es nicht mit den Ökonomiſten hat verderben wollen, daß er aber nichts von ihnen hält. Was

[1]) Tacitus erzählt (Annales XV, 44), daß Nero, dem man den Brand Roms zuſchrieb, den Verdacht auf die Chriſten zu lenken ſuchte: quos, per flagitia invisos, vulgus christianos appellabat. [2]) Es iſt bezeichnend für Voltaire, daß er in ſeinem Artikel (Dictionnaire philosophique: article Blé) weder für die Enzyklopädiſten noch für Galiani Partei nahm, ſondern ſich mit einigen Späſſen aus der Sache zu ziehen ſuchte: ſo meinte er, der Abbé habe der Nation Vergnügen bereitet, was mehr wert ſei als Brot. Im übrigen erkannte Voltaire ſehr wohl die Verwirrung der Anſichten, die durch die Behandlung der Getreidefrage eintrat.

den Gegenstand selbst anlangt, so sieht man, daß er zu alt ist, um ihn noch studieren zu können, und daß seine Leidenschaft und sein Genie ihn stets auf Abwege bringen. Rousseau hatte gesagt, Jesus sei als Gott gestorben;[1] und Voltaire hat sich über diesen Ausspruch lustig gemacht; ich sage jetzt: der Verfasser des Getreideartikels ‚faselt' als Voltaire. Man wird sich über mich lustig machen, wenn man niemals gesehen zu haben glaubt, wie ein Voltaire faselte. Ich glaube jedoch mich deutlich genug auszudrücken. Leben Sie wohl. Haben Sie mich lieb.

Der Brief ist zu dick, um ihn durch Vermittlung des Botschafters zu schicken. Vergessen Sie nicht die arme Kranke, wenn sie noch am Leben ist.

Ich bin ganz stumm geworden, weil ich infolge des Verlustes meiner Zähne beim Sprechen stark zische und lispele. Ich bin also nicht mehr auf der Welt; denn was ist der kleine Abbé, wenn er stumm ist! Adieu.

Sie schreiben mir nicht, ob Sie meinen letzten Brief an Suard gelesen haben, ob Sie meine zweite Denkschrift an Herrn de Sartine erhielten; ich finde überhaupt in Ihren Briefen ein Schweigen, daß ich zweifle, ob Sie die meinigen erhalten haben. Ich hatte an Madame Necker geschrieben und den Brief an Suard geschickt; ich habe nichts wieder davon gehört. Leben Sie wohl.

In diesem Augenblick erhalte ich Ihre Nr. 40 und die Pariser Briefe vom 14. Ich bin von Kummer ganz niedergedrückt; Sie wissen warum. Ich glaubte, Unglückliche stürben niemals; aber ach, sie sterben wie alle anderen. Welchen Trost hat man dann noch, wenn man zum Unglück geboren ist?

95.

An dieselbe.

Neapel, den 9. Februar 1771.

Madame,

mein Herz treibt mich nicht, an Paris zu denken. Ich finde mich alle Tage gefühlvoller als ich geglaubt hätte. Mein Pariser

[1] Im „Emil". (Profession du vicaire savoyard). Auch Voltaire pflegte Christus mit Sokrates zu vergleichen.

Verluſt vermehrt ſich noch um einen Verluſt, den ich in Genua erlitt; und ich kann dieſe Verluſte nicht erſetzen, denn das Geſchlecht liebenswürdiger Männer und Frauen iſt für mich, wie es ſcheint, ausgeſtorben.

Tauſend Dank für das Geſpräch zwiſchen Panurg und Pantagruel.[1] Panurg iſt ein ebenſo ſchlechter Moraliſt wie Ökonomiſt. Unſinn! Ein Peſtkranker hat nicht das Recht, ſich an der Tafel des Barons unter allen Gäſten niederzulaſſen! Die Natur gibt dem Menſchen Gewalt, Freiheit und Beſitz — von den Lateinern Occupatio genannt. Die Geſellſchaft — verkörpert in den Geſetzen — gibt das Recht. Recht iſt ein Gleichgewicht (ein Ausgleich) verſchiedener Zweckmäßigkeiten. Utilitas justi prope mater et aequi. Das Recht iſt alſo ein Ergebnis verſchiedener Gewalten; und die Geſetze ſind ein Beweis für das hohe Alter der Welt; denn ſie hat eine Reihe von Zeitaltern durchmachen müſſen, wo nur Gewalten herrſchten; und wenn man der Sache auf den letzten Grund geht, ſo hat das Verſuchen aller dieſer Gewalten zu Geſetzen geführt und hat das Recht entſtehen laſſen. Ein Peſtkranker kann alſo den Willen oder gar die Gewalt haben, ſich zu anderen Menſchen zu ſetzen; aber er hat nicht das Recht dazu, denn die Geſellſchaft gibt es ihm nicht, ſie verweigert es ihm vielmehr. Aber Panurg rührt alles durcheinander als ein echter und rechter Ökonomiſt, der er geworden iſt. Leben Sie wohl. Dieſen Brief hab ich im Galopp geſchrieben, weil ich ausgehen muß.

96.

An dieſelbe.

Neapel, den 16. Februar 1771.

Schöne Frau!

Die Briefe, die Sie mir ſeit Beginn dieſes Jahres ſchreiben, ſind unglaublich. Die Politik hat Sie ſtumm gemacht, und wie

[1]) Ohne Zweifel Anſpielung auf ein Geſpräch zwiſchen Panurg (Morellet) und Pantagruel (Holbach), das man Galiani hinterbracht haben mochte.

die Stummen bringen Sie viele Töne hervor, aber keine artikulierten Laute. Ei was! Ob das Parlament Frieden schließt oder ob es an die Wand gedrückt wird, ob Herr de Choiseul zurückkehrt oder ob er in Chanteloup bleibt[1] — ist es deshalb nötig, daß ich nicht erfahre, wie es den Helvétius geht? Was machen Madame Geoffrin, Madame Necker, Fräulein Clairon, Fräulein de Lespinasse, was machen Grimm, Suard, der Abbé Raynal, Marmontel und die ganze ehrenwerte Gesellschaft? Sie schicken mir Verse von Madame de Boufflers,[2] worin es heißt, sie sei keine Frau mehr. Ich weiß nichts vom Pariser Brauch; aber bei uns und nach dem Römischen Recht gewährt man den Witwen die Restitutio in integrum; und Kenner sagen, von einem gewissen Alter an sei das sehr zutreffend. Übrigens will ich keine Verse von anderen, ich will Prosa von Ihnen.

Diderot hat mir die Frage vorgelegt, ob es in einem gewissen Fall möglich sei, das Getreide in einer ganzen Provinz zu monopolisieren, wenn nämlich das zum Bedarf dienende Geld in Verruf käme und entwertet würde und dadurch riesige Geldmengen sich in den Händen einzelner Privatleute ansammelten. Ich sage: dies kann nur in einem einzigen Fall eintreten. Denn, beachten Sie wohl: damit ein Herrscher ganz und gar in Verruf kommt, muß man eine Regierung voraussetzen, die weder Gesetze noch Versprechungen achtet, noch überhaupt irgend etwas, was den Menschen heilig ist. Eine solche — absolute und despotische — Regierung wird also auch Kornspeicher nicht respektieren. Also wird ein Privatmann ebensoviel riskieren, wenn er Getreide kauft, als wenn er sein Geld in königlichen Schatzscheinen anlegt. Er wird es also unterlassen. Aber wenn eine Regierung Geldbankrott macht, dabei die Grundsätze der Tugend unangetastet blieben; wenn der Bankrott nicht aus Niedertracht gemacht würde, sondern aus Gutmütigkeit, weil man lustig und munter viel Geld

[1]) Der Sturz des Ministers Choiseul (am 24. Dezember 1770) wurde von der Nation als allgemeines Unglück betrachtet. [2]) Ehrendame der Prinzessin Conti; der Prinz Conti gehörte zu ihren Verehrern, in dessen Palast (im ehemaligen Hause des Templerordens) sie wohnte, weshalb sie den Spitznamen „Idole du Temple" führte. Ihre Schwiegertochter, die Gräfin Amelie de Boufflers pflegte ihre Witze zu wiederholen. Als ihre Schwiegermutter starb, sagten die Spötter, die Schwiegertochter habe den Geist aufgegeben.

verputzt hat — dann würde man bei derselben Nation gleichzeitig eine energische Handhabung der Tugend und einen Verfall der Sitten beobachten. Da würde man eine ausgezeichnete Polizei sehen, vor der kein Spitzbube sicher ist, der ein Taschentuch stiehlt; dagegen würde eine Indische Compagnie oder eine Steuerpachtgesellschaft, die ihre Schulden von zweihundert Millionen nicht bezahlte, nicht einmal vor Gericht gestellt werden. Da würde man sehen, wie der Zitronenbaum eines Besitzers in den Schutz des Staates genommen wird, während man diesem selben Besitzer für hunderttausend Franken Kontrakte vor der Nase entzweireißt. Dieser Fall kommt so selten vor, daß er wahrhaftig einzig in seiner Art wäre. Wir sehen ihn, die Nachwelt wird nicht daran glauben. Also hat Diderot recht; aber ich habe auch nicht unrecht, wenn ich mit solchen einzig dastehenden Fällen mich nicht beschäftige. Guten Abend, leben Sie wohl.

97.

An dieselbe.

Neapel, den 23. Februar 1771.

Sind die beiden Gedichte, die Sie mir schicken, wirklich von Voltaire? Ich hätte auf Dorat[1] geraten, oder auf Boufflers,[2] Boisenon,[3] unseres Barons Chevalier[4] mit den roten Absätzen, oder einen anderen Talmi-Voltaire, aber niemals auf ihn selber; und passen Sie auf, vielleicht täusche ich mich nicht! Man hat ein Lobgedicht auf einen Verbannten,[5] das niemand zu machen

[1]) Claude Joseph (1734—1780). Galiani liebte seine Gedichte nicht, die mit schönen Kupfern verziert waren. Als man jene eines Tages lobte, sagte der Spötter: „Oui, il se sauve de planche en planche." [2]) Jean Stanislas, Chevalier de Boufflers (1737—1816), Mitglied des Instituts und einer der geistvollsten Männer der Zeit. [3]) Claude Henri de Fusée de Voisenon (1708—1775), Literat und Mitglied der französischen Akademie. Er gehörte zu den Abbés, die ohne eigentliche Verdienste eine Rolle in den Salons spielten. [4]) ?. [5]) Der Herzog von Choiseul, dessen Loblied Voltaire in der Epistel „Benaldaki à Caramuftée, femme de Giafar le Barmécide" sang. (Oeuvres, XIII, p. 315.)

wagte, Voltaire zugeſchrieben. Die Zeit wird's lehren, wie die Zeitungen ſagen.

Grimm iſt nicht ſo ſehr mein warmer Freund, wie er ſich rühmt; denn wenn er ſo warm wäre wie ein Backofen, würde er mir was Selbſtgebackenes ſchicken.

Auf Madagaskar gibt es Menſchen, deren Moral beſſer iſt als ihr Gedächtnis. Um ſich an Gründe zu erinnern, die ſie reiflich erwogen haben, benutzen ſie Ruten. Wir drucken Berichte und Druckſchriften, und das läuft auf dasſelbe hinaus. Fragen Sie Ihren Freund, ob die Richter alt oder jung waren. Ich möchte wetten, es ſind die älteſten Herren der Gegend. Übrigens iſt dieſe Geſchichte von Madagaskar nicht wunderbarer als die von den Räten desſelben Landes, die in Krügen beratſchlagten, und man fand, daß in Europa noch viel ſeltſamere Ratsverſammlungen abgehalten würden. So findet man in Europa auch Urteile, wobei dem Richter ſtatt Ruten Säcke mit harten Talern vorgeſetzt werden. Sie ſetzen dieſe Taler bald links, bald rechts, ermeſſen das Mehr oder Minder, das Für oder Gegen mit harten Talern; ſchließlich wird gewogen, und das Gewicht entſcheidet, wer recht hat. Alles in allem genommen, kommt es gar nicht darauf an, ob der eine oder der andere auf dieſer Welt recht bekommt. Die Hauptſache iſt, eine Entſcheidung zu fällen; denn ſchließlich muß man doch zum Mittageſſen gehen, Richter ſowohl wie Parteien.

Ich möchte Ihnen noch mehr darüber ſagen; aber da Sie mir auf alles, was ich Ihnen ſchreibe, niemals etwas antworten, ſo machen Sie mich irre. Ich habe Ihnen zwei Denkſchriften für Herrn de Sartine geſchickt, was haben Sie damit gemacht? Was machen Sie mit meinem ‚Radau'? Was machen Sie mit Merlin? Was machen Sie mit tauſend anderen Sachen, die ich Ihnen ſchon ſagte oder noch zu ſagen habe? Ihre Kammerzofen intereſſieren mich; ich liebe es nicht, daß man ſtirbt. Wirklich, ich kann mich nicht daran gewöhnen. Guten Abend. Tauſend Grüße an alle meine Freunde.

98.

An dieſelbe.

Klagelied über die Unterbrechung des Briefwechſels.

Neapel, den 2. März 1771.

Eine leere Woche, ſchöne Frau — keine Briefe von Ihnen! Ich bin darüber traurig, ängſtlich, ärgerlich; denn ich glaube, meine Briefe ſind Ihnen regelmäßig zugekommen. Es waren darin Stellen über meine Angelegenheiten, meine Geſchäfte, meine Freunde; auf dieſe hätte eine Antwort erfolgen müſſen. Ganz gewiß ſind auch in meinen früheren Briefen ſolche Stellen, auf die Sie nicht geantwortet haben. Was bedeutet denn das? Wenn Schlaganfälle anſteckend wären, würde der Ihrer Kammerzofe mir Angſt machen. Ich glaube nicht, daß Sie mit dem Parlament zuſammen in die Verbannung geſchickt worden ſind. Warum alſo ſchreiben Sie mir nicht? Und alle die vielen anderen, die mir ſchreiben müßten, die mir ſchreiben könnten — warum tun ſie es nicht? Bin ich denn ganz und gar vergeſſen? Bitte, bitte, ſchreiben Sie mir etwas über meine Merlinſchen Bücher, über mein Geld, über meine Schulden. Haben Sie meinen Brief erhalten, worin ich Ihnen ſchrieb, welcher Betrag an den Herrn Herzog de la Villa-Hermoſa bezahlt werden müßte? Ich habe Ihnen nichts zu ſagen, wenn Sie nicht meinen Geiſt elektriſieren. Hier gibts niemals ein Geſpräch, hier hört man kein Wörtchen von Literatur, Geiſt, geſunder Vernunft. Und ſo werde ich immer ſtumpfſinniger — von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute. Für heute Abend — guten Abend.

99.

An dieſelbe.

Neapel, den 9. März 1771.

Fluch denen, die Ihren Tiſch ändern! Fluch denen, die Ihre Stühle anrühren. Wiſſen Sie, was dieſe grauſame

Verzögerung Ihrer Briefe mich koſtet? Sie koſtet mich eine Todesangſt! Ich glaubte allen Ernſtes, Sie ſeien geſtorben, und meine Seele hat keinen Augenblick Ruhe gehabt. Ich lief herum, ſuchte Leute und fragte ſie, ob nicht irgend ein Unglück aus Paris gemeldet worden ſei. Und alle antworteten mir, der Marſchall de Seneterre [1] ſei geſtorben. Gott nehme ſeine Seele zu ſich! Aber Sie — um Gottes willen, im Namen der reinſten und wahrſten Freundſchaft, die es auf der Welt gibt — verſäumen Sie niemals, mir allwöchentlich zu ſchreiben, entweder durch die Geſandtſchaft oder mit der Poſt; im ſchlimmſten Fall laſſen Sie mir durch Ihren Prior [2] oder durch Ihren Propheten [3] ſchreiben. Das iſt ernſter als Sie glauben. Doch jetzt zu etwas anderem!

Der Marquis liebt alſo einen Elefanten. Wie das ihm ähnlich ſieht! Wie das mir ähnlich ſieht! Es war einmal in Neapel ein Elefant, ich betete ihn an. Duclos glaubt alſo, man könne vom Elefanten ſprechen, ohne ſich etwas zu vergeben? [4] Aber wenn er ihn zu ſehr lobte, was würden dann die Neidhammel ſagen? Vorſicht iſt nach meiner Meinung für unvorſichtige Menſchen immer ſehr notwendig, und ſo vorſichtig man auch iſt, die Unvorſichtigen bleiben immer wie ſie ſind.

Halten Sie mich für ſo dumm, daß ich von Paris fortgegangen wäre, wenn ich nicht vorausgeſehen hätte, daß ich mich dort nicht länger halten könnte, daß ich dort keinen guten Ankergrund mehr haben würde. Was ich Ihnen ſage, iſt buchſtäblich wahr. Ich habe Paris mit vollem Vorbedacht und aus freiem Willen verlaſſen; ich ſah, daß ich durch ein anderes Verhalten meinen Fortgang nur um wenige Monate hätte hinausſchieben können, daß es mir aber, bei meiner Weſens- und Denkungsart und bei meiner gefühlvollen Anhänglichkeit an meine Freunde, unmöglich wäre, lange an Ort und Stelle zu bleiben ohne mich zu rühren. Glauben Sie, daß ich beſſer

---

[1]) Henri Jean Charles, Marquis de Seneterre, Diplomat und Soldat (1685—1771). [2]) Vielleicht der Abbé Mayeul. [3]) Grimm. [4]) Im Jahre 1771 zeigte man in Paris einen jungen fünfjährigen Elefanten für Geld. Anſpielung auf ein Witzwort Duclos': Meine Herren, ſprechen wir von dem Elefanten; er iſt das einzige hervorragende Tier, von dem man in dieſen Zeitläuften ohne Gefahr reden kann. (Grimm, Corresp. litt. t. IX, p. 227.)

getan hätte, nach der Veröffentlichung meiner Dialoge noch in Paris zu weilen? Würde mich dies bei meiner Regierung und in meiner Heimat empfohlen haben? Nein, ich tat gut daran, abzureiſen; aber ich fühle, ich würde noch beſſer daran tun, zurückzukehren, trotz dem Verluſt meiner Zähne, trotz meiner geſchwächten Geſundheit und der Abnahme meiner Sehkraft. Hierum müſſen wir uns nun ernſtlich bemühen. Ich habe Luſt, eine Eingabe zu machen, um beim neuen Parlament eine Stelle als Kanzleirat zu erhalten. Was meinen Sie dazu? Sprechen Sie mit dem Marquis darüber; ſehen Sie zu, ob nicht ſein Elefant meine Wünſche durchkreuzt.

Ich erwartete die Erledigung meiner Merlinſchen Angelegenheiten. Vorläufig teile ich Ihnen mit, daß meine fünfundzwanzig Exemplare endlich eingetroffen ſind; auch die nach Genua geſandten ſind angekommen. Sie können ſich alſo denken, daß ich auch die Neujahrspredigt[1] erhalten habe. Wozu haben Sie ſie mir geſchickt? Um darüber zu lachen. Nun, ich will Ihnen ſagen beim zweiten Leſen bin ich in Tränen zerfloſſen; es wurden in meiner Seele ſo viele ſehnſüchtige Erinnerungen wach, daß ich darüber beinahe verrückt wurde.

Ich ſah Grimms komiſch-groteske Verbeugungen; ich ſah das feine Lächeln der Baronin, das innige Behagen des Barons, Diderots, Marmontels; ich ſah den geheimen Verdruß des Abbé Morellet, der innerlich wütend war, daß nicht er dieſe Predigt gemacht hatte; ich ſah ſogar den Senator Pococurante Helvétius,[2] der die Geſchichte nicht ſo tragiſch fand, wie ſo einen ſchönen Mord und Totſchlag bei Shakeſpeare, und der gleichwohl einſt mich lieb hatte. Aber, ſagen Sie, was hat es denn eigentlich mit dieſem reizenden Scherz auf ſich? Hat Grimm ihn vorgeleſen? Hat er ihn allen Fürſten des Nordens geſandt? Schreiben Sie mir Näheres! Ich perſönlich finde ihn köſtlich: ich akzeptiere ſogar die überaus ſchmeichelhaften Lobſprüche, die er mir zollt; denn ich halte ſie für wahr und gerecht; aber laut proteſtiere

[1]) Der ſchon mehrfach erwähnte „Sermon philosophique“, den Grimm am Neujahrstage in der „Grande synagogue de la Rue Royale“, d. h. im Hauſe des Barons Holbach vorlas. [2]) Geſtalt aus dem Voltaire'ſchen „Candide“, als Typus des Blaſierten.

ich gegen die unanständigen Sarkasmen, die er sich gegen meine Keuschheit erlaubt. Man sieht wohl, der Verfasser ist nicht meinen Spuren nachgegangen; er kennt nicht die Orte, wo ich Namen und ewigen Ruhm hinterlassen habe. Er soll nur hingehen, da wird er Erstaunliches sehen und hören! Seine Kollekte ist beleidigend für mich. Ich habe kein Kind in Paris hinterlassen; die zwei, die ich hatte, sind gestorben, und auch ihre Mutter ist tot.[1] Ich habe jetzt nur noch eine große Zahl von Schwägern, darunter mehrere Philosophen, aber keinen, der blödsinnig geworden ist, mit Ausnahme des ‚netten Bernard'[2]. Übrigens werde ich an den Verfasser der Predigt schreiben; und zur Revanche für dieses schöne Stück gedenke ich ihm, wenn mir Gott das Leben schenkt, ein originales, ernsthaftes Werk zu schicken. Er hat mich mit seinen Witzen zu tief erniedrigt, darum will ich ihm mit Witzen nicht mehr kommen.

In derselben Kiste erhielt ich die schlechte Broschüre des Grafen Lauraguais gegen den Herrn Dupont; sie sieht ihm ähnlich; sie ist sogar noch schlechter, als er sie hätte machen können. Ich habe auch Linguet gelesen. Ich glaube, er ist in der Hohen Schule geschickter als ich; er weiß besser, wie man bei diesen Gäulen[3] die Peitsche gebrauchen muß. Da muß man ein festes Handgelenk haben, und ich möchte wetten, sie sind unter seiner Faust williger gegangen als unter meiner. Aber, wie ist denn eigentlich die ganze Geschichte abgelaufen? Was machen die Ökonomisten? Was sagen Sie zu der Teuerung? Seit einem Jahrhundert schreiben Sie mir nicht mehr darüber. Es ist spät. Ich habe heute früh mit dem Baron Gleichen und General Koch gespeist; wir sprachen viel von Ihnen und unseren Pariser Freunden. Guten Abend; haben Sie mich lieb! Sorgen Sie dafür, daß dieser Schelm, der Suard, mir schreibt, auch der Baron und andere, die mir niemals schreiben, niemals antworten.

---

[1]) Madame de la Daubinière. [2]) Gentil Bernard, der Verfasser der „Art d'aimer", der infolge seiner Liebeskünste im Jahre 1770 einen Schlaganfall erlitten hatte, der mit Paralyse endete. (Corr. litt. IX, p. 257.) [3]) Bei den Ökonomisten.

100.

An dieſelbe.

Neapel, den 16. März 1771.

Ich habe den Brief geleſen, der im Merkur abgedruckt werden ſoll. Er iſt durchaus wahr; ich fürchte ſogar, er enthält prophetiſche Wahrheiten. Man verſpricht den Schluß nach meinem Tode zu bringen, und damit die Ungeduld des Publikums befriedigt werde, wird dieſer Schluß ſehr bald erſcheinen. Ja, Diderot wird mich überleben, alle meine Freunde werden mich überleben; ich werde zuerſt von dannen gehen. Dieſer Brief iſt denn auch eine Lobrede auf einen Schriftſteller, der ſich aus dieſer Welt davongemacht hat, ohne ſeine Schreibmappe auszuleeren. Es iſt mir nicht lieb, daß man mich vor dem Publikum des Macchiavellismus beſchuldigt hat; das Publikum iſt ſo dumm! und ich bin noch nicht tot! Ebenſowenig lieb iſt es mir, daß man mir anonyme Bücher zuſchreibt. Man wird glauben, ich hätte in Paris Satiren und Pamphlete gemacht. Die Ökonomiſten ſind ſo boshaft,[1] und ich ſtelle ſie durch meine überlegene Klarheit ſo ſehr in den Schatten, daß man auf alle möglichen dunklen Umtriebe von ihrer Seite gefaßt ſein muß. Da übrigens dieſer Brief erſt in Ihre Hände gelangen wird, wenn der Würfel bereits gefallen iſt, ſo danken Sie dem Verfaſſer des Merkur-Briefes — wenn dieſer nicht etwa von mir ſelber iſt, was ich bezweifle — für alles Gute, was er ſo freundlich war über mich zu ſagen. Ich möchte jedoch lieber geächt als gelobt ſein. Das eine iſt das Vergnügen der Lebenden, das andere der Troſt der Toten. Laſſen Sie meinen ‚Nadau‘ mit oder ohne Erlaubnis drucken! Man druckt ſo viele Sachen, die man verbieten müßte! Herr de Sartine iſt immer auf meinen Lippen und ſeine Frau Gemahlin nicht weit davon. Küſſen Sie den Herrn und verſichern Sie ſeiner Gemahlin, daß Sie ihn in meinem Namen küſſen.

[1]) Diderot hatte den Leſern in der Juninummer des „Mercure de France“ geſagt, wer und was der Abbé Galiani war.

Sie wollen mit mir nicht über öffentliche Angelegenheiten sprechen? Nun, so werde ich Ihnen davon sprechen und Ihnen zeigen, daß ich mehr darüber weiß als Sie, obgleich Sie in Paris sind und ich in Neapel bin. Sie werden sehen, daß ich die Zukunft kenne. Noſtradamus[1] ſagt: der König wird nachgeben. Faſt nichts von dem, was der Kanzler jetzt macht und anordnet, wird Dauer haben. Dieſe Unordnung wird lange dauern; ſchließlich wird jedoch der Abſolutismus ſtärker werden denn je zuvor, und die Freiheit wird auf ewig verloren ſein. Dies ſind Behauptungen, die ſich anſcheinend ſehr widerſprechen; aber ſie werden alle in Erfüllung gehen. Schlüſſel zum Noſtradamus: Die Käuflichkeit der Richterämter wird aufgehoben werden. Jedes Land, deſſen Ämter nicht durch Wahl des Volkes beſetzt werden oder erblich ſind, iſt ein Sklavenland. Frankreich hat keine Beamten mehr, die vom Volk erwählt werden, wie einſt die Biſchöfe, und es hat keine Barone oder Herzöge, die ins Parlament gehen. Wenn es von der Käuflichkeit der Ämter befreit wird, iſt alles in Ordnung. — Da haben Sie einen kurzen, aber ſaftigen Brief!

101.

An dieſelbe.

Neapel, den 23. März 1771.

Sehen Sie, was ich für Pech habe! Am ſelben Tage, wo Sie die Laune anwandelte, mir ein Märchen zu ſchicken, hat man mich das Briefporto bezahlen laſſen. Daher wird denn auch Ihr Märchen mir teuer ſein und wird mich teuer zu ſtehen kommen. Wirklich, ich wäre entzückt, wenn ſich ein Mittel ausfindig machen ließe, mir Ihre Briefe zukommen zu laſſen, ohne ſie dem Paket für unſern Hof beizulegen und ohne daß ich die ganzen Portokoſten zu bezahlen hätte. Sie müſſen bis Rom gehen.

---

[1]) Der ſprichwörtlich gewordene Prophet Michel de Noſtredame (1503—1566) aus Saint-Remy in Südfrankreich, Arzt und Okkultiſt, der im Jahre 1555 ſeine vielberufenen Prophezeiungen „Sept centuries“ veröffentlichte.

Von dort würde man ſie mir gratis mit der Poſt hierher ſchicken; das koſtet nur eine Kleinigkeit. Sehen Sie zu, daß Sie es mit Magallon in Ordnung bringen; er könnte ſie an ſeinen Freund Azara in Rom ſchicken. Oder ſprechen Sie mit Herrn von Reynière darüber. Jedenfalls laſſen Sie mich mit meinem Hof ſo wenig in Berührung kommen, wie es nur möglich iſt. Longe a Jove, longe a fulmine.

Da ich Magallon erwähnte — wiſſen Sie, daß er Sie raſend liebt? Er zankt mich aus, daß ich ihn Ihnen nicht vorgeſtellt habe, als ich in Paris war; wie wenn ich ihm das nicht ſehr oft vorgeſchlagen hätte. Aber ſo ſind die Menſchen. Was man nicht kennt, das ißt man nicht. Dann verſucht man es, findet es lecker und ſchimpft den Koch aus, daß er einem nicht ab immemorabili das Gericht vorgeſetzt habe. Hatte ich Ihnen geſagt, Sie ſollten meine Leichenrede nicht nur vor meinem Tode, ſondern ſogar vor Empfang meiner Einwilligung veröffentlichen?

Nicolai meldet mir, er werde Ihnen Schlußabrechnung über ſeine Auslagen für mich ſchicken. Machen Sie mir auch die Ihre. Ich habe in Paris keine regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben mehr. Ich kann alſo meine Rechnungen abſchließen.

Tauſend Grüße dem Chevalier Gatti, wenn Sie ihn ſehen.

Wenn Voltaire ſeinen ‚Candide‘ jetzt ſchriebe, hätte er das Mahl der ſechs Könige nicht in Venedig ſtattfinden laſſen, ſondern es von vornherein in die Rue Saint-Honoré bei Frau Geoffrin verlegt. Indeſſen, wenn ſein Mahl einen König von Schweden[1] neu gewonnen hat, ſo hat es Herrn de Mairan verloren, und es hat bei dem Tauſch nicht gewonnen. Von den Königen muß man ſagen, was jener Mönch von den Karfreitagen ſagte: Sie kommen, ſie gehen. Aber Menſchen von Genie kommen nicht ſo leicht wieder. Kurz und gut, von den hoffnungsvollen großen Königen will ich nichts mehr wiſſen. Sie werden alle eines Tages Ökonomiſten ſein und werden ſagen, die Menſchen dienen zu nichts, wenn ſie nicht ihnen dienen.

---

[1]) Guſtav III., damals Kronprinz von Schweden, weilte unter dem Namen eines Grafen von Gothland in Paris, vom 4. Februar bis 18. März 1771. Am 1. März erfuhr er das Hinſcheiden ſeines Vaters, das ihn zum König machte.

102.

Frau von Epinay an Galiani.

Paris, den 11. April 1771.

Wenn ich nicht hoffte, daß meine Briefe Ihnen wenig Portokoſten machten, mein lieber Abbé, hätte ich nicht mehr den Mut, Ihnen zu ſchreiben; denn meine eigenhändige Briefſchreibekraft geht nicht über zwanzig Zeilen hinaus, und meine Gehirnkraft erlaubt mir kaum mehr als eine oder zwei Seiten zu diktieren. Ich muß Ihnen jedoch all mein Unglück erzählen. Abbé Terray hat mich durch ſeine Maßnahmen ruiniert.

Ich habe weder Kredit noch Protektion, und hätte ich dieſe, ſo ſollte mich Gott davor bewahren, jemals davon Gebrauch zu machen, um auch nur einen Taler zu verlangen. Ich ſchaffe meine Equipage ab, ich verkaufe das bißchen Silbergeſchirr, das ich habe; das wird nicht lange reichen. Am meiſten betrübt es mich, daß es nicht genügen wird, um die Schulden zu bezahlen, die meine ſchwache Geſundheit mich zu machen zwingt, während ſie mich zugleich verhindert, an dem bißchen, was mir bleibt, Erſparniſſe zu machen. Und dafür kann ich Ihnen bürgen: ich werde darum nicht trauriger ſein, und frohen Herzens ins Hoſpital gehen.

Nachdem ich Ihnen mitgeteilt habe, was mich perſönlich angeht, diktiere ich jetzt den Reſt meines Briefes. Wenn ich hier und da auf einen Abbé fluche,[1] muß ich darum einen anderen um ſo mehr lieb haben; wenn ich eine Parallele zwiſchen den beiden ziehen wollte, ſo würde das wohl recht ſcherzhaft ſein. Mein Mörder iſt lang wie eine Bohnenſtange, mein Tröſter iſt nur drei Käſe hoch. Der eine iſt dürr wie Reiſig, hat tiefliegende Augen, eine ſpöttiſche, harte, abſprechende Miene; der andere iſt ſpeckfett, hat große, offene Augen, eine ſanfte, ſchalkhafte, gute Miene. Der große Abbé denkt wie ein Räuberhauptmann, der kleine Abbé wie ein großer Mann; der

[1]) Auf den Abbé Terray, der durch die erwähnten Finanzoperationen das Einkommen der Frau von Epinay ſehr gekürzt hatte.

große Abbé ist sittenstreng usw. Ich werde gelegentlich diesen Gedanken weiter verfolgen. Übrigens schreibe ich Ihnen nur darum so ungeniert, weil ein zuverlässiger Reisender Ihnen diesen Brief überbringen wird und mir für die richtige Bestellung garantiert. Ich will nun auf Ihre Fragen antworten und auch auf die, die Sie stellen würden, wenn Sie wüßten, was hier vorgeht.

Man erwartete Aufhebung der Cour des Aides;[1] man hat den Grund der Eile durchschaut, womit die Maßregel ausgeführt wurde, und kein Mensch glaubt, daß der gewollte Zweck damit erreicht werden kann. Man trauert darüber, wenn man dadurch jeder Justiz beraubt wird; man empört sich gegen den Gedanken, daß der Ministerrat unumschränkt gleichzeitig Richter und Partei ist. Die Bestürzung ist groß; aber wie ich sehe, ist man mehr zur Aufgabe jedes Widerstandes geneigt als zu Gewalt. Viele denken ernstlich an Auswanderung; wer durch seine Lage festgehalten ist, macht seinem Schmerz durch Deklamationen Luft, die zwar nichts nützen, aber doch das Herz erleichtern. Man ist erstaunt über die Verbannung einiger Mitglieder der Cour des Aides; man ist auf alles gefaßt; man hat Furcht. Aber die Meinungen bleiben die gleichen, weil man diese nicht beeinflußt.

Über die Art und Weise wie der Herr Kanzler vorgeht, urteilt man allgemein mit solcher Verachtung, daß man sich kaum herbeiläßt, seine Veröffentlichungen zu lesen. Man ist zum Voraus überzeugt, daß sie zweideutig und spitzfindig sein müssen. Von denen, die sie gelesen, finden einige sie ungeschickt abgefaßt, andre sie weder wahr noch falsch, schwierig zu widerlegen, aber doch widerlegbar. Noch andere sagen — und zu diesen gehöre ich —, daß um die eigentliche Frage stets herumgegangen wird.

---

[1]) Nach der Verbannung des Parlaments wurden die Mitglieder des Staatsrats mit der Gerichtsbarkeit beauftragt; man hieß die Versammlung Parlement postiche. Als das Obersteueramt (Cour des Aides) sich eine Freiheit gegen dieses Parlament herausnahm, hielt der König eine feierliche Gerichtssitzung ab (lit de justice), in welcher das Obersteueramt aufgelöst, die alten Parlamentsämter aufgehoben und der große Rat abgeschafft wurde. Das neue Parlament setzte sich aus den Mitgliedern des großen Rates und einigen Mitgliedern des Obersteueramtes zusammen.

Gewiß besteht dieser Streit um die Autorität oder vielmehr um die Macht zwischen König und Parlament solange es überhaupt eine französische Monarchie gibt. Diese Unbestimmtheit gehört sogar zur monarchischen Verfassung; denn wenn die Frage zugunsten des Königs entschieden wird, so wird er durch alle sich daraus ergebenden Folgen einfach zum absoluten Despoten. Entscheidet man sie zugunsten des Parlaments, so hat der König eigentlich nicht mehr Autorität als der König von England. Ob man also die Frage auf die eine oder auf die andere Weise entscheidet, jedenfalls ändert man die Verfassung des Staates. Läßt man dagegen die Sachen so, wie sie von Alters gewesen sind, so muß man doch wirklich fragen: wäre wirklich ein Fall denkbar, daß der König nicht freier Herr wäre, ein gutes Gesetz, eine gerechte Verordnung zu erlassen? Und wann ist es je dageweſen, daß trotz dem Widerstand des Parlaments der Wille des Königs nicht die Oberhand gehabt hat, bis der Herrscher von der Macht der Ereignisse und Verhältnisse bezwungen, aber ganz unabhängig von den Parlamenten, aus eigenem Antrieb von seinen Plänen Abstand genommen hat. Hätte man nur das Gute gewollt, so könnte man die Mißbräuche abstellen, ohne das ganze Gebäude niederzureißen; und wenn man das Baumaterial eines Hauses wieder verwenden will, so muß man es vorsichtig abbrechen, aber es nicht zerstören. Außerdem sind Menschen nicht zu behandeln wie Steine, die man mit Hebemaschinen bewegen kann.

Jeder Schritt macht das Übel schlimmer. Man schreibt — man wird antworten. Für den französischen Charakter ist alles Modesache; jeder wird seine Weisheit über Staatsverfassung anbringen wollen; die Köpfe werden sich erhitzen. Man wirft Thesen auf, an die man sonst niemals zu denken gewagt hätte. Und das ist nun ein nicht wieder gutzumachendes Unheil. Wie ich Ihnen sagte, mein lieber Abbé: diese Fragen sind die Theologie der Staatsverwaltung. Damit sie ohne Gefahr aufgeklärt werden können, muß man in seinen Nachforschungen so erfolgreich und glücklich sein wie ein vernünftiger Mensch es nur verlangen kann. Sonst muß die Aufklärung, die den Völkern zuteil wird, ein bißchen früher, ein bißchen später Revolutionen herbeiführen.

Wenn man dann unſere innere und äußere Lage betrachten will, ſowie den Charakter der verbündeten und nichtverbündeten Herrſcher, ſo wird man, glaube ich, zugeben, daß kaum ein ungünſtigerer Augenblick gewählt werden konnte. Ich könnte ohne Schwierigkeit ganze Bände über dieſen Gegenſtand ſchreiben; ich könnte nachweiſen, daß ein dauerhaftes Ergebnis unmöglich iſt und daß es alle möglichen Unzuträglichkeiten zur Folge haben würde, wenn ein ſolches möglich wäre. Alle dieſe Ideen waren in meinem Kopfe vorhanden; aber ſie wären mir ſelber ewig unbekannt geblieben, wären ſie nicht dadurch entwickelt worden, daß mein Geiſt aufgeſchreckt wurde und meine Seele ſich empörte. Man muß nicht glauben, daß bei dem jetzigen Stand der Aufklärung unſerer Nation alles in Ordnung iſt, wenn man ſie durch Schreckensbeiſpiele von der Macht der Autorität in Furcht geſetzt hat. Zur Furcht tritt Unwille hinzu, und eine aufgeklärte Seele wird ſehr beredt, wenn ſie durch Mitleid, Schrecken, Mut und Entrüſtung erhitzt iſt. Die Luſt am Märtyrertum wirkt anſteckend, und es iſt ungeſchickt, ſie ſich ausbreiten zu laſſen.

Übrigens hofft jedermann, oder faſt jedermann, die ganze Geſchichte werde ſich in nichts auflöſen. Aber wenn es entſchieden wäre, daß die Staatsverfaſſung geändert werden muß, ſo würde man nach meiner Wahrnehmung den Deſpotismus des Parlaments vorziehen, weil dieſer an Formen gebunden iſt, über die ein deſpotiſcher Herrſcher ſich hinwegſetzen kann. Aber es wird mir ſehr ſchwer zu glauben, daß der Nationalcharakter ſich nicht ändern wird, wenn das noch längere Zeit ſo fortgeht. Da haben Sie, lieber Abbé, meine Ideen, die ich Sie bitte, für ſich allein zu behalten, wenigſtens ſolange, bis mein Gebieter ganz und gar bankrott iſt; denn dann gedenke ich mich in die Baſtille ſperren zu laſſen, weil ich dann eben nur noch mein Leben friſten kann, wenn er die Koſten trägt.

103.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 6. April 1771.

Ihr Brief vom 8. März hat mich zerſchmettert. Wie? Sie ſind in Gefahr, Mangel zu leiden! Hundert Taler! Keinen Heller mehr? Nein, Sie haben keine andere Gefahr zu befürchten, als daß Sie nach Neapel kommen müſſen. Haben Sie das Reiſegeld? Können Sie nicht einige Möbel verkaufen, für die Sie keine Verwendung mehr hätten? Ich meine es ganz ernſt, ich ſcherze nicht. Kommen Sie! Um das übrige dürfen Sie ſich nicht den Kopf zerbrechen. Aber wiſſen Sie, der Gedanke fängt an, mir allen Ernſtes zu gefallen. Was macht er denn, der Abbé Terray? Worauf wartet er denn? Warum beeilt er ſich nicht? Laſſen Sie ihn ſeine Edikte herausgeben. Kaufen Sie eine Berline — Sie, Grimm, Schomberg und Diderot; in einem zweiten Wagen fahren eine Kammerjungfer, ein Kammerdiener, zwei Bediente. Kommen Sie! Kommen Sie zu mir! Von den Herren werden Sie dann zwei entlaſſen, nach Ihrer Wahl, oder nach ihrer Wahl. Mir ſcheint, Grimm kann leben, wo er will. Seine Korreſpondenz an die nordiſchen Höfe kann er mit dem Stoff beſtreiten, den Sie und ich allein ihm liefern werden. Ah, wie wäre das groß und ſchön von Abbé Terray und von mir, wenn wir Paris nach Neapel gebracht hätten! Zwei kleine Abbés hätten das Ausſehen der Welt geändert! Das ſind meine Träume. Aber Ihr Brief macht mich doch traurig.

Ich habe einen Brief erhalten, den Herr von Sartine mir durch Herrn Pascaut ſandte; er iſt reizend, obgleich ſehr kurz. Leben Sie wohl, meine ſchöne Arme! Ich habe zu nichts mehr Zeit. Die ganze Woche habe ich dazu gebraucht, hier Verſteigerungen an den Meiſtbietenden einzurichten nach Pariſer Muſter; man kannte ſie bisher hier nicht, und der Erfolg war ausgezeichnet. Man kaufte zu unglaublichen Preiſen die Waren eines Großkaufmanns, der Bankrott gemacht hatte und deſſen Prozeß die Ehre haben wird, von mir als Richter entſchieden

zu werden, da ich Berichterſtatter darüber bin. Ich habe hierdurch meinem Vaterlande einen ziemlich großen Dienſt erwieſen und habe viele Mißbräuche ausgerottet. Leben Sie wohl! In acht Tagen mehr!

104.

An dieſelbe.

Neapel, den 13. April 1771.

Ich erhielt von Ihnen eine reizende Nr. 48. Sie ſind luſtig, Sie ſingen den ganzen Tag wie närriſch, Sie phantaſieren auf dem Klavier und nuancieren alle Töne mit einer haarſträubenden Geſchicklichkeit. Grimm, Schomberg und Chatelux tun desgleichen, und ich glaube in Ihrem Zimmer geht es genau ſo her wie bei der Szene, wo Harlekin als Dieb und Profoß die Zauberflöte ſpielt, ſo daß alle ſingen und tanzen müſſen. Nachdem Sie meine Seele ſo ſehr verdüſtert hatten, kann ich Ihnen gar nicht ſagen, welcher Balſam für mich Ihr Brief war. Allerdings iſt Ihre Nr. 49 nicht ſo luſtig. Sie ſchildern mir Ihre Unruhe bezüglich des Herrn von Sartine.[1] Ich glaube nicht, daß man ihn in die Verbannung ſchickt. Tacitus berichtet im ſechſten Buch ſeiner Annalen (ziemlich am Schluß) als etwas ganz beſonderes, daß mitten in der ungeheuren Verwirrung, in der ſich nach Sejans Sturz das Römiſche Reich befand, der Polizeiſtatthalter Lucius Piſo im Alter von achtzig Jahren eines natürlichen Todes ſtarb; rarum ſagt er, in tanta claritudine! Er führt dann dafür folgenden Grund an: Nullius servilis sententiae sponte auctor; et quoties necessitas ingrueret, sapienter moderans. Ich weiß, Sie verſtehen nicht Latein; aber ſchlagen Sie nicht in der Überſetzung des Abbé de la Bletterie[2] nach. Fragen Sie lieber den Philoſophen, und ſtudieren Sie genau dieſe Stelle des Tacitus; denn ſie iſt merkwürdig, ſie

[1]) Die Befürchtungen der Madame d'Epinay erfüllten ſich nicht; Sartine blieb Generalleutnant der Polizei bis zum Jahre 1774. [2]) Die Überſetzung des Tacitus von La Bletterie (1699—1772), die Voltaire zu verſpotten pflegte, war 1755—1768 in fünf Bänden erſchienen.

beweiſt, daß ein Polizeiſtatthalter nicht fortgeſchickt wird wie ein Prälat,[1] der die Pfründen zu vergeben hat. Es kommt wenig darauf an, ob unter den Biſchöfen ein Pfründenkäufer mehr oder weniger, oder ob unter den Abbés ein Leichtfuß mehr oder weniger iſt. Aber Straßenſchmutz und Laternen, Spitzbuben und Gauner, die darf man nie vergeſſen und aus den Augen laſſen.[2]

Da Herr Nicolai Ihnen Geld für meine Rechnung geben wird, wäre es mir ſehr lieb, meine Rechnung zu ſehen und zu erfahren, wie meine Merlinſchen und Caſtromontiſchen Finanzen[3] ſtehen, damit ich Ordnung in dies kleine Chaos bringen kann. Ich erhielt die ganze Geſchichte von den beiden Freunden.[4] Ich werde ſie als Freitagsbeſcherung auftiſchen; aber unſere Freitage werden neapolitaniſche Freitage und entfernen ſich in Art und Ton von den franzöſiſchen Freitagen, ſo viel Mühe der Baron[5] und ich uns auch geben. Es iſt keine Möglichkeit, aus Neapel ſo eine Art Paris zu machen, wenn wir nicht eine Frau finden, die uns leitet, uns lenkt, uns geoffriniſiert. Ihre Geſchichte von Madame Geoffrin iſt übrigens wundervoll;[6] ich habe ſie allen aufgetiſcht, die ſie kennen. Wir haben hier jetzt Herrn von Schuwalow.[7] Er beauftragt mich, alle ſeine Pariſer Freunde zu grüßen. Wir bedauern Sie, Sie alle miteinander. Es iſt eine ſchöne Rache für mich, den Sie bedauerten, weil ich Paris verloren hatte, daß ich Sie jetzt bedauere, weil Sie es behalten haben. Guten Abend. Ich muß immer noch an Grimm ſchreiben und mich über ſeine bittere Satire beklagen, womit er in ſeiner Neujahrs-

[1]) Louis Sextus de Jarente de La Bruyère (1706—1788), Biſchof von Orleans, war einer jener ſchöngeiſtigen, galanten Prälaten, die nur in der Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts denkbar ſind. Er gehörte zu den Freunden Choiſeuls und wurde im März 1771 in ſeine Diözeſe verbannt. Er war Sekretär des „Feuille", der ſchon erwähnten Liſte der zu vergebenden Abteien. [2]) Die Beleuchtung der Stadt Paris hatte unter Sartine große Fortſchritte gemacht. [3]) Anſpielung auf die Abrechnungen Galianis mit Merlin (merliniques) und dem Marquis von Caſtromonte (castromontiques). [4]) Die Erzählung Diderots „Les deux amis de Bourbonne". [5]) Baron Gleichen. [6]) Herr von Mairan hatte der Madame Geoffrin ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen; ſie nahm die Erbſchaft an und verteilte das Vermögen des Verſtorbenen unter Verwandte und Freunde. [7]) Günſtling Katharinas II. (1727—1789). Er dichtete in franzöſiſcher Sprache. Seine Epître à Ninon wurde Voltaire zugeſchrieben.

predigt meine Keuschheit angegriffen hat. Er hat gelogen. Ich habe nicht die Hälfte von dem gemacht, was ich hätte machen können.

105.

An dieselbe.

Neapel, den 20. April 1771.

Schöne Frau,

ich weiß nicht, ob ich auf alle Ihre vorhergehenden Briefe geantwortet habe; aber was war da zu beantworten? Diese Nr. 47, die mir Ihre Armut meldete, schmetterte mich nieder; meine Phantasie fand keine andere Hilfe als die Einladung, zu mir zu ziehen. Meine Mutter ist tot, meine Schwestern sind Nonnen, meine Nichten sind dumme Gänse; meine ganze Gesellschaft ist eine Katze. Ihre Nr. 48 erheiterte mich, da ich Sie in Ihrem Zimmer trällern und singen hörte. Ihre Nr. 49 machte mir keine Angst um meinen Freund;[1] man hätte ihm einen großen Dienst erwiesen, hätte man ihn in die Verbannung geschickt; er wäre aller Verantwortung ledig gewesen. Aber ich habe Ihnen schon geschrieben, man wird ihn nicht verbannen. Ihre Nr. 50 ist lang, folglich reizend.

Die Kaiserin von Rußland hat mit ihrer Branntweinsteuer[2] nichts Außergewöhnliches getan. In allen Polizeistaaten werden Tabak und Salz behandelt, wie sie ihren Branntwein behandelt Rußland beginnt also Polizeistaat zu werden. Steuern sind die rheumatischen Schmerzen der Staaten, eine Alterskrankheit. Junge Nationen kennen keine Steuern. Sie haben dafür heftige Erschütterungen, Kriege, Aufstände, Feudalrecht, Leibeigenschaft usw. Wenn sie alt werden, hört das auf; dann kommen die Rheumatismusanfälle der Steuern, man hustet, man hustet, man spuckt einen doppelten Zwanzigsten aus, ein Stempelpapier, eine Lederſteuer u. dgl. Böser Auswurf! Endlich wird der Husten

[1]) Herrn von Sartine. [2]) Die Kaiserin hatte auf den Schnaps eine Steuer gelegt, die sie in Pacht gab.

chroniſch. Er bleibt und man huſtet weiter; aber man ſpuckt nichts mehr aus, wenn die Steuern vervielfältigt werden, ohne daß das Einkommen ſich erhöht. Man ſtirbt vor Schwäche und Erſchöpfung.

Sie nötigen mich, Ihnen einen Vortrag über Ihren Streit mit Diderot zu halten. Wie viel lieber würde ich ihn an Ihrem Kamin oder an Ihrem Eßtiſch halten!

Das Teſtament liegt nicht im natürlichen Recht begründet; es iſt widernatürlich. Ein Toter darf keinem Lebenden befehlen. Das Teſtament iſt nach dem Erbrecht eingeführt worden, und das Erbrecht iſt ein Mittel, um zu verhindern, daß Güter nach dem Tode des Beſitzers herrenlos werden. In der Natur gehört herrenloſes Gut dem erſten beſten, der es in Beſitz nimmt. Da es notwendig war, Streit darüber zu verhindern, ſo entſtand das Erbrecht, und mit dieſem Recht näherte man ſich der natürlichen Ordnung der Dinge. Man hat das herrenloſe Gut denen zugeſprochen, von denen man annahm, daß ſie zuerſt imſtande wären, es ſich anzueignen. Denn die Hinterlaſſenſchaft eines ſterbenden Vaters können ſtets ſeine Kinder und ſeine Verwandten zuerſt in Beſitz nehmen. Später hat man Änderungen eingeführt und das Geſetz noch vervollkommnet. Jedenfalls aber iſt das Erbrecht das erſte und heiligſte aller Rechte, und es gilt der Geſellſchaft als das wertvollſte; es iſt das Recht der legitimen Erbfolge, auch Erbfolge ab intestat genannt. Es genügt. Das Teſtament iſt ein Vorrecht, eine Befreiung von dieſem Geſetz, eine Verletzung desſelben. Daher iſt es weder wertvoll, noch für die bürgerliche Ordnung notwendig. Seine Einführung iſt durch andere Gründe veranlaßt worden. Man hat einem Teſtator geſetzgeberiſche Macht bei ſeinem Tode verleihen wollen, damit er bei Lebzeiten gefürchtet und geachtet werde. Dies iſt der Grund, warum das Geſetz dieſe unnatürliche Rechtshoheit des Teſtators ſpäter durch eine unendliche Menge von Änderungen und läſtigen Beſtimmungen eingeſchränkt hat. Man geſteht ihm nicht die Verfügung über das Ganze zu. Man behält das Pflichtteil vor, man macht Ergänzungen, man legt ſeinen Willen anders aus, wenn nachträglich noch Kinder geboren werden uſw. Vor allen Dingen iſt es notwendig, die Echtheit

und formelle Abfassung der Urkunde zu beweisen. Fünf Zeugen, ein Beamter, den man Notar nennt usw., sind erforderlich. Nur für Soldaten, die vor einer Schlacht ihren letzten Willen aufsetzen, hat man einige Formalitäten als überflüssig erklärt. Übrigens muß das Testament eine öffentliche Urkunde sein; die Familie muß vorher wissen, ob eins vorhanden ist oder nicht; selbst die Öffentlichkeit muß darum wissen; der Inhalt wird unbekannt bleiben, aber man muß wissen, daß eins vorhanden ist. So ist es nach dem Römischen Recht, und das ist das vernünftigste Recht. Aber wenn Sie barocke Gesetze haben, so hat die Moral keine Schuld mehr daran. Diderots Vater hätte kein Testament verbrennen können, es nicht einmal öffnen dürfen; wenn es offen war, so war es ungültig, wenn es nicht etwa von fünf oder sieben Zeugen unterzeichnet war, die alle noch am Leben sind. Die Richter mußten es für ungültig erklären. Übrigens sagt er mit Recht, der Ort, wo man es gefunden habe, beweise nichts. Aber die geringste Formalität, die an der Urkunde gefehlt hätte, mußte sie ungültig machen, und die Hinterlassenschaft mußte denen zufallen, die nach dem Gesetz dazu berufen waren. Es ist nicht gerecht, Privilegien, die dem ursprünglichen Gesetz widersprechen, noch zu vergrößern, und das Recht, ein Testament zu machen, ist ein Vorrecht, das gegen das ursprüngliche Gesetz verstößt. Aber der Testamentsvollstrecker war nicht Richter; er konnte es nicht verbrennen, die Richter mußten es für ungültig erklären. So, scheint mir, muß Ihre Streitfrage gelöst werden. Die Schuld hat entweder an Ihren Richtern oder an Ihren Gesetzen gelegen. Man kann schlechte Gesetze haben; wenn man sagt: Gesetz ist Gesetz, so ist damit noch nicht gesagt, daß das Gesetz gut ist. Dies ist einer von den Fehlern, den die Ökonomisten machen. Gott behüte uns davor, wenn die Gesetze schlecht sind — und oft sind sie das. Sie führen den gesetzlichen Despotismus herbei. Haben Sie jetzt genug von meinem Wortschwall.

Schreiben Sie lange Briefe — sehr lange! Ich bezahle sie ja. Also kann der Herr Botschafter sie mir ohne Gewissensbisse schicken. Kein Mensch hat noch die Neujahrspredigt gesehen; ich werde niemandem darüber schreiben. Aber ich habe

ſie ſchon zweimal wieder geleſen. Dieſe Heimlichkeit erſcheint mir köſtlich.

Mir gefällt auch der Brief vom Pfarrer Papin, der auf die Geſchichte von den beiden Freunden folgt.[1] Kurz, alles was mich nicht zum Weinen bringt, macht mich lachen, und was mich zum Lachen bringt, macht mir Vergnügen.

Das iſt eine gute Nachricht, daß Villa-Hermoſa bald bezahlt ſein wird. Ich bitte Sie dann, von dem Geld, das in meiner Kaſſe iſt, an Herrn Bankier Giambone, Rue de la Comédie-Italienne, den Betrag für einen Spazierſtock und einen Sonnenſchirm zu ſchicken; er hat ſie mir vor einem Jahr geſchickt, und ich hatte vergeſſen, ſie zu bezahlen. Er wird Ihnen ſagen, was es koſtet. Ich glaube, es macht ſechzig Livres. Sagen Sie ihm gleichzeitig meine beſten Entſchuldigungen. Er iſt ein galanter Mann, ſeine Gemahlin iſt eine galante Frau; alſo iſt bei ihm alles galant. Was macht mein lieber Grimm? Ich habe ſeit vierzehn Tagen einen Schnupfen, der mir alle Luſt benommen hat, ihm zu ſchreiben. Ich umarme den Philoſophen.

Mein ‚Radau' wird erſcheinen können, wenn Sie keine ärgeren Tumulte mehr befürchten. Es iſt nicht nötig, auf ein neues Buch de la Rivières zu warten. Es genügt, daß etwas Schäfiges von derſelben Sorte ſchon verhanden iſt. Leben Sie wohl!

106.

An dieſelbe.

Neapel, den 24. April 1771.

Was für eine reizende Nummer, Ihre Nr. 51. Oh, was für eine liebenswürdige Nummer! Schade, daß ſie nicht in der Lotterie herausgekommen iſt! Übrigens iſt Ihr Brief ein Muſter

[1]) Gemeint iſt die Diderot'ſche Erzählung „Les deux amis de Bourbonne", die mit den Geßnerſchen Idyllen unter dem Titel „Contes moraux de M. D ..." 1773 in Zürich erſchien. Der erwähnte Brief („Lettre de M. Papin, docteur en théologie et curé de Sainte-Marie à Bourbonne") dient ihr als Epilog.

von Zärtlichkeit, von Gefühl, ſogar von Koketterie, und ich will ihn drucken laſſen zu meiner Ehre und zu meinem Ruhm. Sie haben ſich alſo wahrſagen laſſen, und man hat Ihnen geſagt, Sie werden mich wiederſehen; aber man hat Ihnen nicht geſagt, daß ich Sie nicht wieder ſehen werde. Ja, Sie werden mich ſehen, wenn ich blind bin; das ſagt Ihnen der wahre Prophet. Was? Das Ungeheuer[1] hat mich vor allen Mächten des Nordens entehrt?[2] Wer hätte das gedacht, ſchöne Frau! Er iſt meiner Rache nicht mehr wert. Wiſſen Sie, was ich ihm zugedacht hatte? Da ich mich auf dem Gebiet des Scherzes als geſchlagen anſehe und nicht glaube, daß ich ihn übertreffen kann, ſo gedachte ich ihm etwas ganz ernſthaftes von mir zu ſchicken: einen prophetiſchen Ausblick auf den Zuſtand Europas in hundert Jahren. Die Kapitel würden ungefähr gelautet haben: Zuſtand der Religon. — Prieſter, Mönche, Papſt, Proteſtanten und Griechen. — Die Lage Frankreichs, Englands, Spaniens, Italiens uſw. — Wiſſenſchaften, Künſte, Handel, Finanzen, Nationalökonomie, Verwaltungsſyſteme uſw. — Amerika und die europäiſchen Kolonien.

Das wäre ein ſchreckliches Buch! Es würde daraus hervorgehen, daß wir in hundert Jahren viel mehr Ähnlichkeit mit China haben als jetzt. Es wird zwei ſcharf von einander unterſchiedene Religionen geben: die Religion der Vornehmen und der wiſſenſchaftlich Gebildeten, und die Religion des Volkes; dieſe wird in drei oder vier Sekten geſchieden ſein, die ſich gut unter einander vertragen. Prieſter und Mönche werden zahlreicher ſein als jetzt; ſie werden leidlich reich, unbeachtet und ruhig ſein. Der Papſt wird nur noch ein erlauchter Biſchof ſein, aber kein Fürſt mehr; man wird ihm nach und nach ſeinen ganzen Staat weggeſchnappt haben. Es wird große ſtehende Heere geben und faſt gar keine Kriege. Die Truppen werden wundervolle Parademanöver machen, aber Offiziere und Soldaten werden weder grauſam, noch tapfer ſein. Sie werden ſchöne Treſſen haben, ſonſt nichts. Die Feſtungen werden verfallen und aus den Wällen werden überall ſchöne Spaziergänge mit Baumpflanzungen. Der Oberherrſcher Europas wird der Fürſt

[1]) Grimm. [2]) Durch die Späſſe in dem „Sermon philosophique".

unſerer Tartaren ſein, das heißt: derjenige, der Polen, Rußland und Preußen beſitzen und an der Oſtſee wie am Schwarzen Meer gebieten wird; denn die nordiſchen Völker werden ſtets weniger feige ſein als die des Südens. Die übrigen Fürſten werden der Politik dieſes übermächtigen Kabinetts gehorchen. England wird ſich von Europa trennen, wie Japan von China. Es wird ſich mit ſeinem Amerika vereinigen, deſſen größten Teil es beſitzen wird, und wird den Handel der übrigen Welt beherrſchen. Überall wird Deſpotismus herrſchen, aber ein Deſpotismus ohne Grauſamkeit, ohne Blutvergießen. Ein Beamtendeſpotismus, der ſich ſtets auf die Auslegung alter Geſetze, auf Juriſtenweisheit und Advokatenkniffe ſtützt. Und dieſer Deſpotismus wird nur die Finanzen der Privatleute im Auge haben. Glücklich alsdann die Talarträger, die unſere Mandarinen ſein werden! Sie werden alles ſein, denn die Soldaten werden nur zu Paradezwecken da ſein. Die Gewerbe werden überall blühen, wie in Indien. Guten Abend; Fortſetzung folgt baldigſt.

107.

An dieſelbe.

Neapel, den 4. Mai 1771.

Meine ſchöne Dame,

den ganzen März und April litt ich unter einer Traurigkeit, einem Albdrücken, einer ſicheren Todesahnung, die ich Ihnen gar nicht beſchreiben kann. Nur ihr andern könnt wiſſen, ob ich richtig geahnt habe; denn ich ſelber werde ja, wenn ich tot bin, nicht einmal das Vergnügen haben, mir zu ſagen, daß ich mit meinen Vorgefühlen recht hatte. Deshalb ſind meine Briefe ſo traurig. Übrigens habe ich weiter kein Unglück, keine Qual, keinen Grund zum Traurigſein, als daß ich Sie im Jahre 1771 mitten in Paris ſehe. Es hat mich ein bißchen geärgert, daß Sie in bezug auf Ihren Lebensunterhalt keinen andern Ausweg gefunden haben, als ſich in die Baſtille ſtecken zu laſſen, anſtatt an eine Reiſe nach Neapel zu denken. Iſt denn ſogar die Baſtille noch beſſer als Neapel?

Ich weiß nicht recht, womit ich meinen Brief füllen ſoll. Ich könnte allerdings fortfahren, Ihnen von dem ſchönen Buch zu erzählen, das ich für Grimm ſchreiben will und das die Geſchichte des Jahres 1900 enthalten ſoll; aber ich bin ſo müde von all dem Amtieren, das mir heute oblag! Ich habe kaum ſoviel Zeit, Ihnen einige Kapitel von der Fortſetzung mitzuteilen.

Die Modewiſſenſchaften jener Zeit werden Phyſik, Chemie und Alchemie ſein, vermiſcht mit viel Geometrie, und es wird Narren geben, die da ſagen werden, wenn man nur erſt die Quadratur des Kegelſchnitts gefunden habe, ſo werde man den Stein der Weiſen haben oder auch hämmerbares Glas. Aus der Verbindung wahrer Wiſſenſchaften wird man eine Afterwiſſenſchaft ableiten, die nur aus hohlen Worten beſteht, oder aus Gemeinplätzen, die durch große Worte dunkel gemacht ſind. Theologie, Altertumsforſchung, Gelehrtenſprachen wird es nicht mehr geben. Franzöſiſch wird die allgemeine Umgangsſprache ſein, und ſlavoniſch die Hofſprache. Was die Rechtswiſſenſchaft anbelangt, ſo werden alle Nationen Europas ihr beſonderes Geſetzbuch haben, und das römiſche Recht wird abgeſchafft ſein. Indeſſen wird man über den „Geiſt der Geſetze“ ſo gründlich diſputieren, daß man die Gerichtspraxis aus den wunderbarſten Quellen ableiten wird, wie zum Beiſpiel aus dem Geiſt der Verfaſſung einer jeden Nation und aus der Grundordnung aller Dinge.[1] Die Pedanterie wird ſich Montesquieu und mich zum Muſter nehmen, wie ſie ſich früher Ariſtoteles und die Peripatetiker zum Muſter nahm.

Die freien Künſte: Die Schiffahrt wird ſehr vernachläſſigt ſein; es wird ſehr wenig Handel geben und zwar faſt nur zu Lande und auf kurze Entfernungen; denn jede Nation wird ihre Landwirtſchaft und Induſtrie ſo ſehr vervollkommnet haben, daß ſie ſich ſelber genügt, und die dummen Geſetze, die die Ausfuhr begünſtigen und die Einfuhr hemmen, werden jeglichen Handel zerſtört haben; denn wenn jeder verkaufen und niemand kaufen will, kommt es ſchließlich dahin, daß keiner mehr etwas verkauft oder kauft. Alia die; guten Abend. Ich umarme ſie und bin uſw.

Schreiben Sie mir direkt mit der Poſt; das iſt das beſte.

[1] Anſpielung auf Mercier de la Rivière's Schrift „Ordre essentiel“.

108.

An dieſelbe.

Neapel, den 11. Mai 1771.

Ich habe, ſchöne Frau, heute abend keine Briefe von Ihnen aber das beunruhigt mich nicht, denn ich denke, ich werde ſie morgen erhalten. Aber ſehr ſtark beunruhigt mich, was Herr Nicolai mitteilt: Sie haben ihm geſagt, ich werde einen Brief von Ihnen erhalten, der vom 11. März datiert ſei und ein intereſſantes Papier enthalte. Ich habe weder Brief noch Papier erhalten, und ich habe keine Ahnung, was für ein Papier das wohl hat ſein können; denn in keinem Brief von Ihnen ſteht etwas davon erwähnt und ich erwartete nichts Intereſſantes, falls damit nicht etwa eine Quittung des Botſchafters Fuentes über das von Ihnen bezahlte Geld gemeint iſt; dieſe können Sie ſich ja jederzeit neu ausſtellen laſſen.

Dieſe Gedanken und dieſe Unruhe liegen mir aber ſo im Kopf, daß ich heute abend Ihnen nichts zu ſchreiben weiß. Ich könnte von meinem für Grimm beſtimmten Buch fortfahren und über den Zuſtand des Handels im Jahre 1900 ſprechen. Aber ich bin nicht aufgelegt. Außerdem macht mein gewöhnlicher Rheumatismus mir heftige Schmerzen, und ferner habe ich keine Geliebte, keine Freunde, keine Zuhörer, keine Sprecher, kurz, nichts von dem, was ich an Ihrem Kamin hatte. Da fällt mir ein, man hat in Deutſchland Korngeſetze erlaſſen.[1] Der hochverehrliche Reichstag zu Regensburg hätte nichts beſſeres tun können, als mich um Rat zu fragen; denn ich bin die göttliche Flaſche der ganzen Butike.[2] Sagen Sie mir wenigſtens, ob man ſich an Herrn de la Rivière um ein Gutachten gewandt hat. Ich fürchte, Sie bekommen dieſes Jahr wieder eine Hungersnot und zwar, was das ſchlimmſte iſt, eine Hungersnot ohne Teuerung; denn wenn es an Geld fehlt, veranlaßt der Korn-

[1]) Der Markgraf von Baden-Durlach hatte einen Geſetzentwurf eingebracht, der die Getreideausfuhr verbot und den Freihandel zwiſchen den deutſchen Staaten zuließ. [2]) Anſpielung auf das Flaſchenorakel in Rabelais' Pantagruel

mangel keine hohen Preiſe, ſondern ein großes Sterben. Auch das iſt eine Wahrheit, von der die Ökonomiſten keine Ahnung haben.

Na, alſo guten Abend! Sie ſagen mir nichts: ich habe Ihnen nichts zu ſagen. Laſſen Sie ſich's gut gehen. Grüßen Sie alle meine Freunde. Dem Abbé Arnaud meine Glückwünſche zu ſeiner „Akademicität“.[1]

Sehen Sie jemals den Baron Thun?[2] Sagen Sie ihm tauſend Grüße von mir. Fortſetzung folgt in acht Tagen, guten Abend.

109.

An dieſelbe.

Neapel, den 18. Mai 1771.

Wahrhaftig, ſchöne Frau, wenn Ihr Brief, der durch einen außerordentlichen Kurier kommen ſollte, der aber, wie mir ſcheint, ganz einfach mit der Poſt gekommen iſt, unterwegs geöffnet worden wäre, ſo hätte man uns alle beide in die Baſtille geſchickt. Wer zum Teufel könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß Sie Kuriergelegenheit benützen würden, um mir weiter nichts zu ſchreiben als die lange und breite Geſchichte von dem Hintern unſers reizenden Marquis[3], der Milchgefrorenes machen wollte?

Wäre ich ſo ſchlau wie ein Mönchsinquiſitor oder ſo dumm wie ein Staatsinquiſitor, ſo würde ich Ihren Brief als eine zwiſchen uns beiden verabredete Geheimſprache auslegen. Ich würde zum Beiſpiel ſagen und Ihnen beweiſen: daß ein

---

[1]) Der Abbé war am 13. Mai 1771 in die Akademie aufgenommen worden. [2]) Württembergiſcher Geſandter, von 1757—1788. Er hatte, wie ſein Neffe dem Baron Gleichen erzählte, ſein ganzes Vermögen in Leibrenten angelegt. Da er in ſeiner Heimat Pommern beigeſetzt werden wollte, verordnete er, um ſeinem Neffen Koſten zu erſparen, daß man ſeinen Leichnam in Stücke ſchneiden, einſalzen und ſo transportieren ſollte. Unterwegs öffneten die Matroſen das Faß; ſie meinten, es enthielte Pökelfleiſch, und verſpeiſten die Hälfte des Barons von Thun. [3]) Von Croismare.

Marquis P... ein Parlament bedeutet; Hämorrhoiden: Ämterkauf; ein zerbrochener Kochtopf: ein entlassenes Ministerium; ein Nasiernapf: einen Kanzler; verschüttete Milch: unnütze Proteste; Milch, die bis ans Kinn spritzt: starke Proteste; ein alter Überrock bedeutet klar und unbestreitbar: einen Prinzen von Geblüt. So hätten Sie mir also von den Tagesangelegenheiten gesprochen und hätten Prosa gemacht ohne es zu wissen. [1]

Wie dem auch sei — da unser lieber Marquis Komödien fabriziert, warum schreibt er nicht eine mit dem Titel: Der Milch-P...? Es gibt ja schon eine: Der Milchtopf. Sie würde sich sehr bequem in zwei Akte teilen lassen: die Katastrophe des ersten Aktes wäre der zerbrochene Kochtopf; die des zweiten das besudelte und naßgespritzte Kinn. Die handelnden Personen wären: Er; eine junge Haushälterin; ein Apotheker. Zwischen dem Apotheker und der Haushälterin bestände ein Liebesverhältnis; die würden den Augenblick seiner schrecklichen Verlegenheit, wo er sich in seiner Milch wälzt, benützen, um sich ihre Liebe zu erklären und ihm zum Trotz — denn er will nicht, daß seine Haushälterin sich verheiratet — ihre Ehe zu schließen. Man könnte wirklich aus dem Gegenstand eine reizende kleine Posse machen, etwas viel besseres als die Harlekinade vom „kreuzlahmen Barbier". [2] Machen Sie sie und schicken Sie sie mir! Man sieht wohl, daß ich nicht mehr an Ihren Abenden teilnehme! Wie in aller Welt können Sie tagelang darüber disputieren, was gefährlicher sei: ein Dummkopf, der zu befehlen hat, oder ein kluger Mann, der falsch urteilt? Das ist in zwei Minuten entschieden: die Dummköpfe machen nur darum Dummheiten, weil die klugen Menschen, die sie beraten, falsch geurteilt haben. Also sind es nicht zwei verschiedene Fälle und nicht zwei verschiedene Übel, sondern stets nur ein einziger Fall, die einzige Wirkung einer und derselben Ursache. In der ursprünglichen und natürlichen Ordnung dieser bewunderungswürdigen Welt gibt es Dummköpfe und kluge Leute. Die Natur hat gewollt — wenn sie überhaupt jemals etwas gewollt hat — daß jeder auf der Welt eine Rolle spiele. Nun gibt es aber nur zwei

[1]) Anspielung auf eine Äußerung des Molière'schen „Bourgeois gentilhomme". [2]) Ein Stück mit diesem Titel ist unbekannt.

Rollen zu ſpielen: befehlen oder beraten. Beraten konnte man die Dummköpfe nicht laſſen; ſie hatten nicht mal ſo viel Verſtand, um falſch zu urteilen. So mußten alſo die Dummköpfe befehlen; denn wenn ſie das nicht täten, würden ſie überhaupt nichts tun; ſie wären überflüſſig in der Natur, in der nichts überflüſſig ſein darf, wenn nicht etwa ſie ſelber, ſo, wie ſie da iſt, überflüſſig iſt.

Eine ſehr gute Bemerkung macht Fra Paolo in ſeiner Geſchichte des Tridentiner „Konzils“.[1] — Die Theologen berieten, und die Väter, das heißt die Biſchöfe, die von Theologie kein Wort verſtanden, entſchieden das Dogma. Wie im politiſchen Syſtem iſt es auch in der Republik der Wiſſenſchaften; die Dummköpfe machen den Text, und die klugen Leute verfaſſen die Kommentare dazu. Darum erklärt Panurg die Tabellen der Physionomie rurale[2] und bildet ſich mit aller Gewalt ein, daß er ſie verſtehe. Darum ſchrieb Newton einen Kommentar zu Daniel und zur Apokalypſe.[3]

Unſerm lieben Grimm werde ich nächſte Woche antworten, wenn ich über die Sache, mit der er mich beauftragt, die nötigen Erkundigungen eingezogen habe.

Es tut mir ſehr leid, daß dem Merlin das letzte Stück Haut ſo ſchwer herunterzuziehen iſt; ich hatte ſo dringend Geld nötig!

Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß ich auch Ihren Brief No. 53 erhalten habe; er iſt kurz und traurig, und ich habe nichts darauf zu antworten.

Mit großem Vergnügen vernehme ich, daß der Chevalier de Magallon Ihnen den Eckplatz Ihrer Loge bei den Italienern abgenommen hat. Sie werden ſich in ſeiner Nachbarſchaft wohl

---

[1]) Pietro Sarpi (1552—1623), als Servitenmönch Fra Paolo, berühmter Gegner des Papſtes Pauls V., der mit Venedig im Streit lag. Die Republik Venedig ließ ihren Politiker, den ſie nicht preisgab, mit höchſten Ehren beſtatten. Seine Geſchichte des tridentiniſchen Konzils (London, 1619) ſchien Boſſuet nach Häreſie zu ſchmecken. [2]) Gemeint iſt „Le tableau économique“ (Privatdruck 1758), in dem Quesnay ſein nationalökonomiſches Syſtem darſtellte. [3]) „Observations on the Prophecies of Daniel and the Apocalypse“, London 1747, in welchem Werke Newton die Prophezeiungen Daniels und St. Johannis mathematiſch zu erklären ſucht.

befinden, er ist ein zuverlässiger Mann. Guten Abend. Schicken Sie durch Grimm oft Nachrichten und Grüße von mir, an Madame de la Ferté Imbault, an Frau Geoffrin, an die grausame Necker, die mir durchaus nicht schreiben will. Und hiermit guten Abend!

110.

An dieselbe.

Neapel, den 25. Mai 1771.

Heute, meine schöne Dame, jährt sich wieder der Tag, an dem ich meine Abberufung von Paris empfing. Es war nicht mehr als gerecht, daß der schwärzeste Tag meines Lebens ausgeglichen wurde durch den, an welchem ich den zärtlichsten, liebsten, schönsten aller Ihrer Briefe empfing. Sie machen mir das Vergnügen, mir zu versichern, daß Sie nicht mehr nötig haben nach Neapel zu reisen, aber daß Sie Lust haben, es zu tun. Das war das Liebste, was mein Herz von Ihnen zu erfahren wünschte.

Sie möchten wissen, ob ich nach Paris zurückkommen werde. Ich glaube es bestimmt; aber ich werde Sie nicht wiedersehen, denn ich werde blind sein. Spaß beiseite — mit meinen Augen geht es von Tag zu Tage schlechter, so daß ich darauf gefaßt bin, in einem Jahr den Star zu haben; das wird mich dann nötigen, nach Paris zurückzukehren, um mich operieren und ins Hospital Quinze-Vingt aufnehmen zu lassen. Es ist ein schrecklicher Gedanke für mich, in solchem Zustand Paris wiederzusehen. Indessen, wenn ich blind bin, kann es mir nirgendwo anders glücken als in Paris; es ist der einzige Ort, wo man auf mich hören würde.

Um Sie als Prinzenerzieherin[1] hieher berufen zu können, müßte man zunächst mal unsere Königin schwanger machen. Ich arbeite daran durch die Gebete, die ich zum Himmel sende, und durch meine aufrichtigsten Wünsche. Wäre unsere Königin

[1]) Auf die pädagogischen Neigungen der Frau von Epinay ist in der Einleitung hingewiesen.

die Frau eines Privatmanns, so würde ich noch wirksamer daran mitzuarbeiten trachten; denn sie hat eins der anziehendsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Sie ist die schönste Frau in Neapel, und es ist sehr schade, daß sie Königin ist.[1]

Linguet hat unrecht getan, so über die Ökonomisten herzuziehen. Ich bin überzeugt, die Ökonomisten sind in diesem Augenblick die erstaunlichsten und kleinlautesten Leute auf der Welt, indem sie sehen müssen, daß ihre Grundsätze und Theorien von Freiheit, Eigentum, gesetzlichem Despotismus, wesentlicher Ordnung usw. so geringe Fortschritte gemacht haben. Man hat Parlamente zerquetscht wie Flöhe und Wanzen, trotz der Physionomie rurale. Was sagen sie dazu? Was sagt er dazu, Panurg? Ich, der ich ganz andere Betrachtungen anstelle als die Ökonomisten, ich habe mich daran gemacht, über die physischen Ursachen der Freiheit der Regierungen nachzudenken, und ich werde darüber mein hundertsiebenundachtzigstes Buch schreiben. Der auffallende Gegensatz zwischen den Ereignissen, die aus so geringem Anlaß in Polen eingetreten sind,[2] und dem, was trotz so vieler Ursachen in London und in Paris nicht eintritt, hat mir die Grundprinzipien der Freiheit aufgedeckt. Erster Grundsatz: Man darf keine Kutsche haben, sondern reite zu Pferde. Ein Wagen trifft auf eine aufrührerische Menge in der Straße, und der Parteiführer, von dem ich annehme, daß er sich in dem Wagen befindet, verliert zu viele Zeit, sich an die Spitze der Aufrührer zu setzen, weil er seinen Lakai Christoph rufen und ihm sagen muß: „Christoph, mach den Wagen auf! — Christoph mach den Wagen zu!" — denn das alles nimmt viel Zeit weg. Zweiter Grundsatz: Man muß Strohschemel kaufen, keine Lehnstühle. Einer, der bei Frau Geoffrin in einen Lehnsessel gesunken ist, hat viele Mühe, wieder aufzustehen. Dritter Grundsatz: Man muß keine Wandspiegel haben; denn bei einem Aufruhr könnten Steinwürfe sie zerschmettern, und sie kosten viel Geld.

[1]) Die Königin Karoline, die Tochter der Maria Theresia und Schwester Marie Antoinette's, war am 13. August 1752 geboren und hatte sich am 7. April 1768 mit Ferdinand IV. vermählt. Ihr späterer Lebenswandel war nichts weniger als tugendhaft. [2]) Die Polen hatten sich gegen ihren König Stanislaw Poniatowski empört.

Vierter Grundsatz: An den Landstraßen müssen sehr schlechte Wirtshäuser sein. Wenn man in ihnen elende Betten voller Wanzen findet, wacht man früher auf und reist infolgedessen schneller. Fünfter Grundsatz: Man darf seine Haare nicht pudern: nach einem tüchtigen Aufruhr ist jemand, der den Puder verloren hat, scheußlich anzusehen; er kann es nicht wagen, in guter Gesellschaft zu erscheinen oder einer Einladung zu einem Souper zu folgen.

Von diesen Grundsätzen hängt, glaube ich, die Aufrechterhaltung der Freiheit ab und ergibt sich die natürliche Ordnung der wechselseitigen Pflichten zwischen Herrscher und Volk. So hat Rousseau in seinem ‚Gesellschaftsvertrag', der am Fuße des Turmes zu Babel vom seligen Notar Nimrod aufgesetzt wurde, unter den verschiedenen Klauseln eine sehr wichtige vergessen: daß nämlich die Gültigkeit des Vertrages sich nur bis zur Einrichtung der Sofas und Lehnstühle erstrecke und daß die formelle Zustimmung der Perückenmacher erforderlich sei.

Wissen Sie, warum ich Ihnen so närrische Briefe schreibe? Weil Sie mir sagen, in Paris sei man nicht zum Scherzen aufgelegt.

Es ist schön von Suard, daß er nicht faul für seinen Freund gewesen ist; aber gegen mich ist er so faul gewesen, daß er mir seit vier Monaten nicht schreibt. Ich schicke Ihnen meinen Brief mit der Post, weil ich heute Abend weder an Herrn de Fuentes noch an Nicolai schreibe. Sie werden ihnen Nachricht von mir geben. Umarmen Sie alle meine Freunde und vergessen Sie auch Herrn und Frau de Sartine nicht. Leben Sie wohl.

111.

An dieselbe.

Ärgerliche Antwort.

Neapel, den 6. Juni 1771.

Pfui, wie unwürdig! Pfui, wie knauserig! Wie? Weil der Botschafter zum Hofball nach Versailles geht und Sie mir daher

Ihren Brief nicht als Beiſchluß durch ihn ſchicken können, muß ich eine ganze Woche ohne einen ſchönen Brief von Ihnen bleiben. Sie mußten ihn ſchreiben und mit der Poſt ſchicken; ich hätte das Porto bezahlt und es hätte mir um mein Geld nicht leid getan. Was ſoll ich Ihnen jetzt mitteilen? Ich habe nichts im Kopf und nichts in der Taſche. Ich habe in der Lotterie verloren. Ich bin unter einem Volk, das in tiefem Schlafe liegt, ſodaß es mir nicht möglich iſt, einen einzigen Zuhörer zu finden. Ich muß unbedingt nach Paris zurückkehren. Alſo machen Sie ſchnell, daß der Wirrwarr ein Ende nimmt, damit ich wieder luſtig bei Ihnen plaudern kann. Ich habe meine ‚Geſchichte des zwanzigſten Jahrhunderts' unvollendet gelaſſen; darüber wird Grimm ſich ärgern; aber warum bringt er mich nicht durch ein paar Briefe von ihm in Schwung und Zug? Und Suard, und der Baron und endlich auch Sie — warum vergeßt ihr alle mich? Ich bitte Sie, zeigen Sie ihnen zuweilen ein paar Zeilen von mir, als eine Beglaubigung, daß ich noch am Leben bin.

Ich bitte Sie, helfen Sie Nicolai bei dem Verkauf der Landkarte des Königreichs Neapel und laſſen Sie ihm durch Diderot dabei helfen. Es iſt das einzige Mittel, um mir das ausgelegte Geld wieder zu verſchaffen.

Ein ſchlechter Abend. Es fällt mir nichts ein, was würdig wäre, Ihnen mitgeteilt zu werden. Geſtern machte ich einen langen Spaziergang und wurde davon über alle Maßen müde und abgeſpannt. Da dachte ich darüber nach, was eigentlich Müdigkeit iſt. Und da fand ich, es iſt tatſächlich nichts anderes als die Verdunſtung eines Stoffes, den wir Seele nennen. Ich entdeckte die neue und tiefe Theorie, daß jede Maſchine, die mit einem Willen begabt iſt, müde werden kann, zum Beiſpiel der Menſch, das Tier. Die ſogenannte ‚ſtoffbildende'[1] Seele der Bäume oder lebender Weſen iſt keiner Müdigkeit unterworfen. So hängt die Bewegung des Herzens uſw. von unſerer ſtoffbildenden Seele ab und iſt weder dem Willen noch der Müdigkeit unterworfen. Der Wille iſt alſo ein Ausſtrömen jenes

[1]) Im Orig.: âme plastique.

flüchtigen Stoffes, der auf den Nerv wirkt, von dem der Wille ausgeführt wird; indem der Stoff ſich verflüchtigt, wird die Müdigkeit hervorgebracht und dauert ſo lange, bis er wieder erſetzt iſt. Der Tod iſt alſo eine vollſtändige Müdigkeit, die durch ein Übermaß von Wünſchen herbeigeführt wird. Ich ſterbe vor Luſt, nach Paris zurückzukehren: Das iſt mein Tod Guten Abend.

112.

An dieſelbe.

Neapel, den 15. Juni 1771.

Schöne Frau,

ich habe von Ihnen dieſe Woche keine Briefe; aber ich ſorge mich nicht darum, denn ich kenne Sie als eine ſehr ſparſame Frau. Augenſcheinlich haben Sie mir Portoausgaben erſparen wollen, und Gott weiß, auf welchem Wege Sie mir geſchrieben haben mögen! Aus guten Gründen habe ich Ihnen alſo nichts zu ſagen; ich mache mir dieſen Augenblick der Muße zu nutze, um meinem Propheten zu antworten:

An Grimm.

Mein lieber Grimm, das Herz blutet mir ſehr, zu ſehen, daß der Fürſt von Gotha die Antiquités d'Herculanum[1] kaufen will; denn er iſt auf der ganzen Welt der Würdigſte, das Werk geſchenkt zu erhalten. Obgleich das Buch jetzt im Handel iſt und an Privatleute nicht mehr verſchenkt wird, ſtehen doch Souveräne, wie billig, ſtets über dem Geſetz. Wenn der Prinz ein einziges Wörtchen an den Miniſter Tanucci ſchreiben und ihm ſagen wollte, er wünſche ſeine große Bibliothek um ein

[1]) O. A. Bayardi: „Le Antichità di Ercolani esposte con qualche spiegazioni." Napoli, 1757—1792. 9 vol. Das Werk enthält ausgezeichnete Kupfer, die bei dem bekannten Pariſer Sammler und Kenner Grafen Caylus, der aus dem Leben Watteau's bekannt iſt, geſtochen wurden.

Werk zu bereichern, das hier durch die Freigebigkeit des Königs hergestellt worden, so würde er es bestimmt sofort erhalten, da es an alle anderen Souveräne verschenkt wird. Er könnte Herrn Tanucci schreiben, daß er es an mich abliefern möge; ich würde über den Empfang quittieren und es Ihnen zuschicken. Wenn er dann an die hiesige Königliche Bibliothek oder an Herrn Tanucci als Geschenk seine Gotha nummaria[1] schicken wollte, so würde er tun, was wenig Fürsten getan haben, und es wäre sehr vornehm und seiner würdig. Dies, mein lieber Grimm, hatte ich Ihnen zu sagen. Suchen Sie den Fürsten zu überreden, daß er meinen Rat befolgt. Er braucht nur an Herrn Tannucci zu schreiben, und alles ist in Ordnung. Inzwischen versichern Sie den Fürsten meiner Begeisterung für ihn. Guten Tag.

Sie sind ein Taugenichts. Sie haben mich vor allen Potentaten des Nordens entehrt, und ich habe Ihnen verziehen. Bösewicht! Zur Sühne für Ihre Untaten schicken Sie mir Bougainvilles Reise;[2] und wenn seit meiner Abreise in Paris andere interessante Reisebeschreibungen erschienen sind, so bitte ich Sie, diese ebenfalls für mich zu kaufen. Heute ist der Jahrestag meiner Abreise von Paris. Welcher Tag! Welcher Augenblick! Seit zwei Jahren und mehr haben wir uns nicht gesehen! Haben Sie ohne mich leben können? Kann ich ohne Sie leben? Adieu; umarmen Sie meine Schüler, meine Freunde, meine Lehrer.

113.

An dieselbe.

Neapel, den 22. Juni 1771.

Ich erhielt, schöne Frau, zwei Briefe von Ihnen gleichzeitig, und der Brief, der vorige Woche ausblieb, hat mich doch mein Geld gekostet, wie wenn er mit der Post gekommen wäre.

[1] Gotha numaria sistens Thesauri Fridericiani numismata antiqua descripta. Amsterdam, 1730. Der Verfasser ist Christian Sigmund Liebe (1687—1736), der Konservator der Münzsammlungen des herzoglichen Hauses. [2] Louis Antoine de Bougainville (1729—1811), der berühmte Reisende, der unter dem Kaiserreich zum Senator und Grafen ernannt wurde.

Sie werden alſo, bitte, Magallon ſagen, Herr de Fuentes dürfe immer nur einen einzigen Beiſchluß für mich machen; denn wenn man mir zwei ſchickt, liefert man mir immer nur einen koſtenlos aus, und zwar ſtets den dünnſten, und läßt mich für den anderen bezahlen. Dies alſo ein für alle Male.

Jetzt zum Inhalt Ihrer Briefe: ſie ſind ſchön, reizend, lang und voll von Einzelheiten, die mich intereſſieren. Sie haben Voltaire in ſeiner Predigt erkannt?[1] Ich erkenne darin nur ein Echo des ſeligen Herrn von Voltaire. Ach! er quatſcht jetzt zu ſehr! Seine Katharina iſt ein Hauptweib, weil ſie unduldſam und eroberungsſüchtig iſt; alle großen Menſchen ſind unduldſam geweſen; und man muß es auch ſein. Begegnet man auf ſeinem Wege einem Fürſten, ſo muß man ihm Toleranz predigen, damit er in die Falle geht und die vernichtete Partei, dank der ihr bewilligten Duldung, Zeit gewinnt, ſich wieder zu erholen und nun ihrerſeits ihren Gegner zu vernichten. Alſo iſt die Predigt über Toleranz eine Predigt für Dummköpfe und Betrogene, oder für Leute, die gar kein Intereſſe an der Sache haben. Nur in einem Fall darf ein weltlicher Herſcher zuweilen Duldſamkeit walten laſſen: wenn die Sache die Prieſter betrifft, aber den Herrſcher nichts angeht. Aber in Polen ſind die Biſchöfe zugleich Prieſter und Fürſten, und wenn ſie können, werden ſie ſehr gut daran tun, die Ruſſen aus dem Lande zu jagen und alle Andersgläubigen zum Teufel zu ſchicken. Und Katharina wird ſehr gut daran tun, die Biſchöfe zu zermalmen, wenn es ihr gelingt. Ich glaube das freilich nicht; ich glaube, die Ruſſen werden indirekt die Türken vernichten und werden die Polen aufwecken und groß machen, wie Philipp II. und das Haus Öſterreich Deutſchland und Italien zugrunde richteten, als ſie Frankreich ſtören wollten und dadurch Ihre Nation nur um ſo glänzender machten. Das ſind meine Prophezeiungen.

Der Kummer, den die Helvétius'ſche Familie hat, tut mir leid. Sie hätten ihrer Tochter einen Mann geben ſollen, ſobald die Hyſterie ſich bemerkbar machte.

---

[1]) Sermon du papas Nicolas Chariteski, prononcé dans l'église de Sainte-Toleranski, village de Lithuanie, le jour de Sainte-Epiphanie, in welchem Voltaire die Politik der Kaiſerin Katharina unterſtützte.

Es geht mir heute abend gar nicht recht gut; ich bin erkältet und obendrein traurig und im höchsten Grade gelangweilt. Das einzige, was mir, solange ich hier bin, Vergnügen gemacht hat, ist eine komische Oper von Piccini,[1] die hier jetzt aufgeführt wird; er hat seine Kunst auf den Gipfel der Vollendung gebracht. Durch ihn habe ich begriffen, daß wir immer und überall singen, wenn wir sprechen. Die Schwierigkeit ist, Ton und Klangfarbe unseres Sprechens zu treffen. Glauben Sie mir, diese Piccinische Oper ist etwas, wovon Sie nicht einmal einen Begriff haben, so weit ist sie allem überlegen, was Sie je gehört haben. So oft ich in diese Oper gehe, überfällt mich ein so lebhafter Wunsch, Grimm, Diderot und Sie an meiner Seite zu sehen, daß der Schmerz, Sie nicht hier zu haben, mir fast den ganzen Genuß an der Aufführung stört.

Ich spreche Ihnen nicht von Ihrem Unglück; keins von den kleinsten ist, daß eine gute Prozeßordnung gerade zu einer solchen Zeit und von einem solchen Kanzler[2] erlassen wurde, daß man sich aus einem solchen falschen Begriff von Vaterlandsliebe ein Vergnügen daraus macht, sie nicht zu befolgen. Es ist dasselbe Unglück, das das Heidentum hatte, als es von dem Apostaten Julian beschützt wurde. Sankt Cyrill[3] blieb nur deshalb Sieger, weil Julian mehr geistvoll als lebenskluy war und weil er zu plötzlich den Kurs ändern wollte. Im übrigen: haben Sie mich lieb. Das ist die Hauptsache. Haben Sie beachtet, welche Vorschriften für die Ausfuhr beim Unterhaus in London beantragt worden sind? Was sagen die Ökonomisten dazu? Die einzige Nation, die sie immer als Streitroß tummelten, läßt sie im Stich und schafft ihren ‚Ermutigungspreis' ab, wie ich's vorausgesehen und vorausgesagt hatte. Sie greift zu dem Mittel, die verschiedenen Kornpreise zu klassifizieren. Ein schlechtes Mittel, weniger gut als das meinige, immerhin aber in England weniger schlecht als anderswo, weil dort die Getreidepreise wegen der guten Verkehrsverhältnisse fast in allen Provinzen gleich sind.

---

[1]) Der berühmte Gegner Glucks, geboren in Bari 1728, gestorben in Paris 1800 in großer Dürftigkeit. [2]) Der Kanzler Maupeou. [3]) Patriarch von Alexandrien (376—444), der fanatische Gegner des Nestorius und Verfechter der Anbetung Mariä. Er schrieb zehn Bücher gegen den Kaiser Julian.

Da es ſich um England handelt, kam es beinahe auf mein Syſtem hinaus. Ich ſchrieb für ein Land, wo die Entſchädigung nicht beſtand und nicht beſtehen konnte, weil kein Geld da war, um ſie zu bezahlen. Ich wünſchte meiner Ehre wegen, daß irgend jemand dieſe Betrachtungen veröffentlichte. Guten Abend; haben Sie mich lieb! Leben Sie wohl!

114.

An dieſelbe.

Neapel, den 29. Juni 1771.

Ihr Brief vom 8. Juni iſt gar nicht luſtig. Im Gegenteil, weit gefehlt! Sie geſtehen ſelber, Sie haben nur ab und zu noch einen Schimmer von Heiterkeit. Ich fürchte, das hat körperliche Urſachen, es geht Ihnen nicht gut. Und das tut mir leid. Ich tue ja alles, was ich nur kann, um Sie aufzuheitern, und das koſtet mich keine geringe Anſtrengung; denn mein Daſein hier iſt mir ſo langweilig, daß ich wirklich von Tag zu Tag immer mehr ein ernſter Menſch und Geſchäftsmann werde; ſchließlich werde ich noch ein Neapolitaner wie jeder andere.

Frau Geoffrin wird die Kopfroſe bekommen haben, weil wahrſcheinlich irgend ein unbeſonnener Menſch ſich's hat einfallen laſſen, irgend eine Neuigkeit bei ihr zu erzählen.[1] Ich bin entzückt, daß ſie wieder hergeſtellt iſt.

Sie haben alſo einen neuen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten;[2] aber ſolange man nicht einen Miniſter der ungewöhnlichen Angelegenheiten ſchafft, wird der wichtigſte Platz im Miniſterium unbeſetzt ſein.

Tauſend Dank Herrn Suard für die Geſchichte Karls V.[3] Wenn ich die Geſchichte Ludwigs XVII. veröffentliche, verſpreche ich ihm dafür ein Exemplar meines Werkes; da ich nicht gerade

[1]) Auf die Ängſtlichkeit der Frau Geoffrin iſt ſchon hingewieſen worden. [2]) Der Herzog von Aiguillon, der am 6. Juni 1771 zum Miniſter des Äußern ernannt worden war. [3]) „Histoire du règne de l'empereur Charles-Quint, par Robertson," überſetzt von Suard, 1771.

aufgelegt bin, neue Bücher zu ſchreiben, habe ich einſtweilen Herrn Nicolai gebeten, ihm ein Exemplar meiner Karte zu geben. Dabei fällt mir ein: Sagen Sie doch bitte allen meinen Freunden, Grimm, Diderot, Frau von Epinay uſw., es ſtehe nicht in meiner Macht, ihnen Exemplare von meiner Karte zu geben, da dieſe dem König gehört, der den Stich bezahlt hat. Deshalb bin ich nicht ſo nobel geweſen, ſie ihnen zum Geſchenk zu machen. Ich glaube Ihnen geſchrieben zu haben, daß ich Bougainvilles Reiſe, ſowie andere zuverläſſige Reiſebeſchreibungen zu erhalten wünſche, wenn in den letzten zwei Jahren welche erſchienen ſind. Packen Sie die Bücher, die Sie mir ſchicken ſollen, mit denen zuſammen, die Nicolai hat, machen Sie einen Ballen daraus und ſchicken Sie dieſen nach Marſeille an die Adreſſe des neapolitaniſchen Konſuls Medina.

Ich bin neugierig auf dieſe Geſchichte Karls V., der der erſte Deſpot ſeit dem Fall des Römiſchen Reiches war. Er war ein ſüßer Deſpot, und ſein Sohn war ein ſaurer Deſpot. Nach ihnen haben wir ſüßſaure gehabt, und jetzt eſſen wir ſie mit allen Saucen.

Meine Hochachtung den naſſen Hoſen unſeres teuren Marquis. Ich umarme meine Freunde. Vom Baron hatte ich Nachrichten durch Herrn Changuion. Guten Tag nnd guten Abend.

115.

An Frau Necker.

Neapel, den 6. Juli 1771.

Meine Göttin!

Endlich hat mich ein Brief von Ihnen erreicht. Wenn es ſo fortgeht, verlange ich nicht mehr von der Göttin der Freundſchaft. Sie verharren immer noch bei denſelben Grundſätzen, wie mich Ihr Brief belehrt; um ſo beſſer für Herrn Necker, um ſo ſchlimmer für die anderen. Mir jedoch macht das Vergnügen; denn es beweiſt, daß ich der Hektor dieſes Ilion war

und daß, si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent. Wäre die Sache überhaupt zu machen gewesen, so hätte ich sie gemacht. Also seien wir froh und triumphieren wir bei der allgemeinen Niederlage.

Sie sagen nur, Ihr Vergnügen beschränke sich auf die Konversation allein. Da tun Sie mir recht leid; denn sie liegt in Paris im Sterben und wird bald tot sein. Curae leves loquunter, ingentes stupent. Die Franzosen sprechen und singen, wenn man sie zwickt; natürlich schweigen sie, wenn man sie totschlägt. Ich selber weiß schon seit zwei Jahren nicht mehr, was Konversation ist. In Ermangelung anderer vernünftiger Tiere halte ich mir zur Gesellschaft eine Katze. Augenblicklich ist sie krank. Wenn Sie wissen, was häusliche Sorgen sind, können Sie meine Betrübnisse ermessen. Ich habe, seitdem ich von Paris fort bin, die Katzensprache erlernt und spreche sie für einen Menschen ziemlich fließend. Ich glaube, wenn Sie mich besuchten, so würde ich Ihnen nicht mehr sagen: Ich bete Sie an, ich schmachte dahin, ich sterbe, oder eine der hundert Fadheiten der französischen Sprache (der asiatischsten von allen) — sondern ich würde Ihnen sagen: Miau! — und damit wäre alles gesagt, und sogar sehr kräftig gesagt. Es fragt sich nur: Was würden Sie antworten? Würden Sie halblaut wie ein hübsches Kätzchen antworten: Miéh, miöh, mioh? Oder würden Sie fauchen wie eine böse, wilde Katze? Sagen Sie's nur! Sie riskieren nichts dabei, auf zweihundert Meilen Entfernung! Weder Ihre Krallen, noch meine sind so lang. Doch zurück zu unsern Hammeln!

Was machen Thomas, Marmontel, Grimm und der Rest des Stalls? Hat der Abbé Morellet mir das Fünkchen Liebe für den Despotismus verziehen, das er mir vorwarf. Ich glaube, er muß mir verzeihen, oder sonst muß er mit gar Vielen schmollen. Er verlangte nur die Auflösung der Indischen Gesellschaft. Man ist weit über seine Wünsche hinaus gegangen; denn man hat alle alten und modernen Gesellschaften zusammengemetzelt und nur die der Arkebusire, die schon sehr alt ist, ist übrig geblieben; denn die hat man nicht aufgelöst.

Ich habe von Ihrem reizenden Brief Gebrauch gemacht, so viel ich nur konnte; ich habe ihn dem Baron von Gleichen

gezeigt. Er ſagte — wie La Fontaine, als er von der Wahl der Grabſtätte für Racine hörte — ſoviel hätten Sie mir zu meinen Lebzeiten in Paris niemals geſagt! Wir waren zu Tränen gerührt; wir haben Ihr Lob geſungen, und mein Refrain war immer: Schade, daß ſie ſo viele Grundſätze im Kopf und gar keine Inkonſequenz im Herzen hat. Ich habe mich jenes ſchrecklichen und ewig denkwürdigen Abends erinnert, wo ich ein Scheuſal war, weil ich auszuſprechen wagte, was ein jeder dachte. Ich ſagte: ich liebe die Männer nur wegen ihres Geldes — und Herr Necker iſt reich; und ich liebe die Frauen nur wegen ihrer Schönheit — und Frau Necker iſt ſchön. Ich ſagte alſo, ich liebe den Herrn und die Frau des Hauſes — und darum war ich ein Scheuſal! Sie waren darüber empört, Frau Suard erſtaunt, und die Frau Gouvernante des Louvre[1] entrüſtet. Die ganze Stadt widerhallte von dem Lärm! Die Vorſtädte beklagten ſich. Das Reich ſtand in hellen Flammen, und ein jeder verzieh mir — alſo verzeiht auch Gott mir — daß ich begehrt hatte meines Nächſten Gut und meines Nächſten Weib — das heißt: meines damaligen Nächſten; denn jetzt ſind wir es nicht mehr, die Alpen liegen zwiſchen uns. Aber weder Zeit noch Alpen verlöſchen die Erinnerung an die köſtlichen Tage, die ich bei Ihnen verbracht habe. Da kommt wieder Traurigkeit und Lebensüberdruß über mich! Reden wir von etwas anderem.

Alle Tage mache ich mir Vorwürfe, daß ich noch nicht an Fräulein Clairon geſchrieben habe. Sie iſt eine von denen, die mich am aufrichtigſten geliebt haben. Ich habe es immer gefühlt, und ich wäre froh, wenn ſie das wüßte. Wollen Sie es ihr wohl erzählen? Ich träume ſehr oft von ihr und ihren Freunden. Ich ſpreche nicht ſo oft von ihnen; denn mit wem ſollte ich ſprechen? Ich lebe hier unter Leuten, die von Zeit zu Zeit mich fragen, wie es der Königin von Frankreich geht — (das iſt buchſtäblich wahr!) Sie haben vergeſſen, daß ſie vor drei Jahren Trauer um ſie getragen haben.[2] Ach, Madame! Welche greuliche Wüſte ſind fünfhunderttauſend Neapolitaner!

---

[1]) Frau von Marchais. [2]) Die Königin Marie Leczinska war 1768 geſtorben.

Herr Necker schrieb mir vor vier Monaten wegen einer geschäftlichen Angelegenheit; ich schrieb ihm als Antwort einen langen und schönen Brief. Hat er ihn erhalten? Ich weiß nichts davon. Möchten Sie es mir wohl sagen? Grimm lacht immer. Das weiß man. Suard macht freiwillig Übersetzungen und gibt nur gezwungen Nachrichten. Ich habe ihn lieber nach seiner eigenen Weise. Morellet wird jetzt ganz gewiß nicht über Ausfuhr, Privilegien, bedruckten Kattun, Beschränkungen der Handelsfreiheit disputieren. Denn wer beklagt sich im Toben der Schlacht über eine Hautschramme? Würden Sie mir raten, an Frau Geoffrin zu schreiben? Ich hätte sehr große Lust dazu. Aber ich habe Angst, daß sie vor meinen Briefen Angst hat. Ich bin so närrisch, sie ist so vorsichtig. Indessen ich liebe sie, ich schätze sie, ich verehre sie, ich bete sie an, und wenn man mich nur anhörte, würde ich immerzu von ihr sprechen. Sagen Sie ihr das wenigstens, und schreiben Sie mir, wie es jetzt mit ihren Mittwochabenden steht. Ich kann die Wandelbilder der von mir heraufbeschworenen Bilder nicht mehr ertragen; mein Kopf ist jetzt eine Zauberlaterne.

Ich verabschiede mich von Ihnen, und ich umarme Herrn Necker. Auch Sie, wenn Sie es erlauben.

116.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 6. Juli 1771.

Meine schöne Dame,

warum schreiben Sie mir, um mir mitzuteilen, daß Sie mir nicht schreiben? Das ist barbarisch. Aber ich habe mich gerächt. Ich schrieb einen langen Brief an Frau Necker, und sogar einen sehr zärtlichen; denn es macht mir Spaß, Leute eifersüchtig zu machen, und ich werde Ihnen nur einen ganz kleinen schreiben. Sie wird jedoch hoffentlich Ihnen den ihrigen zeigen, und so werden Sie entschädigt sein. Ich habe Ihnen heute abend recht wenig zu sagen. Wie es scheint, hat Nicolai Ihnen nicht das

von mir verfaßte Distichon gezeigt, das unter meinem Bildnis stehen soll. Er fand einen falschen Versfuß darin, und ich habe den Fehler sofort verbessert. Lassen Sie sich's zeigen.

Hat der Marquis fortgefahren mit seinen Bädern und seinem Milchp . . .? Vom Baron erhielt ich Nachrichten durch Herrn de Changuion, der hierher gekommen ist; er ist ein Engländer, der wie ein moschusduftender Franzos aussieht. Was macht Ihr Nachbar? Geht es ihm gut? Ich erwarte die Zusendung der Bücher, aus denen Sie, bitte, einen einzigen Ballen machen wollen, indem Sie alles zusammenpacken, was mir gehört und was man mir schicken will; fügen Sie hinzu, was Ihnen gut dünkt. Ich wünsche, daß nach all den Unruhen Frankreich wieder Ruhe bekommt. Ich glaube, Herr d'Aiguillon wird für diese Ruhe sorgen, — denn er wird Krieg führen. Leben Sie wohl, guten Abend. Behalten Sie mich lieb.

117.

An dieselbe.

Neapel, den 20. Juli 1771.

Ist denn nun das, schöne Frau, ein erhabener Brief, wie man ihn in aller Ruhe und mit Behagen schreibt — dieser Brief, worin Sie nichts weiter tun, als daß Sie den Inhalt einer Voltaire'schen Rhapsodie angeben, die eine Linguet'sche Rhapsodie bekämpft?[1] Und von Ihnen, von Ihren Freunden und meinen, von Ihren Leiden, von Ihrer Verdauung, von den öffentlichen Angelegenheiten, von der Gesundheit des Fräuleins Helvétius und von allem, was wirklich erhaben wäre — davon sagen Sie kein Wort? Der Milchp . . . des Marquis ist also vergessen? Ah, ich sehe, was los ist! Sie wollen einen Brief von mir haben und wollen wissen, was Sie eigentlich von Cicero zu halten haben? Da haben Sie diesen Brief!

[1]) Linguet hatte in seinem Werke „Canaux navigables" Cicero angegriffen, und Voltaire verteidigte diesen in dem 4. Band der „Questions sur l'Encyclopédie".

Man kann Cicero als Schriftsteller, als Philosophen und als Staatsmann betrachten. Er war einer der größten Schriftsteller, die es je gegeben hat. Er wußte alles, was man zu seiner Zeit wußte, ausgenommen Geometrie und andere Wissenschaften dieser Art. Als Philosoph war er mittelmäßig; denn er wußte zwar alles, was die Griechen gedacht hatten und gab es mit wundervoller Klarheit wieder, aber er dachte nichts Neues und besaß gar keine Kraft der Phantasie. Er hatte die Geschicklichkeit und das Glück, der erste zu sein, der in lateinischer Sprache die Gedanken der Griechen wiedergab, und deswegen wurde er von seinen Landsleuten gelesen und bewundert. Aus demselben Grunde hat Voltaire mehr Aufsehen gemacht als Bochart,[1] Bossuet, Huet,[2] Le Clerc,[3] Hammond,[4] Grotius[5] u. a. Alles, was Voltaire auf französisch über die Bibel gesagt hat, haben sie in lateinischer Sprache darüber gesagt; von ihnen weiß man nichts — man spricht nur von ihm. Als Staatsmann hätte Cicero, da er von niederer Herkunft war und emporkommen wollte, sich zur Oppositionspartei schlagen sollen, zu der des ‚Unterhauses' oder des Volkes, wenn Sie wollen. Das wäre für ihn um so leichter gewesen, als Marius, der Begründer dieser Partei, sein Landsmann war. Er hatte auch Lust dazu; denn er begann damit, daß er Sulla angriff und zu den Mitgliedern der Oppositionspartei, an deren Spitze nach Marius Tode Clodius, Catilina, Caesar standen, freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Aber die Partei der Großen brauchte einen Rechtskundigen und einen Gelehrten; denn große Herren können im allgemeinen weder lesen noch schreiben. Er fühlte also, daß man bei der Partei der Vornehmen ihn

---

[1]) Samuel B. (1599—1667), Pastor zu Caen und berühmter Orientalist. [2]) Pierre Daniel H. (1630—1731), Bischof von Avranches, mit Bossuet Erzieher des Dauphins. [3]) Jean L. (1657—1736), berühmter Kritiker, Protestant; Herausgeber der „Bibliothèque universelle". [4]) Jean Hamon (1618—1687), einer der Einsiedler des berühmten Klosters Port-Royal; Verfasser einer Schrift über das hohe Lied Salomonis. [5]) Hugo Grotius (1583—1645), der berühmte holländische Jurist und Staatsmann, der von 1635—45 schwedischer Gesandter am französischen Hofe war. Sein Hauptwerk „De jure belli et pacis" war lange Zeit Kodex des Völkerrechts. Auch seine „Annotationes in vetus et in novum Testamentum" waren berühmt.

nötiger gebrauchte und daß er dort eine glänzendere Rolle spielen würde. Er schlug sich zu ihrer Partei, und man sah also einen neuen Emporkömmling unter den Patriziern. Stellen Sie sich nur einen englischen Advokaten vor, den der Hof braucht, um einen Kanzler zu haben, und der sich infolge dessen der Partei des Ministeriums anschließt. Cicero glänzte also an der Seite des Pompejus und der andern Herren, so oft es sich um juristische Dinge handelte; aber ihm fehlte vornehme Geburt und Reichtum. Und da er kein Kriegsmann war, so spielte er vor allem nach dieser Richtung hin eine untergeordnete Rolle. Im übrigen fühlte er sich durch natürliche Neigung zur Partei Caesars hingezogen, und er war des Hochmuts der großen Herren satt, die ihn oft genug fühlen ließen, wie groß die Wohltaten waren, womit sie ihn überhäuft hätten.

Feige war er nicht, aber unentschlossen. Er verteidigte keine Verbrecher; aber er verteidigte die Angehörigen seiner Partei, die kaum besser waren als die der Gegenpartei. Der Fall Catilina war ernst, denn er war mit einer großen Partei eng verkettet. Ein Fall Wilkes ist in England niemals geringfügig; in Paris ist er lächerlich. Seine Beredsamkeit war nicht käuflich, ebensowenig wie die des Herrn Pitt;[1] aber sie gehörte seiner Partei. Es ist Unsinn, zu sagen: Gott erlaubte nicht, daß einer seiner Klienten ihn ermorde; denn Gott erlaubt niemals, er handelt, und er handelt stets so, wie es ihm gutdünkt. Voltaire hält uns zum Besten, wenn er von Ciceros Regierung der Provinz Cilicien spricht. Sie hat die allergrößte Ähnlichkeit mit Sancho Pansas Regierung der Insel Barataria.[2] Es handelte sich dabei um eine Kabale, um ihm die Ehre des Triumphes zu verschaffen, wie Herrn von Soubises[3] Heldentaten nur dazu da waren, damit er den Marschallsstab erhielte. Cicero bekam jedoch den Triumph nicht, und sein Freund Cato war der erste, der sich dagegen aussprach. Er wollte nicht, daß eine schon zu

[1] William P. (1707—1778), erster Graf von Chatham, einer der großen englischen Staatsmänner. [2] Don Quixote, II, 45—53. [3] Charles de Rohan, Herzog von Rohan-Rohan, Prinz von Soubise (1715—1785), der die Schlacht bei Roßbach 1757 verlor, aber infolge seines Sieges bei Lützelburg über die Hannoveraner Marschall von Frankreich wurde.

tief erniedrigte Ehre ganz und gar wertlos würde. Übrigens war Cicero nicht von einer Herkunft, die sich mit der des Hauses Rohan vergleichen ließe. Ob Cicero tüchtig war, weiß man nicht; denn er hat niemals regiert. Bezüglich seines angeblichen Verdienstes, daß er Roms Tore der Philosophie geöffnet habe, ist die Bemerkung angebracht, daß die Oppositionspartei eine Partei von Ungläubigen war; denn die Bischöfe — das heißt die Auguren, Pontifices usw. — waren lauter Lords und Patrizier. Daher griff die Oppositionspartei die Religion an, und Lucrez hatte sein Gedicht vor Cicero geschrieben. Die Partei der Vornehmen unterstützte die Religion; darum war Cicero, der im Grunde seines Herzens sich zur Opposition neigte, nur im Verborgenen ungläubig und wagte nicht, als solcher zu erscheinen. Als Caesars Partei triumphierte, zeigte er sich offener und bekannte seine Ansichten ohne Erröten. Aber nicht ihm verdankt man die Begründung des heidnischen Unglaubens, der sogenannten Sophia, Weisheit, sondern der Caesarschen Partei. Daß die Nachwelt dafür Cicero ihren Beifall gezollt hat, kommt daher, daß er zu den Gegnern der Partei gehörte, die später durch die Grausamkeit der Kaiser verhaßt wurde. Hiermit genug von Cicero!

Grimm weiß nicht, daß Monsignore Garampi[1] zum Nuntius in Polen ernannt ist; Prinz August von Sachsen wird unterwegs mit ihm zusammentreffen. Ich werde mein möglichstes tun, um in Neapel des Augusteischen Zeitalters zu genießen; ich fürchte nur, es wird nicht von langer Dauer sein.

Sie hatten mir nicht mitgeteilt, daß Sie Giambone bezahlt haben; aber ich war davon überzeugt. Ich werde versuchen, Ihnen Melonenkerne zu beschaffen. Tausend Schönes den liebenswürdigen Valoris.[2] Mit großem Vergnügen habe ich mich im ‚Mercure de France' gelesen; aber noch viel mehr Vergnügen machte mir ein aufrichtiges und naives Geständnis des Verlegers des armen Abbé Roubeau, Seite 107 desselben Bandes; bitte

[1] Joseph G. (1725—92), berühmter Archäolog und Diplomat, Kardinal 1785.
[2] Frau von Epinay hielt sich damals im Schloß der Familie Valori in Bourg-Neuf auf.

leſen Sie es![1] Wer hat denn den reizenden Scherz von den ‚Klappohren'[2] gemacht? (in demſelben Band, Seite 208). Er iſt eines Swift würdig und das Zarteſte, was man ſich in dieſer Art denken kann. Wenn Grimm nicht der Verfaſſer iſt, ſo kenne ich ihn nicht. Beklagen Sie ſich bei Cicero, wenn ich Ihnen heute Abend nicht mehr ſage

118.

An dieſelbe.

Neapel, den 27. Juli 1771.

Ihr ländlicher Brief, ſchöne Frau, iſt ſehr hübſch: das Abenteuer des Kommiſſars, der in den Quarkkäſe gerät, iſt wirklich komiſch. Dieſer Herr de Valori[3] beweiſt der Welt, daß der geiſtliche Stand der denkbar günſtigſte iſt für alle, die es zu nichts bringen können. Man hat alſo ſehr unrecht, ihn ausrotten zu wollen, und man wird in der Geſellſchaft die Unbequemlichkeit ſpüren, wenn man einmal dieſe Zufluchtsſtätten für

[1]) Es handelt ſich um eine Annonce im Juniheft des „Mercure de France", worin ein Buchhändler La Doué eine kleine Anzahl der „Recréations économiques ou Lettres de l'auteur des Représentations aux magistrats, à M. le Ch. Zanobi" anzeigt, indem er beifügt, daß dieſer Gegenſtand alle Menſchen intereſſiere, und dieſe Schrift bis über den Schellenkönig lobt. [2]) Der Artikel hieß: „Les oreilles à ressort, petite dissertation physique et morale par M. M. * * * *". Der Autor zieht darin gegen die Kinderhäubchen (têtières) und die Weiberhauben (béguins) zu Felde: „J'espère démontrer à quel point ces ridicules pratiques influent non seulement sur le physique, mais encore sur le moral de l'espèce humaine. La nature, cette mère intelligente, a pourvu nos oreilles de muscles adducteurs, abducteurs, abaisseurs et releveurs: muscles faits pour avoir le jeu libre ... Que d'avantages résulteraient de l'action libre de ces ressorts. Le suffrage le moins équivoque des beautés d'un drame se peindrait avec énergie dans l'érection des oreilles, et cette merveilleuse érection varierait son jeu à l'infini. Un morceaux de musique, une belle femme, un beau tableau produirait son degré d'élévation sur ces oreilles à ressort." [3]) Almoſenier der Gräfin Artois und ſpäter Abt von Vigeois. Die Stelle iſt, da der Brief der Frau von Epinay verloren zu ſein ſcheint, nicht recht verſtändlich.

Faulenzer, Dummköpfe, Tölpel, Querköpfe aufhebt. Die dummen Systemmacher glauben in ihrer Dummheit — weil Montesquieu es gesagt hat,[1] es würde genügen, den Faulenzern ihr Asyl zu nehmen, um die Faulenzerei aus der Welt zu schaffen; gerade so gut könnte man die Irrenhäuser niederreißen, damit es keine Irrsinnigen mehr gäbe. Man würde vielleicht glauben, es gäbe keine mehr, weil sie sich dann unter allen Leuten zerstreuen würden; aber in Wirklichkeit würden noch ebensoviele da sein. Es gefällt mir nicht, daß Sie nach Paris zurückgegangen sind: Sie werden dort wieder traurig werden. Ich leide unter Frankreichs Unglück; es ist zu alt, um einem derartigen Stoß widerstehen zu können; seine Heiterkeit wird auf ewig dahin sein, und Sie werden eine Art Neapolitaner werden, und meine Rückkehr nach Paris wird unmöglich werden; denn das Paris, das ich verlassen habe, wird nicht mehr vorhanden sein.

Ich habe Ihnen von hier nichts Schnurriges zu melden. Ich langweile mich sehr. Ich mache Meisterwerke von Gutachten für den König, die kein Mensch liest und die man niemals drucken wird. Indessen nehmen sie mir die Zeit weg, etwas anderes zu machen.

Ich plauderte in den letzten Tagen viel mit dem Engländer Chanquion, der Konsul für Sizilien werden soll, vom Baron, Frau Necker, Frau Riccoboni[2] usw.

Ich bin heute Abend dumm; mir fällt nichts ein. Also: ich liebe Sie und umarme Sie. Guten Abend!

119.

An dieselbe.

Neapel, den 3. August 1771.

Meine schöne Dame!

Pfui! Weil Sie keine Zeit haben, mir zu schreiben, muß ich deshalb ohne Briefe bleiben? Und der Strohsessel, der Philosoph,

[1] Esprit des Lois, XXIII, 29. [2] Romanschriftstellerin (1714—1792), die mit Grimm und Diderot befreundet war.

der Marquis? Können die nicht einfach einen klipp und klaren Befehl bekommen, ſtatt Ihrer mir zu ſchreiben? Hier iſt kein Menſch, der Sie kennt, außer mir; alſo kann mich niemand erſetzen, wenn ich nicht imſtande bin, Ihnen zu ſchreiben. Aber in Paris, da hatte ich hundert Freunde! Sind ſie denn alle tot, oder lieben ſie mich nicht mehr? Bringen Sie doch das in Ordnung, ſchöne Frau, und treffen Sie darüber mit meinem alten Freunde Abrede und Übereinkommen — bei Strafe meiner Ungnade! Sie werden ſich nichts daraus machen, ſagen Sie? Da hätten ſie unrecht; denn ich kann ihnen noch viel Vergnügen machen.

Wenn ich zum Beiſpiel meine Geſchichte des zwanzigſten Jahrhunderts beendete, glauben Sie nicht, daß das dem Strohſeſſel viel Vergnügen machen würde? Wenn ich dem Philoſophen das Kapitelverzeichnis eines verloren gegangenen Werkes ſchicken würde, das ein kürzlich geſtorbener Gelehrter, ein vertrauter Freund des verſtorbenen Herrn Boulanger und des Herrn Mirabaud über Urſprung, Größe und Verfall der chriſtlichen Religion verfaßt hatte — glauben Sie nicht, daß ihm das viel Vergnügen machen würde? Wenn Sie mir nicht ſchreiben, ſo werde ich boshaft und ſchreibe Ihnen auch nicht mehr. Fürchtet alſo meine Drohungen (ich ſage das nicht zu Ihnen, denn Sie haben ſo viel zu tun und ſo wenig Geld, ſondern zu meinen reichen und faulen Freunden). Beſänftigen Sie mich und machen Sie mich wieder gut! Und da Sie mir nichts mitgeteilt haben, ſo finde ich heute Abend keinen Gedanken, über den ich Sie unterhalten könnte. Guten Abend alſo!

P. S. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie immer liebe und immer gleich ſehr liebe.

120.

An dieſelbe.

Neapel, den 10. Auguſt 1771

Meine ſchöne Dame, Ihr Brief Nr. 63 iſt nicht beſſer als der vorhergehende. In dieſem ſtand nichts drin, in jenem ſtehen

lauter ſehr traurige Sachen. Ich glaubte, bei dem gegenwärtigen Zuſtande Frankreichs genöſſe man wenigſtens das Vergnügen, daß man ſeine Schulden nicht zu bezahlen brauche. Ich bildete mir ein, Frankreich hätte jetzt eine Art von Waffenſtillſtand, Jubeljahr, Sabbatjahr, apokalyptiſcher Zeit, ſo etwas ähnliches wie Boulangers Kataklysmus;[1] mit einem Wort, es ſei das häßlichſte Land für reiche Gläubiger und das hübſcheſte für Schuldner. Aber Sie bringen mir einen ganz anderen Begriff bei; Sie fürchten, wie ich ſehe, bezahlen zu müſſen. In dieſer Beziehung ſind wir glücklicher, obgleich wir weder die Parlamente in die Verbannung geſchickt noch all das andere gemacht haben. Hier bezahlt kein Menſch was. Kommen Sie alſo nach Neapel und lachen Sie die ganze Welt aus.

Der Strohſeſſel geht alſo nach England? Was zum Teufel wollte er denn in dem Zuchthaus? Um Sie mit Beſorgungen und Arbeit zu Tode zu hetzen, ſpielt er Ihnen dieſen abſcheulichen Streich. Pfui, das Ekel!

Die Bombe iſt alſo mitten in Paris geplatzt, und Sie haben ein Erdbeben gehabt oder glaubten eins zu haben.[2] Zu einer Zeit, wo die Aſtrologie noch galt, wäre dieſes Phänomen ein Vorzeichen von allen ſpäter eingetroffenen geweſen; und das iſt eine unſtreitbare Wahrheit. Ich begreife nicht, wie die Menſchen den Glauben an die Auguren haben aufgeben können. Kann man leugnen, daß alles Vorhergehende das Nachfolgende ankündigt? Und trotzdem will man nicht daran glauben. Das iſt der Unglaube unſerer Zeit! Ich für meine Perſon erkläre Ihnen, die Bombe bedeutet eine Verfolgung der Literaten, die an allem Übel ſchuld ſind, das geſchieht und noch geſchehen wird.[3] Dieſe Wahrheit hat man ſchon in Parma[4] gekannt, und man wird ſie noch anderswo erkennen.

---

[1]) Boulanger hatte für die Enzyklopädie die Artikel über die Sintflut geliefert. [2]) Anſpielung auf eine flüchtige Himmelserſcheinung am 17. Juli, in kugelförmiger Geſtalt, die viel Aufſehen in Paris machte. [3]) Auch hierin beweiſt der Abbé ſeinen geradezu genialen Scharfblick. Das berühmte Buch von Tocqueville „L'ancien Régime et la Révolution" iſt nichts anders als ein nüchterner Beweis für dieſe Behauptung. [4]) Du Tillot, Marquis de Felino (1711—1774), der berühmte Reformminiſter des Herzogs von Parma, war durch Don Joſeph Auguſtin de Llano, Marquis de Zuvero erſetzt worden; es iſt derſelbe, deſſen Gemahlin an anderer Stelle in den Briefen Galianis erwähnt wird.

Guten Abend. Behalten Sie mich lieb. Suchen Sie mich durch Ihre Briefe zu elektrisieren oder durch die Briefe Ihrer und meiner Freunde. Von mir ist immer dasselbe zu melden. Ich habe im ganzen bloß noch acht Zähne; das ist der ärgerlichste Verlust, den ich erlitt, seitdem ich Paris verlor. Adieu.

121.

An dieselbe.

Neapel, den 17. August 1771

Schöne Frau,

ich habe zwei Tage beim Baron von Gleichen in den Bädern der Insel Ischia zugebracht und komme in dieser Minute zurück. Indessen will ich Ihren lieben Brief nicht unbeantwortet lassen und beginne zunächst mit der Lösung des Problems des Invaliden mit dem Stelzfuß, das Ihnen so viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Wissen Sie, was es bedeutet? Der Mann ist Bettler. Um seine Lage recht rührend erscheinen zu lassen, hat er sich ein falsches Bein aus Holz gemacht. Ihnen, die Sie ihn kennen, hat er nicht zu gestehen gewagt, daß er Bettler sei; er hat Ihnen gesagt, er trage es morgens zu seinem Vergnügen; und das ist allerdings die sonderbarste und komischste Antwort von der Welt. Aber merken Sie sich: ein Strolch, ein Bettler ist klüger als hundert philosophische Schöngeister. Er denkt an nichts anderes, er konzentriert seinen ganzen Verstand und Geist darauf, sich Geld zu verschaffen; und darin übertrifft er euch alle, so viel ihr da seid.

Was zum Teufel fängt denn der Strohsessel mit meinen Briefen an? Entehrt er mich damit vor allen Fürsten Deutschlands? Er braucht mir vor seiner Abreise nicht zu schreiben; aber ich verlange von ihm, daß er mir aufrichtig sagt, wie ihm das reizende London vorgekommen ist und wie er mit der englischen Gastlichkeit zufrieden ist.[1]

[1]) Galiani hatte 1767 sechs Wochen in England verbracht, das ihm im höchsten Grad zuwider war.

Die Abſchrift der Picciniſchen komiſchen Oper werde ich Ihnen nicht ſchicken, es ſei denn, daß Sie mir ſchreiben, Sie haben vollkommen neapolitaniſch gelernt; ſonſt würden Sie kein Wort davon verſtehen und würden keine einzige von den Schönheiten des Werkes begreifen.

Aber ſprechen wir von einer ernſten Angelegenheit: einer der größten Übelſtände, unter denen die Neapolitaner leiden, iſt, daß ſie auf ſehr harten Matratzen liegen. Das kommt davon, daß ſie ihre Wolle walken, ohne ſie zu kämmen. Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, um dieſem Übelſtand abzuhelfen; aber alle Mühe war vergeblich, denn ſie haben keine richtigen Maſchinen zum Wollekratzen und kennen nicht einmal die Form derſelben. Ich habe beſchloſſen, eine aus Paris kommen zu laſſen. Sagen Sie mir, was koſtet die ganze Zurüſtung, um eine Wollmatratze zu kämmen? Wenn ich mich nicht irre, gehören dazu zwei eiſerne Kämme. Klären Sie mich darüber auf und bemühen Sie ſich, daß ich wenigſtens im Schlaf mich der Pariſer Betten erinnere. Guten Abend.

122.

An dieſelbe.

Neapel, den 21. Auguſt 1771.

Oh, Madame, welch ſchmerzliche Briefe ſchreiben Sie mir! Was? Der Strohſeſſel geht auf Reiſen? Geht für achtzehn Monate auf Reiſen![1] Kommt nach Italien! Was für eine ſonderbare Neuerung! Ich hätte dieſen Seſſel für ebenſo unbeweglich gehalten wie den Pont-Neuf und den Glockenturm von Notre-Dame. Aber erklären Sie mir wenigſtens: mit wem geht er? Was will er?

Nun, ich beklage Sie und bin traurig für Sie. Ich möchte ihn wohl als Herausgeber der ausländiſchen Korreſpondenz erſetzen; aber ich hätte nicht die Kraft dazu. Auch Sie

[1]) Frau von Epinay, deren Leidenſchaft für Grimm mit den Jahren wuchs, litt entſetzlich unter den vielen Reiſen ihres Freundes.

nicht, und ich kann Ihnen nicht raten, dieſe Arbeit auf ſich zu nehmen; auch auf den Philoſophen können Sie ſich für eine regelmäßige Korreſpondenz nicht verlaſſen. Höchſtens könnten Sie ihn damit betrauen, in einem Monat Stoff für achtzehn Monate fertig zu machen und dieſen dann ſtück- und portionsweiſe von Woche zu Woche verſchicken. Das würde ſeiner ganzen Art und ſeiner Arbeitsweiſe mehr angemeſſen ſein.

Mit dem Getreide iſt's alſo aus in Paris; man hat es ſatt. Gott ſei Dank! Wovon ſpricht man denn jetzt? Von der Elektrizität? Sagen Sie mir, in welchem Evangelium hat denn der Herr Suard gefunden, daß der Feuerball, von dem ſeine Zeitung berichtete, keine elektriſche Erſcheinung ſei? Wenn ich mir erlauben dürfte, ihm einen kleinen Wiſcher zu geben, ſo würde ich ihm ſagen, er hätte ſeinen Bericht mit den feierlichen Worten aller Zeitungsſchreiber beenden müſſen: Die Zeit wird uns weiter darüber belehren. Übrigens bin ich überzeugt, daß Blitz, Nordlicht, Meteore, Meeresleuchten lauter elektriſche Erſcheinungen ſind; denn ich glaube, Elektrizität iſt nichts anderes als das Elementarfeuer, das überall verbreitet iſt, und ein Feuerzeug iſt meiner Meinung nach dasſelbe wie ein Gewitter. Zwei Wolken, die gegen einander, oder gegen einen Berg, einen Kirchturm Feuer ſchlagen, löſen den großen Funken aus, der uns eine Todesangſt einjagt. Guten Abend.

Bitte, vergeſſen Sie nicht, mir die Kratzen für Wollmatratzen zu beſorgen.

123.

An dieſelbe.

Neapel, den 31. Auguſt 1771.

Sie ſpielen mir, ſchöne Dame, von Zeit zu Zeit einen ſchrecklichen Streich. Ich ſehe ein dickes Paket von Ihnen ankommen; ich freue mich im voraus; ich erwarte den längſten Brief der Welt, und anſtatt etwas von Ihrer Hand für mich zu finden, finde ich, daß Sie für mich etwas von Voltaire haben abſchreiben laſſen, um es mir zuzuſchicken. Wenn ich mich rächen wollte, würde ich ein Stück aus meinem Brevier abſchreiben und es Ihnen ſchicken.

Ich gestehe, das Stück Voltaire ‚Über die Neugier'[1] ist prachtvoll, erhaben, neu und wahr. Ich gestehe, er hat in allem recht; nur hat er vergessen einzusehen, daß die Neugier eine Leidenschaft oder, wenn sie wollen eine Empfindung ist, die in uns nur erregt wird, wenn wir uns völlig sicher vor jedem Risiko fühlen. Die geringste Gefahr benimmt uns alle Neugier und wir beschäftigen uns nur noch mit uns selbst und unsrer eigenen Person. Das ist der Ursprung aller Schauspiele. Verschaffen Sie zunächst den Zuschauern sichere Plätze, dann entfalten Sie vor ihren Augen den Anblick einer großen Gefahr. Alle Welt läuft herzu und beschäftigt sich damit. Das führt auf eine andere wahre Idee: je sicherer der Zuschauer und je größer die Gefahr ist, die er sieht, destomehr interessiert er sich für das Schauspiel. Dies ist der Schlüssel zum ganzen Geheimnis der tragischen, komischen, epischen Kunst. Zuschauern, die sich recht behaglich fühlen, müssen Leute in der unangenehmsten Lage vorgeführt werden. Darum ist es eine Hauptsache, daß die Zuschauer es auch äußerlich ganz bequem haben; wenn es in die Logen regnete, wenn die Sonne in das Amphitheater hineinschiene, würde das Gebäude leer stehen. Darum muß bei jedem dramatischen, epischen oder anderen Gedicht der Versbau gelungen, die Sprache natürlich, die Ausdrucksweise rein sein. Jeder schlechte, dunkle, verworrene Vers wirkt wie Zugluft in einer Loge. Er bereitet dem Zuschauer Qual, und damit hört das Vergnügen der Neugier gänzlich auf. So hat also Lucrez doch nicht ganz unrecht.[2] Obgleich es unbewußt geschieht und eine Entwicklung des Glücksgefühls in uns nicht stattfindet, wenn die Neugier in uns beginnt, so ist es doch vollkommen wahr, daß sie ohne diese Vorbedingung instinktmäßig nicht angeregt wird. Also ist die Neugier eine beständige Folge von Müßiggang, Ruhe, Sicherheit; je glücklicher eine Nation ist, desto neugieriger ist sie. (Darum ist Paris die Hauptstadt der Neugier; Lissabon, Neapel, Konstantinopel haben weniger Neugier oder fast gar

[1]) Im „Dictionnaire philosophique". [2]) Anspielung auf die berühmten Verse aus dem Lehrgedicht des Lucretius „De natura rerum": ‚Suave mare magno turbantibus aequora ventis — Et terra magnum alterius spectare laborem', mit denen Voltaire seinen Artikel beginnt.

keine). Ein neugieriges Volk ist ein großes Lob für seine Regierung.

Noch eine andere, sehr interessante Beobachtung über die Neugier hätte Voltaire machen müssen: sie ist eine Empfindung, die einzig und allein nur dem Menschen eigentümlich ist, die er mit keinem anderen Tier gemein hat. Die Tiere haben nicht einmal einen Begriff von Neugier. Machen sie vor einer Schafherde, was Sie wollen: wenn Sie sie nicht anrühren, werden sie sich gar nicht um Sie bekümmern. Wenn Tiere irgend ein Anzeichen verraten, das Ihnen als Neugier erscheint, so ist es in Wirklichkeit Furcht, und weiter nichts. Man kann Tiere erschrecken, man kann sie niemals neugierig machen. Nun ist nach dem von mir soeben gesagten Furcht der Gegensatz der Neugier. Wenn es den Tieren unmöglich ist, neugierig zu sein, so ist also der neugierige Mensch mehr Mensch als ein anderer Mensch, und das trifft in der Tat zu. Newton war so neugierig, daß er die Ursachen der Mondbewegung, der Gezeiten usw. suchte. Das neugierigste Volk hat also mehr ‚Menschen' als irgend ein anderes Volk. Da haben Sie die schönste Lobrede, die je auf die Pariser Maulaffen gehalten worden ist! Die Idee ist tief; ich habe leider keine Zeit, auf die Einzelheiten einzugehen. Ganz gewiß hat Voltaire seinen Aufsatz über die Neugier nicht schneller geschrieben als ich. Er hat ihn besser geschrieben, denn er schreibt seine Muttersprache; aber wenn Sie sich die Mühe machen wollen, das von mir flüchtig Hingekritzelte zu entwickeln, so werden Sie sehen, daß damit das menschliche Herz zum großen Teil erklärt ist. Der Mensch als neugieriges Tier, die Empfänglichkeit des Menschen für Schauspiele. Fast alle Wissenschaften sind nur Neugierden, und der Schlüssel zum Ganzen ist, daß das neugierige Wesen von vornherein sicher sein und sich in einer behaglichen Lage befinden muß. Darum läßt Herr de Chaulnes[1] den Papierdrachen steigen und nicht Herr de la Chalotais,[2] obgleich dieser der Gelehrtere von den beiden ist.

[1]) Louis Marie Joseph d'Albert, Herzog von Chaulnes (1741—1793), Physiker und Experimentator, den man beschuldigte, die erwähnte Himmelserscheinung hervorgerufen zu haben. [2]) Der schon erwähnte Generalprokurator des Bretonischen Parlaments (1701—1785), der sich durch sein Buch über die Verfassung des Jesuitenordens (1761) bekannt gemacht hatte.

Da haben Sie mir alſo eine richtige kleine Abhandlung entlockt. Verſprechen Sie Madame Necker, ſie ihr im Austauſch gegen meinen Brief mitzuteilen. Ich kann mir nicht denken, daß es nicht Suard, Marmontel oder anderen möglich ſein ſollte, Sie in Verbindung mit Madame Necker zu bringen. Guten Abend; ich habe keine Zeit mehr. Ich umarme Sie.

P. S. Voltaire kennt die Tiere ſehr wenig. Von Affen und Hunden ſpricht er wie ein Kind. Der Affe iſt durchaus nicht neugierig: er ſucht ſeine Nahrung. Da er keinen Geruchsſinn und ſehr wenig Inſtinkt hat, ſo muß er alles zerbrechen und alles anfaſſen. Im natürlichen Zuſtand nährt er ſich nur von Früchten und Auſtern. Er hält alſo alles für Kokosnüſſe, Kaſtanien, Auſtern, und er muß alles mit ſeinen Zähnen zerknacken, um den Kern herauszuholen. Hunde kennen gar keine Neugier; ſie haben Furcht, wenn ſie noch nicht gewöhnt ſind im Wagen zu fahren, und ſie ſtecken den Kopf zum Schlag heraus, weil ſie hinausſpringen wollen; da ſie aber die Pflaſterſteine hüpfen und laufen ſehen, wagen ſie nicht hinauszuſpringen und bellen vor Angſt. Sind ſie einmal daran gewöhnt, ſo bleiben ſie ruhig. Niemals iſt irgend ein Tier neugierig geweſen!

124.

Frau von Epinay an Galiani.

5. Oktober 1771.

Nun, Sie haben alſo letzte Woche kein Wort von mir erhalten; aber das geſchah, weil ich keine Briefe von Ihnen erhielt, weil ich keine aus London erhielt und weil mich das verdrießlich machte. Ich habe unendliche Nachforſchungen angeſtellt und habe weder den Brief von der vorigen Woche gefunden, noch irgend eine Nachricht über die drei vorhergehenden, die mir fehlen. Haben Sie mir geſchrieben oder nicht? Wirklich, mein lieber Abbé, ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll, aber es beunruhigt mich ſehr. Doch laſſen wir meine Unruhe und Ungeduld bis auf weiteres; ſo viel iſt gewiß: erhalte ich auch

dieſe Woche nichts, ſo ſchreibe ich nicht mehr, bis die Korreſpondenz wieder in ſicherem Geleiſe iſt.

Mein Gott! was für einen ſchönen, herrlichen Brief haben Sie mir über die Neugier geſchrieben! Wie richtig alles geſehen iſt, und wie tief gedacht. Ich bin jedoch nicht davon überzeugt, daß auch die Haustiere ohne Neugier ſind. Lieber Abbé, mein Hund iſt neugierig, das verſichere ich Ihnen; ich habe ihn genau ſtudiert und nicht erſt ſeit geſtern. Wenn eine Kutſche bei meinem Hauſe anhält, wenn er den Pfiff des Portiers hört, ſpringt er von meinem Schoß auf die Erde, ſetzt ſich vor der Tür auf den Hintern und paßt genau auf, wer eintreten wird. Wenn er dagegen auf der Straße pfeifen hört, läuft er ans Fenſter; aber dann knurrt und bellt er. Und doch wird ihm niemals gepfiffen, wenn er ſein Eſſen bekommt, und niemals geben die Beſucher, die zu mir kommen, ihm etwas zu eſſen . . . Die Neugier der Menſchen hat verſchiedene Beweggründe; aber ſo verſchieden ſie auch ſind — und ſie ſind unendlich verſchieden —, man kann ſie ſtets auf einen Grund zurückführen, der allen vernünftigen und unvernünftigen Tieren gemeinſam iſt: das Intereſſe. Das körperliche Intereſſe, wie das moraliſche, verlangt Aufmerkſamkeit. Nun können Sie nicht nicht leugnen, daß der Hund den Befehlen und dem Willen ſeines Herrn Aufmerkſamkeit entgegenbringt, und zwar ſowohl dem Willen des Herrn, der ihn nicht ſchlägt, wie dem des Herrn, der ihn ſchlägt. Ich habe niemals meinen Hund geſchlagen; im Gegenteil, ich verwöhne ihn aus Neugier, zum Beiſpiel um mal zu ſehen, welcher Unterſchied zwiſchen einem von ſeiner Herrin verwöhnten Hund und einer vom Schickſal tief zu Boden gedrückten Frau beſteht. Nun, er hört auf mich, ſucht mich zu verſtehen. Manchmal wundert er ſich über meine Wünſche, aber von Furcht keine Spur. Sie werden zugeben, daß dieſe Aufmerkſamkeit, dieſes Erſtaunen der Neugier ſehr ähnlich ſehen und geradewegs dahin führen. Mein lieber Abbé, denken Sie noch weiter darüber nach; wenn Sie auf Ihrer Meinung beharren, werde ich geneigt ſein zu glauben, daß ich mich irre. Aber geben Sie genau acht! Ich bin ganz wie Sie (abgeſehen von der Größe der Gedanken): ich habe keine Zeit, mich ausführlicher zu erklären.

Neue Bücher, die Ihre Aufmerksamkeit verdienen, haben wir nicht; aber es erscheint eine sehr spaßige kleine Broschüre über die Gemäldeausstellung im Louvre. Sie ist gezeichnet von Raphael dem Jüngern, der angeblich an einen Freund nach Rom schreibt.

Der Gedanke dieser Broschüre ist sehr lustig. Der Schweizer, der die Gemälde zu bewachen hat, hört nachts einen lauten Lärm im Bildersaal. Er eilt herbei: es sind die Bilder. Sie sprechen und sagen einander die Wahrheit. Er ruft seinen Neffen, der schreiben kann, und dieser schreibt ihre Unterhaltung und ihren Disput nieder. Dieser Bilderstreit wird nun also veröffentlicht. Die Kritik ist scharf, aber wie mir scheint ziemlich gerecht. Niemand wird verschont. Schade, daß die Broschüre nicht ebenso gut geschrieben ist, wie der Einfall lustig war. Den Verfasser kennt man nicht; man darf aber annehmen, daß es das Werk irgend eines Künstlers ist, der besser mit dem Pinsel umzugehen weiß als mit der Feder. Er hat auch die Faulen nicht verschont, die nichts ausgestellt haben. Eines der Bilder ruft die Abwesenden auf. — Herr Doyen?[1] — Die andern antworten: Er ist bei Hofe. — Bei Hofe? Was zum Kuckuck macht er denn da? — Der König hat mit ihm gesprochen; hat er Ihnen das nicht gesagt? — Ich wußte es nicht; aber ich freue mich darüber: er ist ein Mann von Verdienst; er wird der königlichen Huld Ehre machen. — Dumont der Römer?[2] — Ist in die Frühmesse gegangen. — Da hat er recht daran getan; alle diese nackten kleinen Podexe wären ihm ein Ärgernis gewesen. — Madame Vien?[3] — Die ist ganz gewiß bei ihrem Mann. — Madame Terbouche?[4] — Weit weg! Weit weg! — Fragonard?[5] — Der verliert seine Zeit und sein Talent; er

[1]) Doyen, François (1724—1806), Historienmaler; Schüler Vanloo's. [2]) Dumont, Jacques, genannt der Römer, Maler und Stecher (1701—1781). [3]) Vien, Marie Thereſe, Malerin (1728—1805), die Gattin des Malers Vien's des Älteren, bekannt durch ihre Stilleben. Diderot rühmt ſie in ſeinem „Essai sur la peinture". [4]) Gemeint ist die Malerin Anna Dorothea Liscewsky (1722—1782), die Tochter des Berliner Malers Georg Friedrich Melchior L., die einen gewiſſen Therbuſch geheiratet hatte. Im Jahre 1767 wurde ſie in Paris in die Akademie der ſchönen Künſte aufgenommen. [5]) Honoré F. (1733—1806, in der galanten Welt, die er verherrlichte, kurzweg Frago genannt

verdient Geld. — Greuze?[1] — Der ſchmollt. — Das tut mir leid; wir hätten das Vergnügen gehabt, die Lobſprüche zu wiederholen, die er ſich ſelber zollt, uſw. Das ganze Geſpräch iſt in dieſem Ton gehalten und ſehr komiſch.

Guten Tag, mein lieber Abbé. Denken Sie ernſtlich daran, uns Nachricht von ſich zu geben, und teilen Sie mir mit, ob die vier Briefe verloren gegangen oder ob ſie nicht geſchrieben worden ſind. Auch dieſe Woche habe ich noch keinen erhalten; aber ich bekomme meine Briefe erſt Sonntags; alſo beunruhige ich mich noch nicht darum.

125.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 7. September 1771.

Wenn Ihre Briefe, ſchöne Frau, nun doch mal nicht von Ihnen ſein ſollen, ſo iſt mir Diderot noch lieber als Voltaire. Aber was für eine verflixte Schererei hat mir denn dieſer Magallon angezettelt? Er hat gelogen; ich habe ihm nicht geſagt, daß Sie mich nicht lieben, 1. weil ich ihm gar nicht geſchrieben habe; 2. weil ich, wenn ich ihm geſchrieben hätte, ihm nicht das geſchrieben haben würde; 3. weil ich, wenn ich es geſchrieben hätte, nicht ſo gedacht haben würde; 4. weil, wenn ich es geſchrieben und gedacht hätte, es nicht wahr wäre; 5. weil, wenn es wahr wäre, es nichts ausmachen würde uſw. uſw. uſw.

Wiſſen Sie, welchen Schluß ich aus alledem ziehe? Daß Magallon eiferſüchtig iſt und mich mit Ihnen entzweien möchte. Und dafür will ich mich rächen, indem ich Ihnen ſage, daß er von Ihnen entzückt iſt und daß er in ſeinen Briefen an mich mit dem größten Lobe von Ihnen ſpricht und bedauert, daß er Sie nicht früher gekannt hat.

---

als reiner Dekorateur und als Künſtler hoch über Boucher ſtehend. Seine galanten Szenen und mythologiſchen Darſtellungen erfreuen ſich heute wieder höchſter Schätzung. [1]) Jean Baptiſte G. (1728—1805), in mancher Hinſicht das Gegenſtück zu dem Diderot der bürgerlichen Dramen in der Malerei. Seine ſentimentalen Darſtellungen aus dem bürgerlichen Leben waren weltberühmt.

Machen Sie Herrn Neckers P... meine Komplimente. Madame Necker sollte nach diesem Abenteuer in sich gehen und einsehen, daß es zwecklos ist, mit Menschenkraft gegen die Macht des Geschicks anzukämpfen. Sie hat sich so sehr gequält und hat vielleicht so viel gelitten, um die Stirn ihres Gatten zu schonen. Nun, und jetzt hat er sich den Hintern verletzt! Eins ist so gut wie das andere, und ich persönlich bin der Meinung, daß ich lieber moralische Schmerzen an der Stirn als physische Schmerzen am Gesäß haben möchte.

Diderots Rede auf Rouelle[1] ist ein Meisterwerk; aber dieser verteufelte Diderot ist von einer Aufrichtigkeit, die vielleicht sogar den Toten lästig ist. Übrigens ist es erstaunlich, wie er mit Worten zu malen weiß; wie seine Worte seinen Gemälden Farbe und Leben verleihen! Ich glaube, man hat Rouelle erkannt, als man dies Porträt sah.

Haben Sie mich lieb. Ich erwarte ein kleines Briefchen vom Baron. Lassen Sie sichs gut gehen und glauben Sie an Revenauts. Guten Abend.

126.

An dieselbe.

Neapel, den 17. September 1771.

Aber wirklich, meine schöne Dame, das geht über den Spaß! Schreiben eigentlich Sie mir, oder tut es Voltaire, Diderot, der selige Rouelle, ein Chemiker, ein Quacksalber? Ihre Briefe werden eine Enzyklopädie. Es ... (Die Katze spaziert auf meinem Tisch herum und wischt alles aus, was ich Ihnen schreibe). Ich weiß nicht mehr, wo ich stehen geblieben war; aber das Experiment mit den Diamanten ist sicherlich sehr merkwürdig. Es beweist nicht, daß der Diamant ein erstarrter Wassertropfen ist; es beweist, daß das Wasser geschmolzener

[1]) Guillaume Joseph (1703—1770), berühmter Chemiker. Sein Bruder, ebenfalls ausgezeichneter Chemiker, verbrannte zuerst einige Diamanten, indem er sie in einem Schmelztigel einer großen Hitze aussetzte.

Diamant ist, und im Grunde beweisen alle diese Versuche, daß wir nicht wissen, was das Wasser oder der Diamant oder das Feuer ist und daß wir überhaupt gar nichts wissen. Ich habe die Edelsteine stets für Extrakte aus Metallen gehalten. Der Diamant scheint mir Eisen zu sein, dem sein Rost entzogen ist. Der Diamant ist also der denkbar vollkommenste Stahl; er ist also sehr hart; aber er läßt sich verbrennen und im Feuer verflüchtigen. Rubin und Saphir werden gefärbtes und durchsichtig gemachtes Gold sein. Sie werden schmelzbar, aber unverbrennbar sein. Aber ganz gewiß verhalten sich die Edelsteine zu den Metallen und Mineralien, wie die Früchte zu den Zweigen und Blättern der Pflanzen. Mehr weiß ich nicht darüber; aber das weiß ich, daß es mich ärgert, daß Sie den Seeräuber Delorme benutzt haben, um mir Bücher zu schicken. Er wird mich durch Transportkosten ruinieren, und ich hatte es keineswegs eilig, Bücher zu erhalten.

Glauben Sie, daß Nicolai abgereist ist? Niemand also wird mir mehr etwas aus Paris mitteilen? Bitte, sagen Sie mir doch etwas darüber. Ich weiß, Sie haben keine Lust, mit mir von Staatsangelegenheiten zu sprechen; ich verlange es auch gar nicht von Ihnen. Aber schließlich — nichts, gar nichts; das ist doch recht wenig.

Danken Sie meinem lieben Diderot für die Briefe, die er mir für Ihre Rechnung schreibt.

Umarmen Sie den Baron und die schöne Baronin. Gleichen läßt alle grüßen. Er hat mit größtem Vergnügen Rouelles Leben gelesen. Leben Sie wohl; behalten Sie mich lieb; während Nicolais Abwesenheit wird Magallon Auftrag erhalten, sich meiner Briefe anzunehmen. Tausend Grüße an Frau von Belsunce. Hat sie sich von ihrem Purzelbaum wieder erholt? Adieu!

127.

An dieselbe.

Neapel, den 21. September 1771.

Ich bin sehr erstaunt, schöne Frau, daß Sie schon zwei Posttage keine Briefe von mir erhalten haben; ich habe, glaube

ich, keinen einzigen vorübergehen lassen, ohne Ihnen zu schreiben. Sollte man meine Briefe aufgefangen haben? Oder sollte Nicolais Abwesenheit die Störung vernrsacht haben? Sie werden das besser aufklären können als ich. Einstweilen danke ich Ihnen für die Auszüge aus Büchern, die Sie für mich machen. Ich danke Ihnen auch für die Sendung der Kiste. Ich gedenke nicht viele aus Paris kommen zu lassen; sie sind zu teuer wegen der Transportkosten. Ich werde in Verlegenheit sein, was ich hier mit all meinen Dialogen anfangen soll. In Neapel findet man gar keinen Geschmack daran; Sie hätten viel besser getan, sie in Paris zu lassen, oder sie um einen mäßigen Preis an irgend einen Buchhändler zu verkaufen. Sie hätten mir die Transportkosten erspart, die für mich einen doppelten Schaden bedeuten werden. Ich bin völlig im unklaren über die Vorgänge in Paris. Niemand schreibt mir mehr, und in Ihren Briefen steht nichts drin.

Ich werde den Baron von Gleichen verlieren, der von seinem König abberufen ist und in wenig Monaten das Vergnügen haben wird, Paris und meine Freunde wiederzusehen.[1] Sie glauben nicht, wie mich dieser Verlust betrübt. Ich bin wie ein zu lebenslänglichem Gefängnis Verurteilter, der in sein Gefängnis einen Hund und eine Katze mitgebracht hat. Der Tod dieses Hundes, seiner letzten und einzigen Gesellschaft, betrübt ihn mehr als der Verlust der ganzen menschlichen Gesellschaft, über den er sich schließlich getröstet und mit dem er sich abgefunden hatte. Ich weiß, alles stirbt, alles endet auf dieser Welt; und die Art, wie die Baronin meine Grüße aufgenommen hat, beweist es mir noch mehr. Ich werde Paris vergessen müssen, da es mich vergißt.

Guten Abend. Ich bin traurig, daß ich nichts von dem weiß, was außerhalb meines traurigen Gerichtshofes vorgeht. Leben Sie wohl.

---

[1]) Gleichen war zum dänischen Gesandten in Stuttgart ernannt worden.

128.

Frau von Epinay an Galiani.

Paris, den 13. Oktober 1771.

Wenn ich Ihnen ſchöne Abhandlungen, ſchöne Reden, treffliche Erzählungen ſchicke, dann ſagen Sie, ich ſage nichts; jetzt, mein lieber Abbé, werde ich Ihnen allerlei Nichts ſchicken, damit Sie glauben, daß ich Ihnen etwas ſage.

Welcher Schatz! Fünf Briefe von Ihnen auf einmal! Die Herren Botſchafter hatten ſie, wie es ſcheint, ſorgſam in der Taſche behalten, offenbar in dem Glauben, mit Briefen ſei es wie mit Birnen, ſie ſeien taſchenreif beſſer. Soviel iſt gewiß: Herr de Magallon hat keine Schuld, denn er hat ſich die größte Mühe gegeben, damit es nicht vorkäme. Endlich hat er ſie mir geſchickt; ſie liegen hier auf meinem Schreibtiſch, und ich werde ſie ganz genau, Nummer für Nummer, beantworten, in der Reihenfolge, wie ſie angekommen ſind.

Nr. 62. Sie ſagen alſo: wenn ich nicht ſchreiben kann, ſoll ich den Marquis, den Strohſeſſel oder den Philoſophen arbeiten laſſen? Das iſt recht geſcheit ausgedacht — lauter Leute, die zu nichts gut ſind! Haben Sie lange nachgedacht, um das zu finden? Der Marquis hat Ihnen ein einziges Mal geſchrieben; Sie ſehen alſo, wie er ſich mit der Korreſpondenz abfindet; außerdem iſt er blind. Der Strohſeſſel läuft wie ein Narr in England herum; er wird Ihnen beſtändig ſchreiben, er wolle zu Ihnen kommen und Ihnen mündlich ſagen, was zu ſchreiben er keine Zeit habe. Der Philoſoph iſt ſtets im Zauberbann; man ſagt, dort ſei weder Feder noch Tinte noch Papier vorhanden. Von Zeit zu Zeit entlocken wir ihm eine ſeiner erhabenen Träumereien; die ſchicke ich Ihnen; weiter iſt von ihm nichts zu bekommen. Aber laſſen Sie mich nur machen! In Zukunft werde ich meine Tochter ſchreiben laſſen; denn ſie behauptet, Geiſt wie ein Engel zu haben, ſeitdem Sie ſie haben Komplimente machen laſſen. An uns Arme und Fleißige werden Sie ſchreiben, nicht an Ihre reichen und faulen Freunde, die

nicht einmal so viel Zeit haben Ihnen zu sagen, daß sie Sie lieb haben; verlassen Sie sich drauf! Aber es ist eine große Wahrheit, daß nur sehr beschäftigte und arbeitsame Leute Zeit zu allem finden; und zwar deshalb, weil sie gezwungen sind, Ordnung zu halten.

Nun weiter zu No. 63. Tröstungen in meinem häuslichen Ungemach! Ich danke Ihnen dafür, mein lieber Abbé. Gut, ich habe also keine Equipage mehr; ich werde vielleicht zu noch größeren Einschränkungen genötigt sein; aber ich habe Freunde, die mir, wie Sie, viele Teilnahme bezeigen. Alle, die in die Einzelheiten meiner Lage eingeweiht sind, geben mir recht und stimmen mir zu, daß ich mein Bestes getan habe. Für das Wohlergehen meiner Kinder hatte ich Opfer gebracht, indem ich meinen Wohlstand aufs Spiel setzte. Die politische Lage reißt mich leider mit fort, ohne daß sie Vorteil davon haben. Trotzdem ist es nicht weniger wahr, daß ich mir nicht einmal den Vorwurf der Unvorsichtigkeit zu machen habe; das ist sehr wesentlich.

No. 64. Grimm wird Ihnen sagen und wird Ihnen nicht schreiben, wie er über England denkt. Nach den Briefen zu urteilen, die er an mich schreibt, gefällt es ihm sehr, und er bedauert außerordentlich, sich nicht längere Zeit dort aufhalten zu können.

Aber was für ein Unsinn, daß Sie mir Piccinis Oper nicht schicken wollen, weil ich die neapolitanische Mundart nicht verstehe! Ich werde mir einfach erklären lassen, was ich nicht verstehe. Außerdem wünsche ich das ganze Wesen des Komponisten zu studieren. Haben Sie vergessen, daß ich mich mit Harmonielehre und Komposition befasse und daß ich die guten Autoren studieren will? Also schicken Sie ihn mir, mein lieber Abbé, und lassen Sie sich nicht länger am Ohr zupfen; denn wenn Sie mir nochmal ein bißchen über dies Thema schreiben und meine Antworten abwarten, wird das Werk in Paris eintreffen, und dann werden nicht Sie das Verdienst haben, es mir geschickt zu haben.

Nr. 67. Ich danke Ihnen für alles Verbindliche, was Sie mir im Namen des Herrn de Magallon sagen. Sagen Sie ihm

in meinem Namen — da Sie nun einmal unſere beiderſeitigen Erklärungen auf ſich nehmen — daß ich an ihm nur einen einzigen Fehler ſehe, nämlich daß man ihn zu ſelten ſieht. Aber, Abbé, wie kommen Sie denn darauf, daß er Ihnen eine Verdrießlichkeit bei mir angerichtet habe? Nicht er hat Sie beſchuldigt, geſagt zu haben, daß ich Sie nicht mehr lieb habe; Sie ſelber haben es mit eigener Hand geſchrieben. Ich habe es mit meinen eigenen Augen geleſen; aber ich habe nicht daran geglaubt, und ich weiß vollkommen, daß ſie ebenſowenig daran glauben. Aber ſo ſind Sie! Sie wiſſen nie ein Wort von dem, was Sie geſchrieben haben. In Nr. 69 toben Sie ſchrecklich gegen mich, daß ich Ihnen einen beſonderen Ballen mit ihren Büchern geſchickt und dieſen noch Exemplare von den Dialogen beigefügt habe. Und dabei haben Sie mir im Juli in drei Briefen hintereinander geſchrieben, ich ſollte alles zuſammenpacken, was Nicolai und ich Ihnen zu ſchicken hätten, ſollte recht ſchnell eine Kiſte mit dieſen Sachen an Herrn von Medina in Marſeille ſchicken; denn Sie ſtürben, ſagten Sie, vor Ungeduld, in den Beſitz von all den Reiſebeſchreibungen zu gelangen. In demſelben Brief fahren Sie fort: „Es wäre mir auch gar nicht unlieb, noch etwa zwanzig Exemplare von meinen Geſprächen zu erhalten; wenn Sie noch welche übrig haben, können Sie mir ſie ſchicken.“ Jetzt fehlt bloß noch, daß Sie vergeſſen haben, an Herrn von Medina zu ſchreiben, wie er Ihnen die Kiſte zuſchicken ſoll, und daß Sie ſich dann an mich halten, der Sie darüber gar keine Vorſchriften gegeben hatten.

Was für ein hübſches Wortſpiel am Schluß dieſer Nr. 67! „Glauben Sie an Revenants!“ Ich gebe dieſem Wort die ganze Bedeutung, die meines Herzens Wunſch ihm beilegt. Aber wann und wie?

Was Sie über das Experiment mit den Diamanten ſagen, iſt, glaube ich, alles ſehr ſchön. Ich werde es Diderot ſagen; doch mit Ihnen plaudere ich ebenſo gern über was anderes.

Aber was ſoll ich Ihnen denn über Paris ſchreiben? Kein Menſch iſt hier. Von politiſchen Neuigkeiten will ich nicht ſprechen; aus dem Theater machen Sie ſich nichts; Todes-, Heiratsanzeigen u. dgl. finden Sie in der Gazette. Was wollen

Sie alſo wiſſen? Daß der Baron und die Baronin immer noch in Grand-Val ſind? Daß die Helvétius abweſend ſind? die Neckers abweſend ſind? Sie haben voriges Jahr das Haus des Herrn de Laborde zu Saint-Ouen gekauft und ſind jetzt dort. Frau Geoffrin geht es gut; ſie gibt ihre Diners und Soupers wie gewöhnlich. Winken Sie nur ab — zum Schluß will ich Ihnen noch ſagen, daß geſtern abend Herr de Sartine mit dem Marquis Mora, Herrn de Magallon und dem Marquis de Croismare bei mir geſpeiſt hat. Wir haben von Ihnen geſprochen, haben einige Abſchnitte aus Ihren Briefen geleſen, haben Sie vermißt. Leſen Sie dieſe letzte Zeile allwöchentlich ein oder zweimal, und Sie wiſſen ſtets, wie es bei mir zugeht.

129.

An Herrn Pellerin.

Neapel, den 21. September 1771.

Seit unendlicher Zeit, verehrter Herr, ſchulde ich Ihnen die Antwort auf Ihren lieben Brief vom 9. März. Es wird nicht leicht ſein, mein langes Schweigen gegenüber einem von mir ſo hochgeſchätzten und hochgeachteten Herrn wie Sie zu rechtfertigen. Aber in Wahrheit war die Sache ſo: im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhielt, teilte ich ihn dem Abbé Zarillo mit. Er wollte grade nach Rom abreiſen. Ich beauftragte ihn, Ihnen von dort aus direkt zu ſchreiben, ſich mit Ihnen zu verſtändigen und die von Ihnen gewünſchten Münzen Ihnen zu ſchicken. Abbé Zarillo blieb in Rom von Ende April bis Mitte Auguſt. Ich glaubte, er hätte Ihnen geſchrieben. Er kam von Rom zurück, beſuchte mich und ſtotterte eine Rede her, deren Schluß dann war, daß er Ihnen nicht geſchrieben und ſeine Münzen an Herrn d'Ennery verkauft hat! Ich behandelte ihn ungefähr ſo, wie Sie den Biſchof von Babylon und warf ihn hinaus. Er bekam Angſt vor meinem Zorn, ſchrieb an Herrn d'Ennery und zeigte mir vorige Woche einen Brief von dieſem, der ihm verſprach, er würde Ihnen die Münze Druſus Hippone Tibera, die Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, überlaſſen! Daraufhin

haben wir uns wieder versöhnt. Ich wünsche, daß Herr d'Ennery sein Versprechen erfüllt und daß Sie jetzt die Münze in Ihrem Besitz haben.

Sie begreifen, daß ich während der ganzen Dauer dieser unangenehmen Verhandlung Ihnen nicht mehr geschrieben habe, teils weil ich glaubte, daß Zarillo Ihnen schreiben würde, teils weil ich den Ausgang der Sache abwartete. Die Schachtel mit den Silbermünzen, die ich Ihnen schickte, ist endgültig verloren. Es tut mir leid wegen der krotonischen Münze, die sehr schön war. Seitdem habe ich keine einzige Münze aufgetrieben und von nichts dieser Art sprechen hören. Die Quelle ist, wie es scheint, versiegt.

Ich sah hier einen französischen Abbé, namens Xaupi,[1] der seit zwölf Jahren Italien bereist und Münzen sammelt. Er war vor zwei Monaten hier. Wie er mir sagte, reiste er geraden Weges nach Paris. Wenn Sie ihn gesehen und irgend ein Geschäft mit ihm gemacht haben, bitte ich Sie mir darüber zu schreiben. Doch jetzt genug von Münzen!

Wie geht es Ihnen? Was machen Ihre Augen? Kaufen Sie Münzen? Bekommen Sie trotz Krieg, Pest und Russen welche aus der Levante. Von den derzeitigen Angelegenheiten Frankreichs spreche ich nicht. Quis, talia fando, temperet a lacrymis? Meine Gesundheit ist gut, meine Fröhlichkeit und meine Jahre sind dahin. Ich lebe überhaupt nicht; denn hier sind keine Menschen, mit denen ich leben könnte.

In Parma scheint es nach dem Ministerwechsel ruhig geworden zu sein. Aber ein solcher Wechsel, der darin besteht, daß einem französischen Minister ein spanischer folgt, bedeutet einen völligen Wechsel für das ganze Volk.

Sie können mir kein größeres Vergnügen machen, als wenn Sie von Zeit zu Zeit von sich hören lassen. Ihre Briefe sind mir ebenso kostbar wie schöne Münzen; aber es wäre mir nicht lieb, wenn sie so selten wären, wie die Pescennineste und Pertinaxe. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie sehr ich mich Ihnen verpflichtet fühle; denn Ihrer Güte schulde ich ja

[1] Doktor und Dekan der theologischen Fakultät zu Paris (1688—1778).

dieſe Erkenntlichkeit. Setzen Sie mich alſo in Stand, ſie Ihnen zu beweiſen, und glauben Sie, daß ich ſtets bin

Ihr ſehr ergebener und gehorſamer Diener.

130.

Frau von Epinay an Galiani.

Paris, den 19. Oktober 1771.

Ach, mein lieber Abbé, heute bin ich ſehr armſelig an Geiſt: es regnet und ich habe dieſe Woche noch keine Briefe erhalten, weil ſie mir von Fontainebleau nachgeſandt werden müſſen. Dabei ſoll man nun ſeinen Verſtand beiſammen haben! In Paris iſt keine Katze, ich ſehe nur meine Tochter und meine Enkelkinder, und dann wieder meine Enkelkinder und meine Tochter. Wir ſingen traurig in Moll und reden dann vernünftig; und wenn wir zufällig mal unvernünftig reden, ſind wir entzückt, weil wir dann ein Augenblickchen lachen. Neulich zum Beiſpiel waren wir zum Eſſen in Saunois bei Herrn d'Houdetot: meine Tochter, Madame de la Live,[1] eine Freundin von ihr, Fräulein de Givry und ich. Auf der Rückfahrt fühle ich plötzlich ein Paket, das aus dem Kutſchkaſten mir auf die Beine rollt; ich ſtoße mit dem Fuß daran, weil ich wiſſen will, was es wohl ſein mag; kaum habe ich den Fuß darauf geſetzt, ſo ertönt ein jämmerlicher Schrei, der allmählich erſtirbt. Da ſchreien wir alle: „Was iſt denn das? Ein Pup! Ein Hund! Ein Kind! Halt, Kutſcher, halt!" Und wir wollen uns zu Tode lachen. Der Wagen hält, wir ſehen nach: es war ein Paket mit ſchmutziger Wäſche, unter die man, ich weiß nicht warum, eine mit Luft gefüllte Blaſe geſteckt hatte; offenbar war dieſe geplatzt, als ich darauf trat. Kurz und gut, da ſtehen wir alle vier auf der Landſtraße und lachen aus vollem Halſe. Wir ſteigen wieder in den Wagen und machen tiefſinnige Bemerkungen über das

[1]) Die Gemahlin des zweiten Bruders des Herrn von Epinay, La Live de Jully.

winzige Ereignis; da wird plötzlich die Frage aufgeworfen: aber wenn es nun ein Kind gewesen wäre, was hätten wir dann gemacht. Darüber waren wir alle vier einig: wir hätten es adoptiert, hätten es aufgezogen, hätten ihm einen Namen gegeben. — Aber welchen? — Einen Namen, der aus je einer Silbe von unseren vier Namen zusammengesetzt ist. So wäre ein Chevalier de Gisabeldi herausgekommen: ein glücklicher Name. Kurz und gut, wir entwarfen einen Roman von seinem ganzen Leben und waren ganz traurig, daß das Paket nur schmutzige Wäsche und kein Kind war. Ach, Abbé! Wenn Sie noch irgend eins in irgend einem Winkel übrig haben, mit dem Sie nichts anzufangen wissen, so lassen Sie es in unsern Wagen legen, sobald wir wieder aufs Land fahren; wirklich, Sie erweisen uns damit einen großen Dienst. Wenn Sie keins haben, so bestelle ich hiermit eins bei Ihnen; aber seien Sie sorgfältig in der Auswahl: schicken Sie uns ein kleines angehendes Genie — mit einem Wort: ein Kind, das Ihnen gleicht; wir werden schon was draus machen. Aber genug jetzt dieses Unsinns; sprechen wir im Ernst.

Da ich Neues Ihnen nicht zu erzählen habe, komme ich auf Vergangenes zurück und behaupte, Abbé, daß die Tiere doch neugierig sind. Seit meinem letzten Brief sind mir zwanzig Beispiele dafür eingefallen. Warum zum Beispiel kommen im Monat Oktober die Lerchen von zwei Meilen in der Runde zu dem Spiegel, mit dem man sie jagt, wenn die Sonne auf die Facetten fällt und der Widerschein nach allen Seiten blitzt? Man schießt blindlings in den Schwarm hinein; die Vögel, die nicht von dem Schuß fallen, fliegen weg, aber kommen augenblicklich wieder und fliegen um den Spiegel herum; manche lassen sich überhaupt nicht einmal durch den Schuß verjagen. Sie werden mir vielleicht sagen, die Wärme ziehe sie an. Nein, das ist es nicht; denn im November und Dezember, wo sie ebenfalls auf den Feldern herumschweifen, stellt man vergeblich dieses Manöver an. Wie die Jäger behaupten, kommen die Vögel nicht. Diese Tatsache ist mir von mehreren versichert worden. Warum nähert sich die so mißtrauische Katze vorsichtig einem Gegenstand, den sie nicht kennt? Sie dreht ihn hin und

her, unterſucht ihn; Furcht und Unruhe würden ſie zur Flucht bewegen; nur die Neugier kann bewirken, daß ſie näher kommt und das Unbekannte unterſucht. Ich erwarte voll Ungeduld Ihre Antwort auf dieſe Einwendungen.

Obwohl Sie ſagen, Abbé, meine Briefe ſeien eine Enzyklopädie, kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen von einem Büchlein zu ſprechen, einem Nichts mit dem Titel: Elemente des allgemeinen Weltſyſtems von de Kazniez.[1] Aber tröſten Sie ſich, ich werde meine Inhaltsangabe mit einer Anekdote beginnen.

Der verſtorbene Abbé de Bragelongne,[2] von der Akademie der Wiſſenſchaften, ein guter Mathematiker und ſehr frommer Mann, verfaßte eines Tages einen kleinen Katechismus zum beſten ſeiner Kollegen; er brachte ihn mit in die Sitzung, zeigte ihn vor und ſagte zu den Akademikern: „Meine Herren, ſie möchten alle ſelig werden, daran zweifle ich nicht; nun, ſie brauchen weiter nichts zu tun, als den Inhalt dieſes Büchleins zu glauben. Sehen Sie, meine Herren, das iſt doch nur eine Kleinigkeit? Iſt es nicht recht bequem, ſeine ganze Religion in der Weſtentaſche zu tragen wie einen Kompaß?“

Ich habe dieſe Geſchichte von Diderot. Nun, Herr Kazniez, der früher Studieninſpektor bei der Militärſchule war und jetzt in einer Dachkammer zu Lunéville die Welt erklärt, könnte mit ſeinem Büchlein in der Hand vor die Akademie hintreten und wie der Abbé von Bragelongne ſagen: „Meine Herren, hier haben Sie das Ganze, womit Descartes und Newton ſich ſo gequält haben. Das, womit der Kopf des großen Weltenbaumeiſters eine ungeheure Zahl von Jahrhunderten ſchwanger ging, ich habe es in vier Bogen zuſammengefaßt; leſen Sie nur dieſe vier Bogen und ruhen Sie dann Ihre ermüdeten Schädel auf Ihren Kopfkiſſen aus. Iſt es nicht recht bequem, den Schlüſſel zum Welträtſel in der Weſtentaſche zu tragen, wie einen Schlüſſel zum Kleiderſchrank?“

Der Verfaſſer des Buches ſcheint kein Narr und kein Dummkopf zu ſein, aber ein Mann, deſſen geiſtige Kräfte nicht für die

[1]) Der Katalog der Pariſer Nationalbibliothek führt kein Buch unter dieſem Titel an. [2]) Chriſtophe Bernard de B. (1668—1714), Geometer, Dekan von Brioude und Prior von Luſignan.

Durchführung seiner Absicht ausreichen. Übrigens scheint mir das Buch voller Widersprüche zu sein. Vielleicht irre ich mich aber er nimmt zum Beispiel einen homogenen Stoff an und glaubt trotzdem, daß jedes Molekül nach allen Richtungen strebe; die Bewegung entsteht nach ihm aus diesen nach Richtungen wirkenden Tendenzen, und trotzdem hält er die Welt für unendlich; zwei Gegensätze, die sicherlich in der Masse ein unüberwindliches Gleichgewicht herstellen würden: Leere und Raum gibt es nach seiner Meinung nicht; trotzdem teilt er die ganze Materie in kleine Sphären, ohne sich selber zu fragen, wo denn die unendliche Menge kleiner Räume bleibt, die durch die Berührung dieser Sphären gebildet werden. Herr Lazniez wendet dann seine Lehrsätze auf alle kleinsten Vorgänge an, die sich vor unseren Augen abspielen. Das Buch ist eine Träumerei eines geistvollen Mannes, der oft dunkel ist, weil eine philosophische und metaphysische Träumerei nicht anders als dunkel sein kann.

Ich habe Ihnen, mein lieber Abbé, nur noch ein Wort über Ihre Wollkratzmaschinen für die Matratzen zu sagen; sie sind fix und fertig, und ich erwarte Ihren endgültigen Auftrag, um sie abzusenden. Hiermit umarme ich Sie und bitte Gott, er wolle Sie in seinen heiligen Schutz nehmen.

131.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 5. Oktober 1771.

Meine schöne Dame, ich empfing vorige Woche ein Briefchen von Ihnen, worin Sie sich darüber beklagen, daß Sie seit drei Wochen keinen Brief von mir erhalten hätten. Da ich mir bewußt war, Ihnen immer geschrieben zu haben, versetzte mich dies in so üble Laune, daß ich diesen Samstag vorübergehen ließ, ohne Ihnen zu schreiben. Jetzt erhalte ich Ihre Nr. 69, worin Sie den Empfang eines einzigen Briefes von mir bestätigen. Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß ich Ihnen meine Briefe unter der Adresse des Herrn Nicolai oder des Herrn de Fuentes geschickt und dabei vermerkt habe, man möge sie Magallon

übergeben. Der letzte Umschlag war an den Marquis Caraccioli überschrieben. Vielleicht ist seine verspätete Ankunft in Paris,[1] vielleicht ist Nicolais Abreise an diesen Unregelmäßigkeiten schuld; ich bin untröstlich darüber und beschließe, Ihnen inskünftig recht dumme Briefe, recht fade, recht trübsinnige Briefe zu schreiben, damit es mir weniger leid tut, wenn sie verloren gehen.

Sie haben mir nicht geschrieben, warum der Strohsessel fort ist. Daß er mit einem fremden Prinzen reist, freut mich um Ihretwillen; seine Reise wird nicht so lange dauern, wie Sie denken. Fürsten langweilen sich bald auf der Reise. Ihr Stand wird für sie eine Last, die sie zu Boden drückt. Sind sie freigebig, so richten sie sich zugrunde; geben sie wenig aus, so schimpft man über sie. Sie fühlen, daß sie zwischen Ruin und Verachtung zu wählen haben; und am Ende wird es ihnen zu lästig, stets entweder mit Räubern oder mit Unzufriedenen zu tun zu haben.

Da ich von Reisenden spreche, fällt mir ein: wir haben jetzt Lord Shelburne[2] hier, den Bruder des Herrn Fitz-Maurice, den Sie so oft beim Baron sahen. Er bittet mich, dem Baron recht viele Grüße zu senden; wollen Sie die Bestellung übernehmen? Er ist ein liebenswürdiger Engländer — was sehr selten vorkommt; er war Staatssekretär in London — was sehr häufig vorkommt.

Gleichen verläßt mich nun bald und geht nach Paris zurück; das betrübt mich sehr und macht zugleich mir selber Lust.

Es tut mir recht leid, daß Suard und unser Abbé die Gazette verlieren.[3] Logen sie etwa nicht genug? Wird also Marin mehr Türke sein, oder ist das eine Türken- und Mohren-Geschichte?

Der Strohsessel wird nicht nach Neapel kommen? Jedenfalls hoffe ich nicht darauf. Aber um so besser für ihn!

Sie werden gesehen haben, daß Ihr kurzer Brief über die Diamanten abgedruckt worden ist. Ziehen Sie daraus die Lehre,

---

[1]) Der Marchese Caraccioli war als Botschafter von London nach Paris versetzt worden. [2]) Minister (1766) unter Pitt. Er galt als Muster der Verlogenheit. [3]) Suard und Arnaud wurden auf Maupeous Veranlassung aus der Redaktion der „Gazette de France“ durch Marin verdrängt, der sich bald lächerlich machte, worauf ihm Herr von Vergennes die Leitung des Blattes entzog.

daß Sie Ihre Briefe mit Sachen anfüllen, die niemals in die Zeitung kommen können, wie zum Beispiel meine Liebelei mit der Baronin oder andere Dinge von gleicher Wichtigkeit. Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Bedenken Sie, daß ich infolge von Nicolais Abreise nichts mehr erfahre, nicht einmal mehr die gewöhnlichsten und gleichgültigsten Pariser Angelegenheiten. Caraccioli hat mir seit seiner Ankunft in Paris nicht ein einziges Mal geschrieben. Kommen Sie mir also in meiner Dunkelheit manchmal mit einem Fünkchen zu Hilfe. Guten Abend; ich entschließe mich, diesen Brief direkt mit der Post zu schicken. Wir wollen sehen, ob es auf diese Art besser geht, und wenn es Ihnen nicht zu teuer kommt, werde ich es fernerhin immer so machen. Bezahlten nicht auch die nordischen Fürsten dem Strohsessel das Briefporto?

132.

An dieselbe.

Neapel, den 19. Oktober 1771.

Ich erhielt diese Woche Ihren Brief vom 21. September; er ist lang genug für eine Mutter, die im Laufe des Tages ihren Sohn erwartet. Sie bemerken, Sie hätten eine erhabene Nr. 66 von mir erhalten; da ich Ihnen aber zwei erhabene Briefe geschrieben habe, einen über Cicero, den andern über die Neugier, so sehe ich, daß Ihnen noch eine Erhabenheit von mir fehlt. Heute abend werden Sie nichts Erhabenes kriegen; denn ich habe mein ganzes Feuer verpufft, indem ich endlich an Frau Geoffrin schrieb. Sehen Sie zu, daß Sie wenigstens diesen Brief zu lesen bekommen; er wird Ihnen Spaß machen.

Da Sie auf den Brief verzichten, den ich zu ungelegener Zeit an Madame Necker sandte, so verzichte ich ebenfalls darauf.

Sie geben mir die denkbar angenehmste Nachricht, indem Sie mir schreiben, daß der Strohsessel nach Neapel kommen wird. Trösten Sie sich über seine Abwesenheit mit dem Gedanken an das Vergnügen, das mir das Wiedersehen mit ihm

machen wird. Ich werde weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite weichen, ſo lange er hier iſt!

Da man hier nicht die Wolle der Matratzen zu kämmen verſteht und infolgedeſſen die Betten ſehr hart ſind, wünſchte ich aus Paris einen Kamm zum Wollekratzen zu erhalten, um dieſe Kunſt hier in Neapel einzuführen. Ich möchte zuvor wiſſen, wieviel der Ankauf und die Zuſendung koſten würden.

Für heute Abend guten Abend; haben Sie mich lieb. Laſſen Sie ſichs gut gehen und fragen Sie bei Herrn Caraccioli an, was aus den Briefen geworden iſt, die ich unter ſeiner Adreſſe für Nicolai und Sie ſchickte. Ich umarme Sie.

133.

An Frau Geoffrin.

Neapel, den 19. Oktober 1771.

Madame,

ich wäre aber wirklich ein Ungeheuer an Undankbarkeit und Grauſamkeit, wenn ich Ihnen nicht ſchriebe. Herr Bérenger[1] iſt angekommen; er hat mir ſoviel von Ihnen erzählt, und ich habe ihm ſoviel erzählt, und er hat mir geſagt, Sie hätten mich ſo lieb, daß Sie ihn eigens beauftragt hätten, mir dies zu verſichern. Da habe ich ſchließlich bei mir ſelber gedacht: nun iſt endlich der Zeitpunkt da, daß ich an meine liebe Madame Geoffrin ſchreiben kann; wenn ſie meinen Brief bekommt, wird ſie weniger Bedauern über meinen Verluſt empfinden als Freude darüber, daß ſie mich wieder hat. — Da bin ich alſo immer noch derſelbe, der Abbé, das Abbéchen, Ihr Dingelchen. Ich ſitze in dem guten Lehnſtuhl, ſtrample wie ein Verrückter mit Händen und Füſſen, die Perücke ſchief hinter dem einen Ohr, rede viel und ſage Sachen, die man einſt gottvoll fand und mir zuſchrieb.

Ach, Madame, welch ein Irrtum! Nicht ich ſagte alle dieſe ſchönen Sachen! Ihre Lehnſtühle ſind Dreifüße Apolls, und ich

[1]) Der franzöſiſche Geſchäftsträger in Neapel bis zur Ankunft des Geſandten, des Barons von Breteuil im Juli 1772.

war die Sibylle; seien Sie überzeugt, auf den neapolitanischen Strohstühlen sage ich nur Dummheiten. Aber kommen wir zu unseren Angelegenheiten.

Da ich bei Ihnen bin, fragen Sie mich ganz gewiß, was ich mache und ob ich glücklich bin. Sie wollen wissen, in welcher Lage Ihre Freunde sind; Sie wollen, daß man Ihnen nichts vorlügt, und Sie wollen mit aller Gewalt von ihnen hören, daß sie glücklich sind. Da verlangen Sie recht viel. Indessen kann ich Ihnen versichern, ohne mein Gewissen mit einer Lüge zu beschweren: ich bin glücklich. Ich habe allerdings in den letzten zwei Jahren zwei schwere Verluste erlitten: ich verlor Paris und meine Zähne. Aber schließlich war ich ja kein geborener Franzose. Gott hatte den Einfall gehabt — warum, weiß ich nicht recht — mich in Neapel geboren werden zu lassen. Da er es nun mal so will, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Meine Zähne sind mir untreu geworden, aber ich habe ja auch nicht mehr nötig zu sprechen; kein Mensch versteht mich hier, und kein Mensch hat Lust mir zuzuhören. Nur selten einmal kann ich bei einem guten Diner meinen Gaumen laben, und wenn ich ein Makrelendrittel forderte, würde niemand mir es geben können. Um mich noch besser wegen des Verlustes meiner Zähne zu trösten, bin ich darauf verfallen, mein Gebiß mein Parlament zu nennen. Wenn man sich bei mir danach erkundigt, sage ich, ich habe alle die Herren fortgeschickt, habe die Stellen meiner Backenzahnpräsidenten eingehen lassen und esse trotzdem. Kein Mensch versteht mich außer mir selber; ich aber bin endlich zu der Überzeugung gelangt, daß meine Zähne keinen wesentlichen Teil meiner Maschine bildeten. Aber Sie hören nicht gerne von solchen Dingen sprechen; also Schluß. Im übrigen habe ich eine gute Gesundheit, eine gute Wohnung, ein gutes Gehalt, eine recht geachtete Stellung, nicht allzuviel zu tun und leidliche Freiheit, zu tun, was ich will. Verwandte habe ich nicht; denn mein Bruder und meine Familie sind abwesend, und ich bin fröhlich und guter Dinge, trotz Klima, Boden, Alter und Amt. Mit Neapolitanern verkehre ich gar nicht; ich gehöre gewissermaßen zum diplomatischen Korps. Man hat sich gewöhnt, mich als ein Mitglied desselben anzusehen und würde sich wundern,

wenn ich zu einem Botſchaftsdiner nicht eingeladen würde. Es ſind lauter alte Freunde von mir; alle haben Paris geſehen und ſprechen oft davon. Der Wahrheit gemäß muß ich freilich geſtehen, ich langeweile mich ein bißchen; in meinem Herzen hat ſich ein Keim von Ehrgeiz entwickelt, von deſſen Vorhandenſein ich nichts wußte. Das hat mich darauf gebracht, über das Weſen des Ehrgeizes nachzudenken, und da habe ich folgendes entdeckt: Der Ehrgeiz iſt das älteſte Kind der Langeweile (darum trifft man in Klöſtern ſoviel Ehrgeiz) und der Vater der Heuchelei; die Heuchelei erzeugt mit dem Zwang eine zweite Langeweile, die alſo eine Urenkelin der erſten Langeweile iſt und mit ihrer Urgroßmutter gar keine Ähnlichkeit hat. Dieſe iſt eine ſanfte, ruhige, einſchläfernde Langeweile; die zweite dagegen iſt zehrend; man ſtirbt zuletzt daran. Ich leide alſo an der erſten Langeweile, aber nicht an der zweiten; denn mein Ehrgeiz hat nicht die Kraft gehabt, die Heuchelei zu zeugen; meine Natur hat ſich zu ſehr dagegen geſträubt. Meine Ausſprüche werden ſich alſo nicht erfüllen, aber ich werde lange leben, wenn ich nicht an Magendrücken ſterbe, oder an verhaltenen Worten; denn daran leide ich augenblicklich. Sollte ich jedoch die Kraft haben, zu ſchreiben, und Sie die Güte, mir zu antworten, ſo würde ich nicht ſterben, ich würde in Paris plaudern, ob ich gleich in Neapel ſitze.

Alſo antworten Sie mir, wenn Sie wünſchen, daß ich am Leben bleibe; aber ſchreiben Sie mir durch die Vermittlung und unter der Adreſſe des Kardinals Bernis,[1] wenn Sie nicht wollen, daß ich Bankrott mache.

Ich habe Ihnen meinen Zuſtand wahrheitsgemäß geſchildert; erzählen Sie mir jetzt von dem Ihrigen.

Was machen meine Freunde? Was macht Madame Geoffrin?

---

[1]) François Joachim de Pierres, Graf von Lyon und Kardinal von Bernis, geboren 22. Mai 1715, zuerſt Geſandter in Venedig, wo er der Genoſſe der Caſanova'ſchen Abenteuer war, hierauf Miniſter des Äußern in Paris, als Kreatur der Pompadour, deren antipreußiſche Politik er unterſtützte. Nach der Schlacht von Roßbach fiel er in Ungnade. Im Jahre 1764 wurde er als Geſandter nach Rom geſchickt, wo er bis zu ſeinem Tode (am 2. November 1794) lebte. Seine Memoiren hat Frédéric Maſſon herausgeben (1878—84); 3 Bände.

Was macht Madame de la Ferté-Imbault?[1] Wie steht es mit den Mittwochabenden?[2] Ich kann mir einen Mittwoch ohne mich gar nicht vorstellen; denn bei allen, die ich sah, war ich selber dabei. Ißt man noch die Garbure?[3] Ich habe keine mehr gegessen. Könnten Sie mir das Rezept schicken? In der Enzyklopädie unter ‚Garbure' steht nichts; ich habe vergebens danach gesucht. Diderot hat den unverzeihlichen Fehler begangen, sie auszulassen. Machen Sie immer noch Burigny wild? Was macht mein Abbé Morellet? Hat er mich lieb? Hat er mir verziehen? Ist er überzeugt, daß er niemals ein richtiger Ökonomist sein wird? Er ist zu klug und vernünftig, um den Anführer einer Sekte zu spielen, wo man die Proselyten tauft, indem man sie in eine Art von metaphysischer Tinte untertaucht, die mit politischem Kaminruß zubereitet ist; für ihn ist das zu schwarz und zu qualmig. Wie geht es Herrn und Frau de Sartine? Welch ein Mann! welch eine Frau! Ich las in einer Zeitung, Herr und Frau de Trudaine seien in Brüssel. Wie befinden sie sich? Wollen Sie so gut sein, Herrn de Cossé[4] zur Ernennung seiner Gemahlin meinen Glückwunsch auszusprechen? Sie hat recht daran getan, einen Platz bei Hofe anzunehmen, da ihr Gemahl doch einmal dort bleiben muß. Was macht mein lieber Nuntius?[5] Was kostet ihn die Miete in der Brust des Papstes? Er hat Pech mit seinen Wohnungen. Bei Herrn de Broglie hatte er sehr wenig Platz, aber beim Papst ist er noch enger untergebracht. Das Papier ist zu Ende. Sie sehen, ich bin immer noch ein großer Redebold; ich habe mich also nicht geändert; ich liebe Sie also immer noch rasend, und ich bin Ihr usw. usw.

---

[1]) Die schon mehrfach erwähnte Tochter der Madame Geoffrin glich ihrer Mutter, die sie gezwungen hatte, den alten Herrn de la Ferté-Imbault seines Namens wegen zu heiraten, in keiner Weise: sie war heiter, lebhaft, lärmend wegen ihrer Taubheit. Sie mimte die Törin, um unter dieser Maske, die sie von Zeit zu Zeit lüftete, nach ihrem Gefallen zu leben. Sie war mit Grimm befreundet. (Souvenirs du Baron de Gleichen, Paris 1868, p. 101.) [2]) Madame Geoffrin empfing an diesem Tag die Fremden und die Schriftsteller ihres Kreises. [3]) Gascognische Suppe. [4]) Die Herzogin von Cossé, geborene Mancini, war am 21. September 1771 zur Hofdame (Dame d'atour) der Dauphine Marie Antoinette ernannt worden. [5]) Der Principe Pamphili Doria, Erzbischof von Seleukien, päpstlicher Nuntius, der im Hôtel de Broglie wohnte.

134.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 26. Oktober 1771.

Diese Woche habe ich gar keinen Brief von Ihnen; ich wartete mit Ungeduld darauf, um zu vernehmen, wie die Zusammenkunft mit Ihrem Sohn oder, besser gesagt, mit dem Sohn des Herrn von Epinay verlaufen sei.

Trotzdem schreibe ich Ihnen, um Ihnen zu melden, daß die von Ihnen an mich abgeschickte Bücherkiste mit erstaunlicher Schnelligkeit angekommen ist. Das Schiff hat von Marseille hierher nur dritthalb Tage gebraucht; so etwas ist noch niemals dagewesen. Ich verfüge über alle Bücher, die Sie mir geschickt haben, außer über meine eigenen. Ich danke ihnen für das Zend-Aveſta[1] und den Bougainville, und ich sage Suard meinen aufrichtigen Dank für seine aus dem Englischen übersetzte Geschichte Karls V. Ich lese Bougainville sehr eifrig und verstehe das Tahitische besser als seine Seemannsausdrücke.[2]

Das Zend-Aveſta habe ich durchblättert und weiß nun nicht, ob es eine Übertragung aus dem Pelhvi ins Französische, oder aus dem Französischen ins Pelhvi ist. Wenn man nachzählt, sind in dem Werk ebensoviele indische wie französische Wörter; dies ist für mich ein Beweis von dem Dasein des doppelten Prinzips und für die Richtigkeit der Zoroasterschen Lehre; denn in seinem Brevier sind ebenso viele lesbare wie unaussprechliche Wörter. Ich hoffte, in der Kiste noch einige andere Bücher zu finden; nun, die schicken Sie also ein anderes Mal. Einstweilen guten Abend. Ich umarme Sie, haben Sie mich lieb!

---

[1]) Die Übersetzung, die der Reisende Anquetil-Duperron in seiner indischen Reise veröffentlicht hatte. [2]) „Voyage autour du monde par la frégate la Boudeuse, de 1766 à 1769", Paris, Saillant, in 4°. Bougainville hatte, wie die Memoiren der Zeit erzählen, von dieser Reise einen Patagonier mitgebracht, dem besonders die Französinnen und die französische Küche behagten.

135.

An dieſelbe.

Neapel, den 2. November 1771.

Madame,

durch einen Zufall habe ich zwei reizende Briefe von Ihnen erhalten. Sie waren in größter Gefahr, verloren zu gehen, da ſie nicht mit der Poſt ankamen. Der eine trug keine Nummer; er iſt am 3. September geſchrieben, der andere iſt Nr. 71, vom 6. Oktober. Um unſeren Briefwechſel ſicher zu machen, müſſen wir uns, wie ich ſehe, doch endlich entſchließen, uns zuweilen durch die Poſt zu ſchreiben und unſere Briefe zu bezahlen. Das Meer iſt bewegt, die Brandung zu ſtark, und bei einem ſolchen Sturm iſt die Staatspoſt der ſicherſte Ankergrund (Bougainville iſt ſchuld, daß ich ſo ſeemänniſch ſpreche).

Ich habe noch nicht einen einzigen Brief von Caraccioli geſehen. Das geht über meine Begriffe. Wüßte ich den Grund, ſo würde ich trotz ſeinem Schweigen ihm ſchreiben und verſuchen, eine Bekanntſchaft zwiſchen ihm und Ihnen herbeizuführen; aber ſo lange ich nicht weiß, ob er noch zu meinen Freunden gehört, kann ich ihm nicht ſchreiben — das ſehen Sie wohl ein. Aber Mora oder Magallon werden es auch für Sie beſorgen können.

Ich finde, wie Sie, daß Suard und der Abbé Arnaud Fehler begangen hatten, die eine Strafe verdienten.[1] Indeſſen ſtimme ich Ihnen nicht bei, daß man ihnen mit Recht ihren Beruf und Lebensunterhalt genommen habe. Saevitia est ejus, qui puniendi jus habet, modum non habet. Verfehlung und Strafe müſſen in einem maßvollen Verhältnis ſtehen. Wenn man über das Maß hinausgeht, iſt man ein grauſamer Wüterich. Meinen Sie nicht, wenn man Suard verurteilt hätte, für jeden

[1]) Die Regierung hatte ihnen die Leitung der „Gazette de France“ entzogen, weil ſie die Vermählung des Herzogs von Cumberland, des Bruders des Königs von England, mit Anne Horton, der Tochter des Lords Irnham, angezeigt hatten, welche Nachricht dem engliſchen Hofe ſehr unangenehm war.

begangenen Fehler hundert Taler zugunsten des Findelhauses zu bezahlen', das hätte ihn gründlich von der Unbesonnenheit kuriert, die man ihm vorwirft? Doch genug davon.

Nun zu Ihrer No. 71. Ich war unglaublich ungeduldig, von Ihnen die Einzelheiten Ihrer Zusammenkunft mit dem Sohn des Herrn von Epinay zu erfahren. Sie sagen mir kein Wort darüber. Man sollte glauben, Sie hätten ihn gar nicht gesehen. Sie beschäftigen sich nur mit der Stockung unseres Briefverkehrs. Wie ich sehe, hatten Sie doch schließlich einige Briefe von mir erhalten. Ich kann nichts weiter tun, als sie zu schreiben; wie glücklich wäre ich, könnte ich sie Ihnen selbst bringen! Aber . . . ach, wie gern wäre ich eine Schnepfe! Das Lied der Felder ist reizend. Aber was sagen Sie mir? Singt man noch in Paris? Macht man noch Lieder dort? Ich stehe diesen Dingen jetzt recht fern.

Das Gespräch der Louvrebilder interessiert nicht sehr auf eine Entfernung von fünfhundert Meilen. Gleichen und ich haben darüber gelacht; kein Mensch hätte uns verstanden. Bei diesen Bildern mache ich übrigens die Bemerkung, daß die vorherrschenden Charakterzüge der Franzosen stets durchdringen; sie sind ihrem Wesen nach Plauderer, Klugsprecher, Spaßmacher. Ein schlechtes Bild ruft eine gute Broschüre hervor; das ist bezeichnend; ihr Franzosen werdet stets besser über die Kunst sprechen, als sie ausüben. Wenn man nach einigen Jahrhunderten die Rechnung zieht, wird man finden, daß über das, was alle anderen Nationen am besten gemacht haben, ihr am besten geurteilt und am besten disputiert habt. Pflegt also die Buchdruckerkunst! Sie ist euer Teil auf dieser schlechten Welt. Aber ihr habt eine Steuer auf das Papier gelegt — welche Dummheit! Scherz beiseite: die Papiersteuer ist der schlimmste politische Fehler, der seit hundert Jahren in Frankreich begangen wurde. Es wäre besser gewesen, Staatsbankrott zu machen und den Franzosen das Vergnügen zu lassen, mit geringen Unkosten zu Europa zu sprechen. Ihr habt mehr Länder mit euren Büchern erobert als mit euren Waffen. Ihr verdankt den Ruhm eurer Nation nur euren Büchern; und ihr wollt euch zum Schweigen zwingen!

Ich habe das Linguet'sche Werk[1] gelesen, das mir zugeschickt wurde. Er kopiert mich Wort für Wort in allem, was er über die Kornfrage sagt, und zitiert mich nicht ein einziges Mal. Er kopiert mich nicht in dem, was er über die orientalischen Regierungen sagt. Meine Meinung ist der seinigen genau entgegengesetzt. Was er sagt, ist theoretisch richtig, aber in der Praxis falsch. In der Theorie müßte allerdings das despotische Regiment Veziere und Minister noch mehr als das Volk zittern machen und dadurch das Gleichgewicht wieder herstellen. Er vergißt aber, daß in der Praxis die Minister es in der Hand haben, ihre jungen Prinzen in den Serails erziehen zu lassen, wie es ihnen gut dünkt, und aus ihnen so entartete Menschen zu machen, daß sie von der übrigen Menschenrasse geradezu verschieden sind.

Nun frage ich Linguet: nehmen Sie ein asiatisches Reich an, dessen Sultan ein Hase, ein Hirsch, ein Reh wäre — was würde geschehen? Er wird mir antworten, das wisse er nicht; er kenne weder die Instinkte, noch die Gewohnheiten, noch die Sprache eines Rehs und könne daher nicht berechnen, was einer Nation widerfahren werde, die sich um einen völlig unbekannten Angelpunkt drehe; er könne Berechnungen nur unter der Voraussetzung anstellen, daß der Sultan ein Mensch, also ein ihm bekanntes Geschöpf, sei. Nun, da liegt der Irrtum! Der Sultan ist kein Mensch. Er soll mir nicht einwenden, durch die Erziehung werde die Grundlage der Natur nicht völlig zerstört, sondern sie könne dadurch nur mehr oder weniger verändert werden. Er irrt sich. Ich schreibe, wie ich's gewohnt bin; ich schreibe mit meiner rechten Hand, die von Natur nicht von meiner linken verschieden ist. Es ist nicht wahr, daß ich besser mit der rechten als mit der linken schreibe. Ich kann mit der linken überhaupt nicht schreiben. Gar nicht, sage ich Ihnen! Diese beiden Hände sind also ihrer Art nach verschieden, wie alles von nichts. Haben Sie für heute Abend genug davon?

[1] „Réponse aux docteurs modernes, ou Apologie de l'auteur de la Théorie des Lois et des Lettres sur cette Théorie, avec la réfutation du système des philosophes économistes" s. l. 1771, 2 vol. in -12.

Aber Sie wünschen noch, daß ich Ihnen sage, was Sie schon wissen: ich bete Sie an! Leben Sie wohl.

136.

An dieselbe.

Neapel, den 9. November 1771.

Meine schöne Dame,

wie vieles hätte ich Ihnen zu antworten! Aber ich kann heute abend nicht. Ich empfange soeben vom Erbprinzen von Braunschweig[1] einen Brief, der mir so den Kopf verdreht, daß ich an nichts anderes denken kann. Wahrhaftig, wenn er an den König von Frankreich schriebe, könnte sein Brief nicht unterwürfiger lauten; und wenn er an Voltaire schriebe, würde er ihm nicht die Hälfte von dem sagen, was er mir sagt. Ganz bestimmt werde ich Ihnen mit der nächsten Post eine Abschrift des Briefes schicken; heute abend habe ich keine Zeit, eine anzufertigen, und ich habe, wie Sie wissen, keinen Sekretär, der französisch kann.

Sprechen wir also von unseren Geschäften. Was? Für 7 Livres 10 Sols kann ich alles haben, was zum Wollekratzen nötig ist? Das wundert mich, schöne Frau; ich fürchte, Sie vergaßen irgend ein notwendiges Werkzeug, denn ich habe immer geglaubt, die Kosten würden viel höher sein. Jetzt handelt es sich darum, wie Sie mir die Sachen nach Marseille schicken. Delorme ist ein Straßenräuber, das weiß niemand besser als ich. Also, wenn Sie keine Angst vor ihm haben, vereinbaren Sie wenigstens den Preis vorher. Denn ich habe es noch nicht vergessen und werde es in meinem Leben nicht vergessen, daß er mir für die Beförderung von zwei Koffern, die zoll- und steuerfrei gingen, 114 Livres abgenommen hat. Das ist der ärgste Raubmord, der während meines ganzen Lebens gegen

[1] Karl Wilhelm, Erbprinz von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 10. Oktober 1735, der seinem Onkel Ferdinand, dem berühmten Sieger von Crefeld und Minden, 1780 in der Regierung folgte.

mich verübt wurde. Im übrigen verlasse ich mich auf Sie; es kommt nur darauf an, die kleine Kiste auf schnellstem Wege nach Marseille zu befördern. Ich scheue sogar vor Schnellpostbeförderung nicht zurück, wenn das Gewicht nicht mehr als 12 oder 15 Pfund beträgt. Schicken Sie die Kiste an Medina; er wird sie an mich weitersenden.

Endlich haben Sie also ein Geheimnis von mir entdeckt, das ich, so sehr ich nur kann, zu verbergen suche. Sie haben durchschaut, daß ich alles, was ich sage oder schreibe, im Augenblick darauf vergesse, während ich niemals vergesse, was man mir sagt oder was ich lese. Das ist völlig wahr, schöne Frau. Es ist eine eigentümliche Erscheinung meines Kopfes, die ich nicht erklären kann. Wundern Sie sich also nicht über meine Widersprüche, wie z. B. in betreff der Exemplare meiner Dialoge. Allerdings haben Sie mir zweiunddreißig statt zwanzig gesandt; aber das macht nichts; ich bin zufrieden. Sie hatten mir zwei oder drei Reisebeschreibungen versprochen und schickten mir nur Bougainville; in dieser Hinsicht täuscht mein Gedächtnis mich nicht. Denn das habe ich gelesen und nicht geschrieben. Vielleicht also leiden Sie an demselben Übel wie ich. Wenn ich an Magallon schreibe, werde ich ihm Ihre Worte mitteilen — wäre es auch nur wegen der Eigentümlichkeit des Falles, daß der Vertraute, der die Erklärungen zweier in Paris befindlichen Personen empfängt, in Neapel sitzt. Man liest von Methusalem, daß er es auch so machte, und darum war es gut, daß Gott ihm ein so langes Leben schenkte; denn sonst hätte er nicht alles erledigen können.

Ich wiederhole Ihnen, Sie können unmöglich ein Verständnis dafür haben, auf welchen hohen Grad von Vollendung Piccini die komische Oper bei uns gebracht hat. Haben Sie keine Sorge: die neapolitanischen komischen Opern kommen nicht nach Frankreich. Das ist niemals der Fall gewesen; sie gelangen nicht einmal bis Rom. Sie werden wohl italienische komische Opern haben, wie z. B. La Buona Figliuola,[1] aber keine

[1]) Oder La Cecchina, die berühmteste der komischen Opern Piccinis, die im Jahre 1760 entstand und in Italien einen Sturm der Begeisterung erregte. Sogar der Kaiser von China soll sich die Oper haben vorspielen lassen.

neapolitaniſche. Um Sie vollends zu überzeugen, werde ich Ihnen ein oder zwei Stücke mit einer italieniſchen oder franzöſiſchen Erläuterung ſchicken, und Sie werden dann ſehen, daß man durchaus nach Neapel kommen muß, um ſich ſo etwas anzuhören.

Nun zu Ihrer Nr. 73. Ihr Abenteuer mit dem getretenen Kind im Wagen auf der Rückfahrt von Sannois iſt ungemein komiſch — und um ſo komiſcher, da Sie damit der Wahrheit näher kommen, als Sie glauben. Dieſe aufgeblaſene Blaſe war meiner Seel — ja, es iſt die einzige mir bekannte Blaſe, die waſchecht iſt; und zwar aus guten Gründen. Ach was waret ihr für gute Menſchen, ihr alle vier in eurem Wagen! Den Auftrag auf ein Kind, den Sie mir geben, werde ich ausführen! Ich arbeite mit aller Macht daran. Ich habe die Arbeit unter vier Perſonen gleichzeitig verteilt, damit in zwei Monaten und einer Woche alles fertig ſei. Man wird das Ganze zuſammenkleben und es mit drei Ammen aufziehen; ſo hoffe ich, das Kind iſt binnen vier Monaten von heute an geboren und entwöhnt, ſodaß es Ihnen zugeſchickt werden kann. Wir müſſen nur noch einen Delorme finden, um es zu verpacken.

In der Frage betreffs der Neugier der Tiere verſtehen wir uns nicht, weil es unſerer Sprache an Worten fehlt, um uns richtig auszudrücken. Man nennt Neugier die Aufmerkſamkeit, die wir einer unbekannten oder dunklen Sache widmen, um zu entdecken, was ſie iſt, und um zu wiſſen, wozu wir ſie gebrauchen können. Dies müßte man aber eigentlich Wißbegierde nennen; ſolche Wißbegierde beſitzen Tiere in demſelben Grade wie wir, oder ſogar in noch höherem. Ich nenne Neugier das Vergnügen, das der Menſch daran findet, etwas zu beobachten, während er doch vollkommen weiß, daß es für ihn gleichgültig und unnütz iſt. Die Katze ſucht ihre Flöhe ebenſo gut wie der Menſch die ſeinen; aber nur ein Réaumur[1] beobachtet den Pulsſchlag eines Flohs; ſolche Neugier iſt nur dem Menſchen eigen. Hunde werden nicht nach dem Grèveplatz gehen, um einen Hund hängen zu ſehen. Adieu.

[1]) René Antoine Ferchault de R. (1683—1757), der Rivale Buffons in ſeinen „Mémoires pour servir à l'histoire des insectes", 1737—48, 12 vol. Cuvier rühmte ſeine außerordentliche Beobachtungsgabe.

137.

An dieſelbe.

Neapel, den 23. November 1771.

Wer hat Ihnen jemals beſtritten, daß Sie das Hervorragendſte ſind, was es in Paris gibt? Wer beſtreitet Ihnen, daß der Philoſoph für mich der denkbar ſchlechteſte Korreſpondent ſein würde? Aber darum iſt es doch immer nett, mal einen Brief zu erhalten, und wäre es auch nur, um zu erfahren, daß man ſich noch immer über die Freiheit des Menſchen ſtreitet, und daß es einen Herrn de Valmire[1] gibt, der ganz und gar kein Voltaire iſt.

Wollen Sie meine Meinung über dieſe Frage wiſſen? Auf der Überzeugung, daß es eine Freiheit gibt, Weſen des Menſchen. Man könnte ſogar den Menſchen definieren als ‚ein Geſchöpf, das ſich für frei hält' — und das wäre eine vollſtändige Feſtſtellung des Begriffes. Herr de Valmire ſelber iſt ein Beweis dafür. Er ſagt, der Menſch iſt nicht frei. Aber warum ſagt er das? Damit man es glaube. Er hält alſo die anderen Menſchen für frei und für fähig, ſich zu ſolchem Glauben entſchließen zu können. Es iſt dem Menſchen durchaus unmöglich, auch nur einen Augenblick ſeine Überzeugung, daß er frei iſt, zu vergeſſen und aufzugeben. Dies iſt ein Grund. Zweitens: wenn man von ſeiner Freiheit überzeugt iſt, iſt das dasſelbe, wie wenn man wirklich frei iſt? Ich antworte: es iſt nicht dasſelbe, aber es hat dieſelben moraliſchen Wirkungen. Der Menſch iſt alſo frei, weil er innerlich überzeugt iſt, frei zu ſein, und weil das ebenſoviel wert iſt, wie die Freiheit ſelbſt. Damit iſt alſo der Mechanismus des Weltalls ſo klar gemacht wie Quellwaſſer. Wenn auf der Welt ein einziges freies Weſen wäre, gäbe es keinen Gott mehr, gäbe es keine Verbindungen mehr zwiſchen den Einzelweſen. Die Welt würde aus den

[1]) Siſſous de Valmire (1740—1819), der ein Buch „Dieu et l'homme' geſchrieben hatte, das ſeine Berühmtheit der Ähnlichkeit ſeines Titels mit dem Voltaire'ſchen „

Fugen gehen; und wenn der Menſch nicht ſtets in ſeinem innerſten Weſen überzeugt wäre, daß er frei iſt, wäre es mit der menſchlichen Moral anders beſtellt. Die Überzeugung, daß wir frei ſind, genügt, um ein Gewiſſen, Reue, Rechtspflege, Belohnungen und Strafen zu ſchaffen. Sie genügt zu allem. Und damit iſt in zwei Worten die ganze Welt erklärt.

Aber — werden Sie mich fragen — wie kann man innerlich von etwas überzeugt ſein, wovon einem das Gegenteil bewieſen iſt? Genau ſo, wie man innerlich überzeugt iſt, daß zwei unendliche Größen ſtets einander gleich ſind, während durch die Integralrechnung bewieſen wird, daß eine unendliche Größe das Doppelte, das Dreifache einer anderen unendlichen Größe betragen kann. Und ſo gibt es noch tauſend ähnliche mathematiſche Theorien. So oft das menſchliche Gehirn ſich von etwas keinen Begriff zu bilden vermag, kann ein erbrachter Beweis ſich nicht in Überzeugung verwandeln! Es iſt uns unmöglich, uns eine Vorſtellung vom Unendlichen zu machen; wir werden alſo eine Beweisführung, die uns ſagt, daß eine unendliche Größe doppelt ſo groß iſt wie eine andere, glauben, aber werden vom Gegenteil überzeugt ſein, und wir werden gemäß unſerer Überzeugung handeln und nicht gemäß der Beweisführung, die unſerer Vorſtellung entgegengeſetzt iſt. Es iſt uns unmöglich, uns vorzuſtellen, daß wir nicht frei ſeien. Wir werden alſo beweiſen, daß wir es nicht ſind; aber wir werden ſtets ſo handeln, wie wenn wir es wären. Dieſe Erſcheinung iſt folgendermaßen zu erklären: Vorſtellungen ſind keine Folgen unſerer Urteilsbildung, ſondern ſie gehen dieſer voran, ſie ſind Folgen von Empfindungen. Wir beweiſen durch Gründe der Vernunft, daß ein Stock, der ins Waſſer gehalten wird, keine gebrochene Linie bildet; die Vorſtellung jedoch, die wir von ihm haben, zeigt ihn uns als gebrochene Linie, weil die Wahrnehmung des Auges uns dies geſagt hat, und weil die Vorſtellung der Wahrnehmung des Geſichtsſinnes folgt. Zeigen Sie dem Philoſophen, was ich hier niedergekritzelt habe; wenn er mich diesmal nicht erhaben, vielleicht ſogar neu findet, hat er ſehr unrecht. Er wird finden, daß ich meine großen Gedanken ſehr ſchlecht zum Ausdruck bringe, und daß meine Schreibweiſe wenig franzöſiſch iſt. Aber

ich bin wie der Bourgeois-Gentilhomme, der alles kann, außer der Orthographie.

Mein lieber Gatti ist gestern angekommen. Stellen Sie sich meine Freude vor! Ich hatte sie sehr nötig, um mich wegen der Abreise des Barons Gleichen zu trösten. Gatti wird von Grimm abgelöst werden; dann sind Sie an der Reihe, mich zu besuchen, und mein Herz sagt mir, Sie werden kommen.

Ich habe keine Zeit, Ihnen noch mehr zu sagen. Ist Caraccioli Ihnen vorgestellt worden? Schimpfen Sie ihn in meinem Namen recht tüchtig aus. Er ist ein undankbares, grausames Ungeheuer; niemals wird er einen Neapolitaner finden, der ihn so lieb hat wie ich. Er hat mir seit vier Monaten nicht geschrieben. Leben Sie wohl!

138.

An dieselbe.

Neapel, den 7. Dezember 1771.

Ich hätte Ihnen heute abend tausend Dinge zu sagen, schöne Frau. Ich habe auch Lust dazu; aber mir fehlt Zeit, Kraft, Heiterkeit. Ich beginne also mit dem Interessantesten.

Wie Sie wissen, ist mein Lieblingsbuch der Almanach Royal; der diesjährige wird der merkwürdigste des ganzen Jahrhunderts sein; denn man wird darin eine Monarchie finden, die sich bei einem Trödler-Kanzler ihren Rock hat wenden lassen, weil er alt und abgenutzt war, und die einen Trödler gefunden hat, der so geschickt war, alles in Ordnung zu bringen, ohne daß man die Nähte sieht.[1] Bemühen Sie sich also, mir diesen Almanach so schnell wie nur möglich zuzuschicken, und wenn die Wollkratzen für meine Matratzen noch nicht abgegangen sind, können Sie ihn diesen beifügen; denn sie werden gut zueinander passen. Beide haben dazu gedient, eine alte Matratze aufzukämmen und dadurch weicher zu machen.

[1]) Anspielung auf die Auflösung der alten Parlamente durch den Kanzler Maupeou und deren Neubildung, die unter dem Namen „Parlaments Maupeou" bekannt waren.

Sie machen also einen Hauptmann aus Ihrem Sohn? Bravo! Caraccioli hat mir geschrieben; Sie können also Frieden mit ihm schließen, da ich es ebenfalls getan habe. Gatti ist hier; er ist entzückt, daß er in Italien ist. Er zittert um das Schicksal seiner philosophischen Freunde in Frankreich; er liebt sie sehr, aber er vermißt sie nicht. Er möchte nach Frankreich zurückkehren, allen seinen guten Freunden einen Kreuzzug predigen und sie zur Übersiedelung nach Italien bereden. Wenn ich Vertrauen zu seiner Beredsamkeit hätte, würde ich ihm die Reisekosten bezahlen; aber seine innere Überzeugung ist größer als die Macht seiner Worte.

Ich beglückwünsche Sie zu dem Obelisken, der unserm guten Freund Montyon errichtet worden ist. So geht es, wenn in die Natur bürgerliche Ordnung eingeführt wird: man dankt einem dafür, daß er den Menschen Arbeit gegeben hat.

Ich habe ein Buch durchgelesen, das der Baron mir sandte: Philosophische Untersuchungen über die Amerikaner.[1] Es hat mich ergötzt, daß es in unserer Zeit noch Gelehrte, wie einst Saumasius,[2] Casaubon,[3] Scaliger,[4] gibt; und daß man auf dem Gebiet der Philosophie wie auf dem der Altertumsforschung immer suchen kann, ohne etwas zu finden; daß man gelehrte Brocken aneinanderreihen kann, ohne sie unter sich zu verbinden; daß man flüchtig hinsehen kann, ohne etwas zu sehen; daß es möglich ist, ohne Ausgangspunkt und ohne Zielpunkt vorzugehen. Man nennt das Bausteine sammeln. Aber wer wird bauen und wann? Vielleicht ich; aber wann? Wenn ich einmal Muße dazu habe. Und wann wird das sein? Wenn ich mein System über den Ursprung der Gebirge veröffentlichen werde. Dann werde ich zeigen, daß unser Erdball seine besonderen Jahreszeiten hat: in seinem Frühling bringt er Menschen und Tiere hervor

[1]) Von dem Holländer de Pauw, Berlin, Decker 1768. 2 vol. in -8. [2]) Claude de Saumaise, Humanist des 17. Jahrhunderts (1588—1653), dessen Gelehrsamkeit ungeheuer gewesen sein soll. [3]) Isaak C., ein geborener Genfer (1559—1614), der zuerst im Dienste Heinrichs IV. von Frankreich und nach dessen Tode in den Diensten des Königs Jakob von England stand. [4]) Julius Cäsar, (eigentlich Bordone della Scala (1484—1558), Philolog und Arzt in Agen, wo er auch mit Rabelais in Berührung kam.

und ändert deren Arten je nach der Kraft der Nahrungsſäfte. Dann werde ich zeigen, daß Amerika ein aus dem Groben entworfenes Aſien iſt, weil es viel moderner iſt. Ich werde zeigen, daß es in den neuen Erdteilen Rieſen gibt und daß dieſe Raſſe untergeht, um der bartloſen Raſſe Platz zu machen, und daß dieſe der bärtigen weicht, die die vollkommenſte von allen iſt. Ich werde dartun, daß die S..... weder in Amerika noch in Europa vorhanden war und daß wir ſie der Berührung der beiden Raſſen verdanken. Sie iſt ein Funke, der von zwei kalten Steinen ausſprühte, als ſie zuſammengeſchlagen wurden, und der die Welt in Brand geſteckt hat. Aber guten Abend; mein Brief würde nicht mit wegkommen, wenn er noch länger würde.

139.

Frau von Epinay an Galiani.

Januar 1772.

Um Sie zum Anfang in gute Laune zu verſetzen, mein lieber Abbé, ſchicke ich Ihnen ein neues Lied zu einer alten Melodie. Ich rate Ihnen, es zu leſen und zu ſingen; das wird Sie luſtig machen und Sie werden dann meinen Brief netter finden.

Nun, Sie ſagen alſo: „Vorſtellungen ſind keine Folgen unſerer Urteilsbildung, ſondern ſie gehen dieſen voran; ſie ſind Folgen von Empfindungen. Sie beweiſen durch Gründe der Vernunft, daß ein Stock im Waſſer keine gebrochene Linie bildet; die Vorſtellung jedoch, die wir von ihm haben, zeigt ihn uns als gebrochene Linie, weil die Wahrnehmung des Auges uns dies geſagt hat und weil die Vorſtellung der Wahrnehmung des Geſichtsſinnes folgt?“ Das paßt wirklich wunderbar zu dem, was Sie weiter oben ſagten: „So oft der menſchliche Geiſt ſich von etwas keinen Begriff zu bilden vermag, kann ein erbrachter Beweis ſich nicht in Überzeugung verwandeln.“ Wir werden alſo beweiſen, daß etwas, was wir nicht begreifen, ſo und ſo iſt, und wir werden ſtets handeln, wie wenn es *nicht* ſo und ſo wäre. Wiſſen Sie auch, daß dies mehr beweiſt, als Sie ſelber

glauben? Sie erklären damit, warum soviele Leute sich wegen Opernsängerinnen zugrunde richten, die sie betrügen, indem sie ihnen ewige Treue schwören. Sie glauben an die Treue, obwohl ihnen das Gegenteil bewiesen wird. So geht es mit allen Wahrheiten.

Ich habe übrigens Ihren Brief dem Philosophen gezeigt, der damit so im Zimmer herumgesprungen ist, daß ich mich halb tot gelacht habe. Niemals ist seine Perücke so auf seinem Kopf herumgerutscht wie während der Lektüre des Briefes. Er behauptet jedoch, daß Strafen und Belohnungen überflüssig seien; man müsse nur schlechte Beispiele beseitigen, weil der Mensch bildungsfähig sei. Ich verstehe ja nichts von Staatsverwaltung; aber ich sage: Gerade weil der Mensch bildungsfähig ist, sind Strafen und Belohnungen notwendig. Es wird mir nicht einfallen, den Stein zu schlagen oder zu treten, der mich am Bein getroffen hat; denn selbst wenn ich ihn zu Staub zermalmte, würde mich das nicht vor dem ersten besten Stein schützen, den jemand in derselben Richtung werfen würde. Aber wenn ich einem Menschen, der mich im Vorübergehen auf der Straße anstößt, einen tüchtigen Faustschlag gebe, so wird er, wenn der von ihm verspürte Schmerz ein genügender Denkzettel war, mich nicht wieder stoßen, wenn er mir von neuem begegnet. Trotzdem hat mir übrigens der Philosoph über dieses lange Thema sehr schöne Sachen gesagt, von denen ich kein Wort behalten habe. Welchen Zweck hätte es auch, auf etwas zurückzukommen, was man schon betrachtet hat, es sei denn, daß man etwas Bedeutendes oder Neues hinzuzufügen hätte? Und das können nur Sie, mein lieber Abbé; also sprechen wir von etwas anderem.

Alles was Sie mir vom Doktor sagen, ist ausgezeichnet und schildert ihn, wie er leibt und lebt. Aber denken Sie in seinem Interesse ernstlich über das nach, was ich ihnen mitgeteilt habe. Sagen Sie ihm tausend herzliche Grüße von mir.

Nehmen Sie sich doch die Zeit, das Buch zu schreiben, von dem Sie eine so köstliche Inhaltsangabe schicken. Ist es möglich, daß irgend eine Regierung, die über einen Geist wie den Ihrigen verfügt, nichts weiter damit anzufangen weiß, als ihn Polizeiverordnungen verfassen zu lassen? Wäre ich Herrscherin und wären Sie mein Untertan, ich würde Ihnen 600000 Gulden

Rente geben, unter der Bedingung, daß Sie alles ſagen und ſchreiben müßten, was ihnen einfiele. Weiter würden Sie nichts zu tun haben. Sie ſehen, ich würde deſpotiſch regieren, wie jeder andere.

Beunruhigen Sie ſich nicht um meine Geſundheit, wenn ich Ihnen nicht eigenhändig ſchreibe. Ich befinde mich nicht ſchlechter als für gewöhnlich; aber ich habe kranke Augen, und Tronchin hat mir jede Beſchäftigung unterſagt. Guten Tag, lieber Abbé; ich habe von Ihnen dieſe Woche keine Nachricht gehabt. Das iſt ein recht ſchlechter Jahresanfang.

140.

An Frau von Epinay.

Neapel, den 14. Dezember 1771.

Meine ſchöne Dame,

ich denke, Sie ſind von Ihren böſen Schmerzen geheilt; darum antworte ich Ihnen frohen Herzens. Ich empfing den Brief des Abbé-Priors Mayeul mit einer Verſpätung von einer Woche; ich antworte Ihnen mit dem Brief, den ich Ihnen ſchicke und womit Sie machen können was Sie wollen. Ich habe mich der Luſt überlaſſen, Sie durch tiefſinnigen Unſinn aufzuheitern. In dieſem Augenblick erhalte ich den Brief der Frau de Belſunce; aber Sie begreifen wohl, daß ich keine Luſt und auch keine Stimmung mehr habe, ihn zu beantworten. Daß Grimms Reiſe nach Italien verſchoben iſt, ärgert mich ſehr. Gatti und Gleichen beauftragen mich, Ihnen allerlei zu ſagen, wozu ich keine Zeit habe, weil ich nicht mal mehr Ihnen ſagen kann, was ich Ihnen ſagen möchte. Laſſen Sie ſich's gut gehen — das iſt die Hauptſache.

141.

An den Abbé Mayeul.

Neapel, den 14. Dezember 1771.

Ganz gewiß iſt nicht alles gut, mein lieber Abbé; denn es iſt nicht gut, daß Sie es übernehmen, mir Nachrichten zu geben.

Denn Sie geben mir nur traurige, und das ist nicht schön von Ihnen. Zum Glück hat Gatti mich über Frau von Epinays Krankheit beruhigt, die Sie als einen Magenkrampf bezeichnen, wie wenn Madame die Füße im Magen hätte. Da Sie mir aber die Ehre erwiesen haben, mir zu schreiben, lieber Abbé, so ist es nicht mehr als recht, daß ich versuche, Ihnen die ganze Größe meiner Dankbarkeit zu zeigen. Sie haben ein Priorat; Gott erhalte es Ihnen. Wenn Sie noch eins dazu erwischten, wären Sie dann nicht noch besser dran? Nun, in unserer Zeit ist der kürzeste Weg zur Erlangung von Prioraten, mein lieber Abbé, ohne Zweifel die Atheistenjagd. An Wild ist kein Mangel; man muß es nur aufzustöbern wissen. Ich werde Ihr Jagdhund sein, ich werde Ihnen zeigen, wo dies Pack seinen Bau, seine Lagerstatt, seinen Schlupfwinkel hat. Das Totschießen ist dann Ihre Sache. Also auf zur Jagd! Vorwärts!

Die Philosophen, die da behaupten, es sei alles gut auf dieser besten aller Welten, sind abgefeimte Atheisten, die ihren Vernunftschluß nur halb vorbringen, weil sie Angst haben, auf dem Scheiterhaufen zu schmoren. Aber vollständig lautet er folgendermaßen: Wenn ein Gott die Welt gemacht hätte, wäre sie zweifellos die beste von allen; aber sie ist es nicht — da fehlt viel daran. Also gibt es keinen Gott: seht die Spitzbuben an! So räsonnieren diese Philosophen. Da läuft der Hase, mein lieber Abbé; jetzt müssen Sie ihn schießen, aber lassen Sie die Flinte nicht versagen. Was, es knallt nicht? Nun, da werde ich Ihnen zeigen, wie man solches Wildbret jagt. Zunächst sagt man zu Ihnen: „Ihr Spitzbuben, ihr Lumpen! Ihr verdientet alle den Galgen!“ Kriegt man sie, so muß man ihnen ohne Erbarmen dies Wort halten. Läuft aber das Wild davon, so läßt man sich in Verhandlungen mit ihnen ein und sagt ihnen höflich: „Ihr seid Tölpel! Wißt ihr denn nicht, daß Gott diese Welt aus dem Nichts geschaffen hat? Nun, so haben wir also Gott zum Vater und das Nichts zur Mutter. — Ganz gewiß ist unser Vater was ganz Bedeutendes; aber unsere Mutter taugt ganz und gar nichts. Man schlägt dem Vater nach, aber man schlägt auch der Mutter nach. Was auf der Welt Gutes ist, stammt vom Vater, und was an Bösem

da ist, stammt von unserer Mutter Frau Nichts, die nicht viel wert war.“ Da sind denn nun, lieber Abbé, die Philosophen belämmert. Ihre Voraussetzung ist falsch, vollkommen falsch. Denn wenn wirklich diese Welt die denkbar beste wäre, so wäre klar, daß sie ungeschaffen wäre, und es gäbe keinen Gott! Ihre Unvollkommenheit ist der überzeugendste Beweis, daß sie geschaffen und einem Wesen untergeordnet ist, das vollkommener ist als sie. Diese Beweisführung ist, wenn ich mich nicht irre, neu, und darum nicht weniger gut.

Versuchen Sie, sie auf passende Weise beim Erzbischof von Rheims[1] unterzubringen, und berichten Sie mir über Ihren Erfolg. Aber es bleibt noch eine kleine Schwierigkeit; man könnte uns fragen: Warum hat Gott sich in die Abgründe des Nichts gestürzt, um eine Welt daraus hervorzuholen, da er doch wußte, daß diese wegen der Mängel ihrer Mutter niemals vollkommen sein könnte. Was zum Kuckuck wollte er in dieser Tretmühle? Darauf müssen wir antworten, mein lieber Abbé! Sie werden wohl zunächst sagen: Fragt doch Gott selber danach — wie man Ludwig XIV. fragen mußte, warum er Versailles an einem so häßlichen Ort erbaut habe. Diese Antwort ist nichts wert im Munde eines Theologen; ich sage Ihnen, mein lieber Abbé, ein Theologe muß auf alles zu antworten wissen, wonach man den lieben Gott selber fragen könnte, und darf niemals eine Antwort schuldig bleiben. Was werden wir also antworten? Man darf nicht den Mut verlieren; es sind schon tausend Antworten darauf gegeben worden, freilich keine einzige gute. Aber ich weiß die gute: Man gibt allgemein zu, daß Gott nicht nötig hatte, die Welt zu erschaffen, um unendlich glücklich zu sein; wenn nun Gott mit seiner bloßen Existenz unendlich zufrieden war, so mußte das Nichts in seiner Nichtigkeit sich unendlich langweilen. Infolge der sehr dringenden und angelegentlichen Bitten des Nichts ist also unsere Welt geschaffen worden; und das ist durchaus nicht sonderbar, denn wir sehen schon auf der

[1] Charles Antoine de la Roche-Aymon (1692—1777), Großalmosenier von Frankreich, Kardinal 1772, als Prälat ein Höfling, der von seinem Amt nur das Zeremoniell verstand.

Welt viel mehr Mütter, die Kinder zu haben wünschen, als Väter, die welche zu zeugen wünschen. Die tödliche Langweile unserer Mutter ist also Veranlassung zu unserer Existenz geworden. Es langweilte sie, daß sie Nichts war, und darum langweilen wir alle uns auf dieser Jammerwelt. Die Langeweile ist ein Muttermal, das wir im Schoß unserer Frau Mama erhielten, die an diesem Übel litt, als sie mit uns schwanger ging. Unser Vater hat gar keine Schuld daran; denn ganz gewiß langweilt Gott sich niemals. Da haben Sie also noch etwas Neues, mein lieber Abbé; aber es würde beim Herrn von Reims wohl nicht so zweckdienlich sein wie das andere; bringen Sie es also anderswo unter.

Doch nun habe ich mit Ihnen genug von Theologie geschwatzt. Obwohl auf dieser Welt nicht alles recht ist, ist es doch recht, daß Sie Prior sind; es ist recht, daß Sie Ihre Würde noch recht lange genießen; es ist recht, daß Sie mir zuweilen schreiben, und ich bin Ihr recht ergebener Diener.

Ende des ersten Bandes.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

ICLF (N)

MAY 2 1970 94
June
July

REC'D LD JUN 10 70 -6 PM 8 0

LD21A-60m-3,'70
(N5382s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

M61847

F12
G156
Gco
v.1

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY